

Robert Walser  
Kritische Ausgabe  
sämtlicher Drucke und Manuskripte

Band II 2  
Drucke in Die Rheinlande

Robert Walser  
Kritische Ausgabe  
sämtlicher Drucke und Manuskripte

herausgegeben von

Wolfram Groddeck und  
Barbara von Reibnitz

Abteilung II (Drucke in Zeitschriften)  
Band 2

Dieses E-Book ist seitenidentisch mit der gedruckten Ausgabe und verfügt u.a. über folgende Funktionen: Volltextsuche, klickbares Inhaltsverzeichnis, Lesezeichenstruktur sowie Verlinkungen zu Internetseiten. Die gedruckte Ausgabe ist im Buchhandel und über [www.schwabeverlag.ch](http://www.schwabeverlag.ch) erhältlich.

Robert Walser  
Drucke in Die Rheinlande

herausgegeben von

Caroline Socha-Wartmann  
Matthias Sprünglin

*Stroemfeld* | **Schwabe**

Gedruckte Ausgabe  
Herausgegeben im Auftrag der  
Stiftung für eine Kritische Robert Walser-Ausgabe, Basel

Editorial Board:  
Prof. Dr. Davide Giuriato, Universität Zürich  
Prof. Dr. Alexander Honold, Universität Basel

Publiziert mit Unterstützung der Ulrico Hoepli-Stiftung.

Dieser Band ist als E-Book integriert in die KWAE-online.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-7965-4827-7

Copyright © 2024 Stiftung für eine Kritische Robert Walser-Ausgabe, Basel  
Copyright für die Texte von Robert Walser mit freundlicher Genehmigung  
der Inhaberin der Rechte, der Robert Walser-Stiftung Bern  
© Suhrkamp Verlag, Zürich 1978 und 1986  
Alle Rechte bei und vorbehalten durch die Suhrkamp Verlag AG Berlin

Eine Gemeinschaftsproduktion von  
Stroemfeld Verlag  
Schwabe Verlagsgruppe AG, Schwabe Verlag, CH-4052 Basel, Grellingerstrasse 21

Layout und Satz: Doris Kern, Frankfurt am Main; Christian Walt, Zürich  
Druck und Verarbeitung: Hubert & Co., Göttingen  
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier gemäß ISO 9706  
[www.schwabe.ch](http://www.schwabe.ch)    [www.kritische-walser-ausgabe.ch](http://www.kritische-walser-ausgabe.ch)

E-Book  
ISBN E-Book (PDF) 978-3-7965-4828-4  
DOI 10.24894/978-3-7965-4828-4



Dieses E-Book ist lizenziert unter einer Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 4.0 International (CC BY-NC-ND 4.0)

## Inhalt

Veröffentlichungen Robert Walsers in <i>Die Rheinlande</i>	6
Editorisches Nachwort	215
1. Grundsätze der Textwiedergabe	215
2. Die Textzeugen und ihre editorische Behandlung	217
3. Robert Walser und <i>Die Rheinlande</i>	221
3.1 Die Zeitschrift	221
3.2 Robert Walser als Autor der <i>Rheinlande</i>	247
Dokumentarischer Anhang	259
Abbildungen	318
Alphabetisches Verzeichnis der Texte mit ihren Textzeugen	332
Chronologisches Verzeichnis der Texte	338
Dank	340
Editorische Zeichen und Kürzel	342

Die Rheinlande, Jg. 12, Bd. 13, H. 6, Juni 1907, S. 170–[200]

Emil Nolde, *Bildnis* [Kunstbeilage, unpag.]

W. [Wilhelm] Schäfer, *Zwei Landschaften*. (Wilhelm Kalb, Julius Bretz.)

[Mit 4 Kunstbeilagen], 170–[174]

W. Gischler [Wilhelm Schäfer], *Drei rheinländische Ausstellungen*.

(Mannheim, Düsseldorf, Köln.), 175–178

Wilhelm Schäfer, *Am Niederrhein. Rheinfahrt*

[Mit 2 Kunstbeilagen], 179–[184]

Fritz Wichert, *Das Ende von unerzählten Geschichten*.

*Ein Stück Novelle*, 185–187

Aug. [August] Hackemann, *Goethe und sein Freund*

*Karl Philipp Moritz*, 187–193

Wilhelm Schäfer, *Der Ring der Zwergenkönigin. Eine Rheinsage*, 193–194

Robert Walser, *Der Maler*, 194–195

W. [Wilhelm] Schäfer, *Schwere Fragen*, 195–197

Albert Geiger, *Aus neuer deutscher Lyrik* [Über 1. Martin Boelitz, *Frohe Ernte*; 2. K. E. Knodt, *Aus meiner Waldecke*; 3. Karl Wollf, *Sturm und Sonne*; 4. Bernd Isemann, *Statuen einer Jugend*; 5. Johanna Wollf-Friedberg, *Präludien*; 6. Richard Schaukal, *Ausgewählte Gedichte*; 7. Hans W. Fischer, *Buch des Widerspruchs*], 198–199

[Notizen]

W. [Wilhelm] Schäfer, *Diesseits* [Über Hermann Hesse, *Diesseits*], 199

S. [Wilhelm Schäfer], *Fritz Kochers Aufsätze*, [200]

[Vgl. KWA Suppl. 1, Nr. 34]

S. [Wilhelm Schäfer], *Emil Nolde*, [200]

P. [Alfons Paquet], *Die geflickte Braut* [Über eine Düsseldorfer Aufführung von Goethes *Triumph der Empfindsamkeit*], [200]

S. [Wilhelm Schäfer], *Die Baukunst-Ausstellung*, [200]

M. [Arnold Mendelssohn], *Unsere Musikbeilage*, [200]

Der Maler.  
Von Robert Walser.

194

Ein Maler ist ein Mensch, der einen Pinsel in der Hand hält. Am Pinsel ist Farbe. Die Farbe ist nach seinem Geschmack gewählt.  
5 Die Hand hat er, um den Pinsel geschickt nach den Befehlen des sehenden und fühlenden Auges zu führen. Er zeichnet und malt zugleich mit dem Pinsel. Eines Pinsels Härchen sind gewöhnlich wunderbar scharf und fein, aber schärfer und feiner ist die Gewissenhaftigkeit, mit der die Sinne, die gesamten, vorgeneigten,  
10 gespannten Sinne mitarbeiten. Ein zuverlässiger exakter Mensch ist ein um so besserer Maler. Edle und vornehme Gesinnung drückt sich in der Pinselführung wunderbar aus. Liederliche Menschen malen auch liederlich. Sie können genial, aber niemals groß malen. Bescheidenes, artiges Wesen wählt seine Farben gewöhnlich mit feiner Vorsicht, nach einem gedankenvolleren Geschmack. Kein Wunder, daß die höflichsten und zuvorkommendsten Menschen, die Franzosen, die bedeutendsten Maler liefern, oder geliefert haben. Impertinenz und Anmaßung bringen nie ein Gemälde zustande. Leicht, still, besonnen, klug und aufs feinste  
20 gebildet hat man noch jeden großen Maler angetroffen. Sich weder lange besinnen, noch auch unbesonnen sein, das schafft gute Bilder. Treue der Natur, Treue sogar einem gewissen lächelnden Trotz gegenüber, dagegen Kälte und Verwunderung vor allem sich begierig Aufdrängenden: das ist der Topf, die Palette,  
25 wo die süßen, ewigen Farben liegen. Welche Ruhe, welche Stille, welche Zurückhaltung und deshalb: welche Natur in den Gemäl-

FKA: *Fritz Kocher's Aufsätze*, 1904, S. 84–88 [KWA I 1, S. 68–71].

1 Der Maler. / Von Robert Walser.] *Redaktionelle Notiz*: Aus „Fritz Kochers Aufsätzen“, mitgeteilt von Robert Walser (Insel-Verlag, Leipzig). Siehe die Besprechung am Schluß des Heftes. *Rblde*

10 zuverlässiger] zuverlässiger, FKA

den der meisten alten Meister. Die Natur ist nie erregt, obgleich sie voll Leben. Wie kalt scheint die Sonne, wiegen sich die Blätter und Blumen, liegen die Kronen der Bäume, starren die Felsen, klingt der Gesang der Vögel. In der Natur ist keine Wärme, nur der Mensch, der ängstliche, stets eifrige Mensch glaubt sie spüren zu sollen. Wieviel Liebenswürdigen lügen uns nicht die Dichter vor! Dichter kennen die Natur überhaupt selten, lernen sie selten kennen, wollen sie nicht kennen lernen. Sie sind gemeiniglich Starrköpfe. Das Geschäft des Malers bringt es mit sich, hier viel zartere Beobachtungen zu machen. Das Gleichgültige, Starre an der Natur ist es, das den Maler oft die heißesten, glühendsten Farben aufsetzen läßt. Hier heißt es, sich zusammennehmen, hier gilt es, kalt der Kalten gegenüber zu sein. Man kann auch mit großer Herzlichkeit, Innigkeit und Wärme kalt sein, sobald es die Kunst gebietet. Die großen Maler haben das alle gekonnt, haben es alle lernen müssen. Ihre Kunstwerke lassen es deutlich spüren. Malen ist die kälteste Kunst, ist eine Kunst des Geistes, der Beobachtung, des Nachdenkens, der höchst scharf zersetzten Gefühle. Was ist Geschmack anderes als zersetzte Empfindung, zergliedertes Sinnen? Und mit was malt man, als mit dem Geschmack? Sollten nicht Farbensinn und Geruchsinn in engster Berührung zueinander stehen? Sollte nicht ein bestimmter Duft den Eindruck einer bestimmten Farbe hervorrufen können?

Die Vorstellung von einer besonders schönen Farbe kann ich wie eine köstlich zubereitete Speise oder wie eine zauberisch duftende Blume kosten. Süßes, eigentümliches Genießen! Ich unterlasse es, so viel ich kann, es würde mich ruinieren. Sind denn nicht alle Sinne durch wunderbare Kanäle untereinander verbunden? Beim Malen selbst habe ich einzig und allein die Fertigstellung

6 Wieviel] Wie viel *FKA*

19 anderes] anders *Rblde* anderes *FKA*

26 Süßes,] Süßes *FKA*



des Bildes im Auge und Sinn. Namentlich auch die Überwachung des Handgelenkes, das oft schlafen möchte. Eine Hand ist nicht leicht zu meistern. In einer Hand steckt oft viel störrischer Eigenwille, der gebrochen werden muß. Mit Einsatz eines energischen und sanften Wollens kann man sie wunderbar gefügig, geschmeidig und gehorsam machen. Der Trotz in ihr ist dann wie ein Glied gebrochen, sie arbeitet wie ein seltsamer, talentvoller Diener, kräftigt und verfeinert sich von Tag zu Tag. Das Auge ist wie ein Raubvogel, es sieht die geringfügigste abweichende Bewegung. Die Hand fürchtet aber auch das Auge als ihren ewigen Quäler. Ich weiß selber nicht, wie es mir beim Malen eines Bildes zumute ist. Ein Schaffender ist ein völlig Abwesender, Gefühlloser. Nur wenn ich eine Pause mache, um das Getane zu überschauen, fällt mir oft ein, daß ich zittere vor innerem Glück. Eine Genugtuung, wie ich sie sonst nie kenne, gibt mir eine Sicherheit im Fortfahren, die mich fast von Sinnen bringt. Drum ruhe ich so wenig wie nur möglich aus. Es ist gefährlich, ja tödend! Während des Schaffens habe ich nicht das ausdrückliche, wirkliche Bewußtsein dessen, was ich vollbringe. Alles geschieht unter der Herrschaft eines fremden, mir zugeflogenen, mir übergeworfenen Bewußtseins. Deshalb kann ein Schaffender nicht von Glück während des Schaffens reden. Er empfindet nur nachher noch den weichen, süßen Nachdruck des seligen, kummerlosen Zustandes. Selig ist anders als glücklich. Der Gefühllose einzig ist selig, so wie die Natur. Auch Gefühlüberströmte sind wie Gefühllose! – Wie ich male, kann ich nicht sagen, da ich es in dem mir fremden Zustande mache. Wie man malen muß, das kann man nur malen, nicht sagen. Wie ich male, zeige ich aus fertigen Gemälden, unfertige kommen nie aus meinen Händen. Ich spüre oft in der undeutlichen Erinnerung, welche Freude mir das Aufsetzen einer mir besonders lieben Farbe gemacht haben muß. Ich suche mir dann die betreffende Haltung, den fraglichen Strich und Kniff wieder vorzugaukeln, aber es gelingt selten. Wie ich etwas sehr Liebes und Wirkungs-

195

volles gemacht habe, kann ich mir nachher kaum noch vorstellen. Namentlich an Tannen gelingt mir oft Überraschendes, süß in die Augen Springendes. Ich habe Tannen so fest im Gedächtnis, so fest in der Seele. Ich wünsche oft (und dieser Wunsch ist krankhaft genug) ihren Geruch malen zu können. Obgleich ich Maler bin, 5 wirkt Malen oft, sogar sehr oft, wie etwas Wunderbares, Geisterhaftes, Unbegreifliches auf mich. Das ist vielleicht nur, weil ich keine andere Leidenschaft kenne.

Die Rheinlande, Jg. 10, Bd. 19, H. 1, Januar 1910, S. 1–[40]

Wilhelm Trübner, *Schloß Hemsbach* [Kunstbeilage, Vierfarbendruck, unpag.]

S. [Wilhelm Schäfer], *Wilhelm Trübner* [Mit 4 Kunstbeilagen], 1–[12]

R. [Robert] Schwerdtfeger, *Die Reichsbank als Bauherr*, 13–15

Karl Pfälzer [Wilhelm Schäfer], *Neue Anhänger von Paul Haustein*, 16–17

Richard Hamann, *Antike Plastik im Liebieghause zu Frankfurt a. M.*, 18–20

Wilhelm Schäfer, *Beethoven und das Liebespaar. Eine Anekdote*, 21–22

Robert Walser, *Bedenkliches*, 22–23

Otto Stoessl, *Egon und Danitza. Erzählung*, 24–26

Dr. Ernst Bacmeister, *Die Vermondung des Menschen und ihre Abwehr*, 26–29

Ernst Lissauer, *Über die Lyrik Gottfried Kellers*, 29–32

Hermann Hesse, *Der Schnitter Tod*, 32–33

Bernhard Ihringer, *Rokoko-Schnörkel*, 33–34

Edwin Redslob, *Vier Gedichte*, 35

Reinhold Treu [Wilhelm Schäfer], *Der Dichter in Deutschland*, 35–37

[Notizen]

S. [Wilhelm Schäfer], *Das aufgeblasene Zeitwort*, 38

Samuel Lublinski, *Drama und Sage*, 38

Benno Rüttenauer, *Stil und Karikatur* [Über eine Ausstellung der Neuen Künstlervereinigung in München], 38–39

Albert Dresdner, *In der Schwarz-Weiß-Ausstellung der Berliner Sezession*, 39–[40]

[Ernst] Lissauer, *Die ältesten deutschen Dichtungen* [Über Friedrich von der Leyen, Karl Wolfskehl (Hrsg.), *Die ältesten deutschen Dichtungen*], [40]

Ernst Schur, *Wilhelm Busch* [Über Hermann, Adolf und Otto Nöldeke, *Wilhelm Busch*], [40]

W. G. [Wilhelm Gischler, d. i. Wilhelm Schäfer], *Der Generaldirektor*, [40]

Wie doch die Menschen einander das Leben unklar und schwer  
 machen. Wie sie einander herabzusetzen, zu verdächtigen und zu  
 verunehren bestrebt sind. Wie doch alles nur geschieht, um zu  
 triumphieren. Was sie zu tun unterlassen, daran sind Äußerlich- 5  
 keiten schuld, was sie verfehlen, das haben sie nie selbst ver-  
 brochen. Immer ist der Nebenmensch nur ein Stein im Weg, im-  
 mer ist die eigene Person das Beste und Höchste. Wie man sich  
 Mühe gibt, sich zu verschleiern, in der Absicht, weh zu tun. Wie  
 sehnt man sich oft nach offenkundigen ehrlichen Grobheiten. 10  
 Das Herz tönt wenigstens in den Wutanfällen. Sonderbar ist, wie  
 wenig ernst die Menschen einander nehmen, wie sie tändeln im  
 Ton der Mißachtung mit dem Edelsten, Kostbarsten und Bedeu-  
 tungsvollsten. Und wie sie nie ermüden, zu nörgeln, wie sie nie  
 auf den einfachen Einfall kommen, zu hoffen, es gebe Großes, 15  
 Gutes und Redliches auf der Erde. Daß die Erde das Ehrenwerte  
 sei, will ihnen, so einleuchtend das auch ist, niemals einleuchten.  
 Nur vor ihren eigenen Tändeleien empfinden sie den Respekt, der  
 der Welt, dieser Kirche voller Majestät, gebührt. Wie sie ernst  
 nehmen, was sie sündigen, wie sie noch nie, solange sie erwachse- 20  
 ne Menschen sind, geglaubt haben, etwas Feineres und Beherzi-  
 genswerteres könne existieren, als sie selber. Wie sie das Unanbe-  
 tenswerte immer und immer wieder anbeten, das uralte goldene  
 Kalb, das ausdruckslose Scheusal, wie sie emsig glauben ans Un-  
 glaubwürdige. Die Sterne bedeuten ihnen nichts, sie meinen, das 25  
 sei etwas für Kinder; doch sie, was sind sie anderes als unartige  
 Kinder, versessen in das, was man nicht tun soll. Wie sie Angst um  
 sich herum zu verbreiten wissen, im Bewußtsein, daß sie sich sel-  
 ber immer ängstigen vor irgend einem dunklen, dummen und  
 dumpfen Etwas. Wie sie sehnsüchtig wünschen, nie Dummheiten 30  
 zu begehen, während doch gerade dieser unedelherzige Wunsch  
 das Dummste ist, was unter der Sonne empfunden werden kann.

Sie wollen die Klügsten sein und sind die denkbar Elendesten. Der Dieb hat etwas begangen, er hat sich verleiten lassen, etwas Unerlaubtes und Schlechtes zu tun, sie aber haben nie etwas begangen, weder etwas Gemeines und Abscheuliches, noch etwas Gutes und  
5 Zartsinniges, und sie nehmen sich fest vor, nie etwas zu begehen, was Aufsehen erregen könnte. In der Tat, sie geben zu Bedenken Anlaß.

\* \* \*

Wie sie sich verkennen in der engbegrenzten Überzeugung, mehr  
10 wert zu sein als der andere. Ganz naiv nennen sie sich gebildet, die hochgestülpte Nase rümpfend übereinander. Die Armen. Wenn sie wüßten, wie ungebildet und ungeschult der Hochmut ist, wie schlecht erzogen man ist, beherrscht von der Unfähigkeit, sich selbst zu beurteilen. „Komm, wir wollen zusammen Reue  
15 empfinden gehen, an einen Ort, wo es still ist, all des Anmaßenden und Lieblosen wegen, von dessen Herrschaft wir uns nicht losreißen können.“ So würde der Mensch reden, wenn er einen Hauch Bildung spürte. „Willst du mitgehen? Ein Tempel wird da-  
20 stehen, ein heiliger, unsichtbarer. Komm doch. Du wirst sehen, es wird dir Vergnügen machen, und uns beiden wird es wohl ums Herz tun!“ So oder ähnlich würde ein Mitmensch zum Mitmenschen reden. Was sind sie für Barbaren, die von Kultur reden, von all dem Vortrefflichen, von dem Schönen, das ihnen immer fremd  
25 bleiben wird, solange sie sich nicht entschließen können, es zu üben. Wie ist Übung und Bewegung ihnen fern. Immer reden, reden und reden sie, und sinken doch gerade dadurch immer tiefer in die Mitternacht der Unfeinheit hinunter, denn nur das Tun ist fein; das Gerede ist finster und unsauber wie die Hölle. Wie verlieren sie ihre Zeit und den goldig-leichten, flüssigen Wert ihres  
30 Daseins mit stundenlangem Zubringen an Orten, wo sie sich die Ohren und die Gemüter müde reden über Dinge, die der vernünftige, arbeitsame Mensch in der Eile bedenkt und beschließt. Sie

wollen offenbar, indem sie reden, über gewisse Bedeutungen ins  
reine kommen, aber das werden sie nie. Nein, sie wollen das auch  
gar nicht, sie wissen ganz genau, daß sie sich einer Rede-Schlem-  
merci hingeben. Sie schlemmen eben. Schlemmen aber kann  
nichts anderes sein als eine Greulichkeit; Sünde, begangen an den  
Eltern und an den Kindern; Unrecht, begangen an jedem Mitle-  
benden; Greuel, begangen an sich selber. Die Nächte, die heili-  
gen Tempel im Leben, wie unsagbar werden sie entwertet, entehrt  
und entheiligt durch Phrasen wie die: „Kommen Sie, wir gehen  
rasch noch da und da hin!“ Der Gebildete, er muß immer rasch  
noch da und da hin gehen, warum, das weiß er wahrhaftig selbst  
nicht. Wie sind sie stets auf der Jagd nach Genüssen, die der Neger  
verachtet, nach Abwechslung, worüber das Kalmückenweib vol-  
ler unausdenkbarer Verachtung die Schulter zuckt. Wie empört  
stellen sie sich gegenüber der Zumutung, ein wenig gelassen dem  
Wandel der Wochen zuzuschauen, in der Stille sich eine Andacht  
vernünftiger, lieblicher Art zuzubereiten oder – ganz einfach – in  
die Kirche zu gehen. O bei Gott, dem Unüberwindlichen, die Kir-  
che kann den Menschen das Furchtbare, das sie auf dem Gewissen  
hat, vergessen machen und ihn locken zur Unterwerfung. Es ist  
nachgerade genug all der Leerheiten, Widerlichkeiten, Seelen-  
und Herzlosigkeiten auf seiten dieser schwatzhaften Moderne.

\* \* \*

Und wie leiden sie. Man muß unter ihnen gelebt haben, man  
muß die Torheiten, denen sie huldigen, und deren abgerupfte  
Reize weder den Geist noch die Sinne beleben können, mitge-  
macht haben, um zu verstehen, wie sie leiden. Ihr Trost ist, daß  
sie den Ton in der Welt angeben. Welch ein Trost. Ihr Stolz ist, in  
der Presse genannt zu werden. Welch ein Stolz. Ihr Triumph ist,  
an der Spitze dessen zu stehen, was man Fortschritt zu nennen

19 den] dem *Rblde*

liebt. Welch eine Errungenschaft. Und daneben sieht man diese ermüdeten, welken, halblebendigen Männer, diese seelenvollen Frauen, deren ganze Seele zerfressen und zerstört ist von wütenden, hoffnungslosen, halb irrsinnigen Unzufriedenheiten. Arme  
5 an der Spitze der Bildung stehende und tändelnde Frauen, unbeneidenswerte Männer, verarmte Menschen. Und halb geben sie es zu, daß sie verarmt sind. Aber wodurch sind sie so arm? Es sind liebe Menschen. Ja wahrhaftig. Aber warum sind gerade sie so unzuverlässig, so verstimmt, verwelkt und verdrossen? Auch dies  
10 gibt zu Bedenken Anlaß.

\* \* \*

Geister und Götter reden nicht mehr zu ihnen. Auf lauter Sinnenlust und -Kram fußt ihr Leben, das sich auf Vernunft und festen Gedanken an ein Höheres gründen sollte. Auf Emporkommen  
15 will es sich gründen, aber dieses leere Steigen von Stufe zu Stufe ist kein gerechter, ehrenwerter Grund und Boden. Mit dem Emporkommen müßte wackeres edles Wesen fortschrittlich verbunden sein, aber das ist durchaus nicht der Fall, das Gegenteil ist der Fall: die Zerklüftung, Zerflatterung und Zerfaserung. Da hoch oben,  
20 da ist nichts mehr. Den oberen Regionen ist sonderbarerweise die Entfaltung untersagt. Man kommt nicht weiter, und daher heißt es zurückgehen - - - - - auch das gibt zu Bedenken Anlaß.

*Robert Walser.*

Die Rheinlande, Jg. 10, Bd. 20, H. 9, September 1910, S. 277–[308]

H. [Heinrich] Beecke, *Bildnis* [Kunstbeilage, Lithographie, unpag.]

S. [Wilhelm Schäfer], *Heinrich Beecke* [Mit 4 Kunstbeilagen], 277–[288]

Ewald Bender, *Der Bildhauer Wilhelm Gerstel*, 289–293

Samuel Lublinski, *Der Priester von Orchomenos. Novelle (Schluß.)*, 294–298

Theodor Volbehr, *Die Aufgaben der Museen einst und jetzt*, 298–301

Emil Lucka, *Die Träume des Silvio. Novelle*, 301–305

Bernd Isemann, *Zwei Gedichte*, 305

Robert Walser, *Die Großstadtstraße*, 305–306

[Notizen]

Dr. B. R., *Fibelkritik*, 307

Richard Hamann, *Johann Martin Niederee*, 307–[308]

W. [Wilhelm] Schäfer, *Eine Kraftprobe. Glossen zur Ausstellung des  
„Sonderbundes“ in Düsseldorf*, [308]



Manche Straßen in der innern, alten Stadt liegen merkwürdig einsam da; ein Dom in seiner ehrwürdigen Pracht oder eine monotone Kaserne oder ein altes Schloß erhöhen noch den Eindruck der Stille und Einsamkeit. In den matt erhellten Bierstuben gutbürgerlichen Charakters sitzen an Tischen ein paar zeitunglesende Abendgäste; der Kellner steht müßig, die Serviette unter dem Arm. In einer andern Gegend, ein paar Straßen weiter, eilen die Menschen dicht neben- und hintereinander, verfolgt von niemandem, aber auch, wie es scheint, gelockt von niemandem. Die hundert gehen an ähnliche Orte und kommen von einerlei Orten her, und sie halten sich alle in einer in ihrer Art bewundernswürdigen Gemessenheit. Die Bäume sind sonderbar grün, nicht wie in andern Städten. Ein stiller Friedhof aus alten Zeiten grenzt an eine der belebtesten Straßen, auf deren holprigem Pflaster die Droschken, Fuhrwerke und Omnibusse unaufhörlich dahinrollen. In den Aschingerlokalen wird unaufhörlich Bier in die Gläser getan, und für alle diese der Reihe nach gefüllten Gläser finden sich Trinker und Abnehmer. Die Leiter der Vergnügungshäuser gebärden sich wie Offiziere auf Schlachtfeldern, und die Offiziere sieht man still, sanft, gesetzt und bescheiden einhergehen, als seien sie des äußerlichen Schneides längst überdrüssig, was wohl auch hie und da der Fall ist. Man muß sich, von einem Bürgersteig zum andern hinübergehend, hüten, überfahren zu werden, aber dieses Sichhüten ist unmerklich, es ist zur Gewohnheit geworden. Wie diese große Stadt die Menschenbewegungen hemmt und frißt. Die Leute, die im Norden wohnen, haben die hellen vornehmen Gegenden des Westens vielleicht ein ganzes Jahr lang nicht mehr gesehen, und es ist nicht einzusehen, was eine Bewohnerin des Westens veranlassen könnte, die Gegend um den Schlesischen Bahnhof aufzusuchen, wenn nicht irgend ein besonderer Um-

stand es vermöchte. Gebrechliche Leute sieht man hiesigen Ortes sehr wenig, und zwar wohl in erster Linie deshalb, weil der Kranke und der Müde diesen fortwährenden Verkehr zu scheuen alle Ursache haben und sich ruhig zu Hause verhalten. Was sich auf der Straße bewegt, ist mehr oder weniger rüstig und munter und markiert Lebensfröhlichkeit, schon aus Anstand, empfindend, daß alle, die da leben und gehen, sich zu einer gewissen unauffälligen Höflichkeit aufraffen. Der Verdrossene und der Mutlose müssen ihre Verdrossenheit und Mutlosigkeit schon aus rein praktischer Vorsicht dämpfen, der Unbeherrschte sieht sich gezwungen, sich zu beherrschen, der, der vor Lust laut auflachen möchte, sieht augenblicklich ein, daß er das nicht tun darf, und der, dem Tränen in die Augen treten, biegt rasch um, schaut in ein Schaufenster, als ob er sich wunder wie interessierte. Der Flirt bedient sich der einfachsten und zugleich zartesten Mittel. Obgleich es auf den Straßen und Plätzen und in den Straßenbahnen aussieht, als weiche Fremdes und Fremdes sich geflissentlich aus und als scheue jedermann eine Berührung oder Empfindung, so kommen doch sehr viele schöne, süße Annäherungen zustande, mehr als der Beobachter zu ahnen und der Uneinheimische zu beobachten vermag, eben weil der, der irgend etwas unternimmt oder beabsichtigt, so tut, als träume oder kalkuliere er ins Leere. Fällt irgend eine kleine Unannehmlichkeit vor, sei es, daß ein Pferd auf dem oft spiegelglatten Boden stürzt, sei es, daß es einen Händel absetzt oder dergleichen, so bildet sich um die Neuigkeit sogleich eine meist hübsche runde Gruppe von Umherstehern, die sich weder gleichgültig zu der Unterbrechung verhalten noch irgendwie heftig. Es ist alles sauber. Die Schaufenster glänzen mit derselben sorgfältigen Sauberkeit wie die Äußerungen der Menschen, gebildeten und ungebildeten, das Dienstmädchen gewöhnt es sich an, sich zu bewegen wie die Herrschaft, und die Dame des Hauses trägt nicht ihre Würde und ihre Unnahbarkeit vor die Haustüre. Der drollig-unschuldige Schuljunge trägt sein

Schulzeugnis in derselben „Elektrischen“ mit nach Hause, in der die Dirne sitzt oder der Mensch, der hier Zeit gewinnt, verbrecherische Pläne zu entwerfen, und das eine sticht nicht das andere. In vielen Augen glänzt heimliche Sehnsucht, viele Lippen sind zugebissen, viele Gemüter erzittern, aber alles will Art und Weise haben, alles will den vernünftigen Gang gehen, alles kann und will sich erhalten. Die Straßen sehen einander ähnlich wie die Schicksale der Menschen, und doch hat jede Straße ihren eigenen Charakter, und ein Schicksal ist nie zu vergleichen mit einem andern.

10 Was die Eleganz betrifft, so sucht und versteht man sie im allgemeinen darin, daß man vermeidet sie zu entfalten; in einer gewissen Vernachlässigung liegt ihr höchster Reiz, ungefähr wie die Noblesse des Denkens und Fühlens, die zu Ende ist, wenn sie sich Mühe gibt, nach Ausdruck zu ringen, oder ungefähr wie der Stil

15 der Sprache, der da versagt, wo er sich zeigen will. Es liegt in der Größe und im Stolz dieser Stadt eine unverkennbare Stille; und eine Geräuschlosigkeit krönt das Geräusch, daß man sich, wenn man eine Zeitlang in der ländlichen Stille und Zurückgezogenheit gewesen ist, sehnt, es zu vernehmen, wie wenn es ein Labsal

20 wäre. Und es unterliegt keinem Zweifel, daß in der Großstadt ein ausgeprägtes Bedürfnis vorherrscht, alle überflüssige Eile und alle Hast zu vermeiden. Gut essen und trinken ist hier sehr wichtig, hungernde Menschen sind böse auf ihre Mitmenschen und stoßen daher überall, wohin sie treten, an, entweder mit dem Ellbogen

25 oder mit dem Ausdruck ihres unzufriedenen, grollenden Gesichtes. Groll ist ein Feind der Menschen und ein Feind der eigenen unnütz schmach tenden Person, und da das, wo viele Menschen sich dicht nebeneinander aufhalten, jedermann fühlt, so kann man sagen, daß die Stadt, die sich zur Großstadt entwickelt hat, so

30 und so vielem Groll, der ins Leere hineingrollt, ein langsames Ende bereitet, weil es der Zürner und Groller mitten unter Menschen garnicht aushält. O gewiß! Man ist oft von Zorn, Wut oder Haß erfüllt, aber dann geht man und vermischt sich, d. h. man

geht unter Menschen, und siehe, das Seelenübel ist wieder  
verschwunden. Eine Art edler weitausschauender Sozialismus  
gewinnt hier auf natürliche Weise immer mehr Boden, und der  
Klassenhaß scheint nur noch in den Zeitungen zu existieren, die  
ihn malen. Jeder geringe Arbeiter oder Tagelöhner kann, wenn 5  
ihn die Gesundheit der Seele und des Leibes auszeichnet, gelassen  
über das Auftreten von reichen Leuten, die sich leiblich, wie sie  
oft nicht verbergen können, unwohl fühlen, triumphieren; so ist  
also der Kranke zu bedauern, nicht der Arme, und der Ungesunde  
ist der Entrechtete, nicht der, der von geringer Abkunft ist. Das 10  
lehrt die Großstadtstraße überzeugend. O Gott, es ist für diesmal  
genug, ich muß ausgehen, ich muß in die Welt hinunterspringen,  
ich halte es nicht mehr aus, ich muß irgend jemandem ins Gesicht  
lachen gehen, ich muß spazieren gehen. Ach, es ist so hübsch, so  
hübsch, zu leben. 15

Die Rheinlande, Jg. 12, Bd. 22, H. 7, Juli 1912, S. 217–[252]

Hermann Pleuer, *Ausfahrender Zug* [Kunstbeilage, Vierfarbendruck, unpag.]

W. [Wilhelm] Schäfer, *Die moderne Industrie als Gegenstand der bildenden Kunst* [Mit 4 Kunstbeilagen], 217–[228]

W. [Wilhelm] Schäfer, *Arbeiterhäuser der Firma Krupp*, 229–[236]

Joachim Benn, *Literarischer Stil*, 237–240

Margret Hansen, *Der Feuerriese*, 240–243

Julius Bab, *Dramatische Dichtung*, 243–246

Lothar Brieger-Wasservogel, *Vom Tiere*, 246–248

Dr. Paul F. [Ferdinand] Schmidt, *Impressionismus und Raumkunst*, 248–249

Rolf Gustav Haebler, *Mädchenzimmer*, 249

[Notizen]

S. [Wilhelm Schäfer], *Albert Welti †*, 250

Bb. [Julius Bab], *Berliner Premiere in Lauchstedt*, 250

Joachim Benn, *Chinesische Poesie*, 250–251

Robert Walser, *Paganini*, 251–[252]

Otto Braun, *Die Blümlein des heiligen Franziskus v. Assisi*, [252]

S. [Wilhelm Schäfer], *Kunstgriffe*, [252]

Dr. Hans Hildebrandt, *Der Illustrator. Randglosse zu den Gargantua-Illustrationen von Max Unold*, [252]

Obwohl dieses Spiel für immer dahin ist, und obwohl meine  
Ohren es niemals vernommen haben, so kann ich doch träumen  
davon, dichten und phantasieren und kann mir vorstellen und  
ausmalen, wie süß es geklungen haben muß, wie herrlich es ge- 5  
klagt, wie wunderbar es gejubelt und wie betörend es geschluchzt  
haben muß. Wo der Name Paganini ausgesprochen wird, hört  
man noch heute die Tonwellen auf und nieder rauschen, sieht  
man heute noch eine gespenstisch dünne und schlanke weiße  
Hand den Zauberbogen führen, glaubt man heute noch sein 10  
himmlisches Konzert zu hören. Dämonisch soll er gespielt haben  
auf seinem Seeleninstrument, auf der Herzengeige, und ich glau-  
be es. Es gibt Dinge, an die man mit aller Gewalt glaubt, an die  
man glauben – – will, und so glaube ich denn, daß Paganini zau-  
bervoll spielte und daß er mit seinem Bogen umging, wie Napole- 15  
on mit seinen Armeen. Gewiß, eine kühne Vergleichung. Doch  
lassen wir das. Er spielte so schön, daß die Frauen ihre geheimsten  
Träume von den Herrlichkeiten der Liebe in Erfüllung gehen sa-  
hen, indem sie sich von den liebsten und schönsten Lippen ge-  
küßt, und zwar mit einer so großen Gewalt geküßt fühlten, daß sie 20  
vergehen zu müssen meinten. Es war nicht, als wenn Hände, nein,  
es war, als wenn die Liebe selber spielte; es war weniger der Gipfel  
der Geigenspielerkunst, obgleich es ein völliger Gipfel war, als  
vielmehr die bloße, große Seele, die ja aller und jeder Kunst erst  
die Weihe, den Klang und den Inhalt gibt. Dadurch, daß er spielte, 25  
als wenn er lachte, redete und weinte, küßte und mordete, eine  
Schlacht mitkämpfte und in der Schlacht verwundet wurde, ein  
Pferd bestieg und auf und davon jagte, oder als wenn er in unend-  
licher, unsagbarer Einsamkeit schwermütigen Gedanken nach-  
hing, oder als wenn er auf stürmischer See Schiffbruch litte, 30

*Vgl. Aufsätze, 1913, S. 202–206 [KWA 15, S. 135–137].*

oder als wenn er zitterte im Genuß eines wilden, unverhofften Glückes – – war er dämonisch. Weil er einfach war, war er groß. Gütiger Leser, lächle, ich bitte dich, über alle diese, wie du sagen wirst, überreizten Einbildungen, doch höre weiter, wie er spielte, wie Paganini spielte. Mir ist es, als hörte ich ihn in diesem Augenblick toben, wüten, zürnen, schwelgen und spielen. Er spielte sein Spiel so herunter, daß die Hörer glaubten, er zerrisse die Tonwelt mit dem Bogen, um sie wieder zusammensetzen zu können, sich verlierend in Harmonien. Nachtigallen, arabische Feenschlösser, Nächte, von denen die träumerische Liebe träumt, Treue, Güte und engelgleiche Zärtlichkeiten wurden wahr durch seines Spielers mondscheinmilden Zauber, und das Spiel selber, welchem Fürsten mit Vergnügen lauschten, floß dahin, wie zerrinnender, unter dem Kuß der Sonne sich langsam, langsam auflösender Schnee, floß dahin wie ein musikalischer Honigstrom, sich verliebend in die eigene Hoheit, Schönheit und Flüssigkeit. So spielte er. Aber er spielte noch viel schöner, er spielte so, daß der Haß sich in Liebe, die Treulosigkeit sich in Treue, der Übermut sich in Wehmut, der Mißmut sich in Wonne, die Häßlichkeit sich in Schönheit und die Hartnäckigkeit sich in süße, purpurn strahlende Freudigkeit, Freundlichkeit, Versöhnlichkeit und Willigkeit verwandelte. Goethe lauschte seinem märchenhaften Spiel, das ihn entzündete und bis tief in die große Seele entzückte. Je größer der war, der ihm zuhörte, um so höher und größer war auch der Genuß. Es ist dies ja das Geheimnis des Kunstgenusses überhaupt. Paganini wußte im voraus nie genau, wie und was er spielen wollte und würde; er ließ sich von den Tönen zu den Tönen, von den Stufen zu den Stufen, von den Wellen zu den Wellen, von den Unbewußtheiten zu den goldenen Bewußtheiten hinreißen, derart, daß ihm das Geigenspiel wie eine stolze Palme aus dem Boden des Beginnens emporwuchs und größer und größer, schöner und schöner wurde wie ein breites, gedankenvolles, wohlüstiges Meer. Ähnlich geht der Mensch durch das Leben, nicht wissend, was aus

ihm wird, keimend oder fallend, je nachdem das Schicksal es will. So war sein Spiel ein schicksalhaftes, zwischen Wollen und Sollen schwebendes menschliches Spiel, das darum auch alle Herzen gefangen nahm, alle Ohren bezauberte und alle Seelen über-  
schwemmte mit seiner Bedeutung. Napoleon hörte ihm zu, zwei  
[252] volle Stunden lang, wiewohl ich mir das vielleicht nur einbilde, 5  
wozu ich ein gewisses Recht habe, da doch dieser ganze Aufsatz  
nur auf der Einbildung und auf der Erhebung beruht. Streng-  
gläubige Leute, Katholiken wie Protestanten, lauschten ihm mit  
Freuden, denn es strömte Religion, wie liebliche nahrhafte Milch, 10  
aus seinem Bogen. Seine Kunst glich einem Regen, einem Segen,  
einem Sonntag, einer wundervollen hinreißenden Predigt. Der  
Krieger lauschte ihm, alles, alles lauschte ihm, ganz Aufmerk-  
samkeit, ganz nur Ohr.

*Robert Walser.* 15



Die Rheinlande, Jg. 12, Bd. 22, H. 10, Oktober 1912, S. 325–[360]

Walter Conz, *Landschaft* [Kunstbeilage, Dreifarbendruck, unpag.]

Karl Widmer, *Walter Conz* [Mit 4 Kunstbeilagen], 325–[366]

Joachim Benn, *Emil Hub*, 337–340

Dr. [Adolf] von Grolman, *Moderne Buchkunst. II. Einband und Papier*, 341–[344]

Joachim Benn, *Gräfin Bustrupp. Novelle (Schluß)*, 345–348

Carl Schmitt, *Don Quijote und das Publikum*, 348–350

Hermann Hesse, *In Singapore*, 350–351

Felix Braun, *Zwei Sonette zu Geschenken*, 351–352

Hans Schmidt, *Architektonische Reise-Eindrücke in England. 1. Das alte London*, 352–355

W. [Wilhelm] Schäfer, *Die junge und die jüngste Malerei. (Glossen zur Sonderbundaussstellung in Köln.)*, 355–357

Hans Mühlestein, *Drei Gedichte*, 357

[Notizen]

Robert Walser, *Aus Stendhal*, 358

Fritz Wagschal, *Tendenz in der Kunst*, 358–359

Reinhold Treu [Wilhelm Schäfer], *Ein neuer Don Quijote* [Über zwei neue gekürzte Übersetzungen von Alexander Benzion und Will Vesper], 359

S. [Wilhelm Schäfer], *Das nackte Mädchen in Godesberg*, 359

Joachim Benn, *Memoiren* [Über Leonora Christina Gräfin Ulfeldt, *Leidensgedächtnis. Denkwürdigkeiten*], 359–[360]

S. [Wilhelm Schäfer], *Kunst und Heilige* [Über M. Liefmann, *Kunst und Heilige*], [360]

S. [Wilhelm Schäfer], *Sinnbilder*, [360]

Stendhal erzählt in seinem schönen Buch von der Liebe eine ebenso einfache wie schauervolle und tragische Geschichte, die von einer Gräfin und von einem jungen Pagen handelt, die sich lieben, weil sie ein süßes Gefallen aneinander finden. Der Graf ist eine finstere, schrecknisversprechende Figur. Die Liebesgeschichte spielt in Südfrankreich. Ich stelle mir Südfrankreich reich an mittelalterlichen Burgen, Kastellen und Schlössern vor, und die Luft träumt und lispelt dort von holder, heimlicher, schwermütiger Liebe. Es ist ziemlich lange her, daß ich die Geschichte gelesen habe, die in einem sonderbaren altmodischen naiven Französisch geschrieben ist, welches rauh und lieblich zugleich klingt. Auch die Sitten müssen damals rauh und dennoch schön gewesen sein. Da sehen sie sich also an, die Frau und der Edelknabe, und so gewöhnen sich ihre Augen aneinander. Sie lächeln, wenn sich ihre Blicke begegnen, und doch kennen Beide wohl die grausame barbarische Gefahr, in die sie sich begeben, wenn sie glücklich sind im gegenseitigen Wohlgefallen. Der junge Mann singt so schön, da bittet sie ihn, etwas zu singen, und er tut es, er greift zum Instrument, das er mit Grazie zu handhaben weiß, und singt ein Liebeslied dazu, und sie lauscht ihm, sie lauscht seinen Tönen. Ihr Gatte ist ein Liebhaber der Jagd und der wilden Raufereien. Händel und Krieg interessieren ihn mehr als die Lippen der Frau, die der milden wonnigen Mainacht an Schönheit gleicht. So begegnen sich denn eines Tages, zu gegebener Stunde, die Lippen des jungen Edelknechtes und der schönen Frau, und das Ergebnis dieser reizenden Begegnung ist ein langer, heißer, wilder, süßer, herrlicher Kuß, an dessen Wonne die Beiden zu sterben wünschen. Das Gesicht der Gräfin ist mit einer heiligen, entsetzlichen Blässe bedeckt, und in ihren großen dunklen Augen flammt und lodert

Vgl. *Aufsätze*, 1913, S. 165–167 [KWA 15, S. 110f.].

ein verzehrendes Feuer, das mit dem Himmel und mit der Hölle  
verwandt ist. Doch sie lächelt ein seliges, übergluckliches Lächeln,  
das einer duftenden, träumerischen Blüte gleicht. Zu bedenken  
ist, daß diese Frau, indem sie am Kusse hängt, zum Tod entschlos-  
5 sen ist, da der Graf, ihr Gemahl, ein schrecklicher Mann ist, von  
dem sie weiß, daß er tötet, wenn er in Zorn gerät. Auf wie hohe Art  
liebt sie, wenn sie liebt, wo sie weiß, daß die Liebe ihr das Leben  
kostet, wenn es auskommt, was nicht auskommen soll, was aber so  
leicht auskommen kann. Auch das Leben des Geliebten hängt an  
10 einem Haar, wo er sich dem Vergnügen des Kusses hingibt, wor-  
aus notwendig folgt, daß es ein Vergnügen hoher Art ist, das er  
kostet. Der Liebende und die Liebende sind beide gleich kühn,  
gleich entschlossen zum Äußersten, aber sie genießen dafür auch  
das Höchste. Sie erleben den Gipfel des Lebens, da sie spielen mit  
15 ihrem Leben, und nur so ist es möglich, den Gipfel zu erreichen.  
Wo das Leben nie in Gefahr ist, gibt es nie eine Beseligung eben  
dieses Lebens.

*Robert Walser.*

Die Rheinlande, Jg. 12, Bd. 22, H. 11, November 1912, S. 361–[400]

Eugen Bracht, *Weide* [Kunstbeilage, farbige Lithographie, unpag.]

Max Osborn, *Eugen Bracht* [Mit 4 Kunstbeilagen], 361–[372]

L. E., *Frankenthaler Porzellan*, 373–[376]

Prof. Dr. A. E. [Albert Erich] Brinckmann, *Groß-Düsseldorf. Eine  
Besprechung des ersten preisgekrönten Entwurfs*, 377–381

W. Gischler [Wilhelm Schäfer], *Bürgerlicher Hausrat*, 382–384

J. [Josef] Oswald, *Uhland, der Dichter*, 385–388

Joachim Benn, *Die Kunst der Reisebeschreibung*, 388–392

Hans Schmidt, *Architektonische Reise-Eindrücke in England. 2. Englische  
Möbel*, 392–394

*Von den Hohen Zeiten. Sprüche des Angelus Pelegrinus*, 394–395

Margret Hansen, *Weißer Flammen*, 395–397

Franz Karl Becker, *Der Totensee*, 397

[Notizen]

Robert Walser, *Im Wald*, 398

W. [Wilhelm] Schäfer, *Held Namenlos* [Über Alfons Paquet, *Held  
Namenlos*], 398

Joachim Benn, *Jakob Schaffner* [Über *Die goldene Fratze*], 398–399

[Ernst] Lissauer, *Joseph Schanderl: Stamm. Dritter Band Gedichte. Müller,  
München 1911*, 399–[400]

W. [Wilhelm] Schäfer, *Hebels Schatzkästlein* [Über Karl Voll (Hrsg.), Johann  
Peter Hebel, *Das Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreunds*], [400]

S. [Wilhelm Schäfer], *Karl Haider †*, [400]

Von allerlei seltsamen Empfindungen durchdrungen, ging ich langsam auf dem felsigen Weg in den Wald hinauf, der mir wie ein dunkelgrünes undurchdringliches Rätsel entgegentrat. Er war  
5 still, und doch schien es mir, als bewege er sich und trete mir mit allen seinen Schönheiten entgegen. Es war Abend, und soviel ich mich erinnere, war die Luft von süßer melodischer Kühle erfüllt. Der Himmel warf goldene Glut in das Dickicht hinein, und die Gräser und Kräuter dufteten so sonderbar. Der Duft der Walderde  
10 bezauberte mir die Seele, und ich vermochte, benommen und beklommen wie ich war, nur langsamen, ganz langsamen Schrittes vorwärtszugehen. Da tauchte aus dem niedrigen Eichengebüsch, zwischen Tannenstämmen, eine wilde, große, schöne fremde Frau hervor, angetan mit wenigen Kleidern und den Kopf bedeckt mit  
15 einem kleinen Strohhut, von dem ein Band aufs schwarze Haar herabfiel. Es war eine Waldfrau. Sie nickte und winkte mir mit ihrer Hand zu und kam mir langsam entgegen. Der Abend war schon so schön, die Vögel, die unsichtbaren, sangen schon so süß, und nun noch diese schöne Frau, die mir wie der Traum einer Frau, wie die  
20 bloße Vorstellung dessen, was sie war, erschien. Wir traten uns näher und begrüßten uns. – Sie lächelte, und ich, ich mußte ebenfalls lächeln, bezwungen von ihrem Lächeln und gefangen genommen von der herrlichen, tannengleichen Gestalt, die sie hatte. Ihr Gesicht war blaß. Der Mond trat nun auch zwischen den Ästen  
25 hervor und schaute uns beide mit gedankenvollem Ernst an, und da setzten wir uns nebeneinander ins feuchte, weiche, süßduftende Moos und schauten uns zufrieden in die Augen. O, was hatte sie für schöne, große, wehmutsvolle Augen. Eine Welt schien in ihnen zu liegen. Ich faßte sie um den großen weichen Leib und bat  
30 sie, mit so viel Schmeichelei in der Stimme, als ich hineinzulegen

*Vgl. Aufsätze, 1913, S. 224–226 (unter dem Titel „Der Wald“) [KWA I 5, S. 148f.].*

vermochte (und das war nicht schwer), mir ihre Beine zu zeigen; und sie nahm den Rock von den Beinen weg, und da schimmer-  
te mir durch das Dunkel des Waldes sanft das himmlisch schöne  
weiße Elfenbein entgegen. Ich neigte mich und küßte beide Bei-  
ne, und ein freundlicher willkommener Strom strömte mir durch 5  
den beseligten Körper, und ich küßte nun ihren Mund, der die  
schwellende nachgiebige Güte und Liebe selber war, und wir um-  
armten uns und hielten uns lange, lange, zu unserem gegenseiti-  
gen stillen Entzücken, umschlungen. Ach, wie mich der Duft der  
Waldnacht entzückte, wie mich aber auch der Duft entzückte, der 10  
dem Körper der Frau entströmte. Wir lagerten auf dem Moos wie  
in einem kostbaren, reichgeschmückten Bett, Stille und Finsternis  
und Frieden um uns her, über uns die tanzenden und blitzenden  
Sterne und der gute, sorglose, liebe, große, göttliche Mond.

*Robert Walser.* 15

Die Rheinlande, Jg. 12, Bd. 22, H. 12, Dezember 1912, S. 401–[436]

- Ernst Isselmann, *Im Zirkus* [Kunstbeilage, Dreifarbendruck, unpag.]  
W. [Wilhelm] Schäfer, *Ernst Isselmann* [Mit 4 Kunstbeilagen], 401–[412]  
W. Gischler [Wilhelm Schäfer], *Die Neubauten der Heilanstalt Pützchen  
erstellt von Bruno Paul*, 413–[420]  
Reinhard Buchwald, *Martinus Eleutherius*, 421–424  
Margret Hansen, *Die singende Kugel*, 424–427  
Hans Schmidt, *Architektonische Reise-Eindrücke in England. 3. Moderne  
Häuser und Gartenstädte*, 427–430  
Joachim Benn, *Bleibende Bücher* [KWA Suppl. 1, Nr. 124; Über 1. Robert  
Walser, *Geschwister Tanner*; 2. Jakob Wassermann, *Die Schwestern*;  
3. René Schickele, *Der Fremde*; 4. Hermann Hesse und Emil Strauß;  
5. Heinrich und Thomas Mann; 6. Hugo von Hofmannsthal, *Prosaische  
Schriften*; 7. Rudolf Kaßner, *Moral der Musik*], 430–433

[Notizen]

- Robert Walser, *Der fremde Geselle*, 434  
Reinhold Treu [Wilhelm Schäfer], *Gerhart Hauptmann*, 434  
Joachim Benn, *Ein komischer Roman* [Über Friedrich Freksa, *Phosphor*],  
434–435  
[Ernst] Lissauer, *Max Mell* [Über *Das bekränzte Jahr*], 435  
S. [Wilhelm Schäfer], *Die Eroberung des Südpols* [Über Roald Amundsen,  
*Die Eroberung des Südpols*], 435–[436]  
S. [Wilhelm Schäfer], *Jeremias Gotthelf* [Über die *Sämtlichen Werke in  
24 Bänden*, hrsg. v. Rudolf Hunziker und Hans Bloesch], [436]  
S. [Wilhelm Schäfer], *Liliencron* [Über die *Gesammelten Werke*,  
hrsg. v. Richard Dehmel], [436]  
S. [Wilhelm Schäfer], *Eine van Gogh-Mappe* [Über *Van Gogh Mappe*,  
hrsg. v. Markus Huebner], [436]

Das sind große Unterlassungssünden. Ich bin ein bedeutender Schurke gegen mich selber. An mir sehe ich, wie die Menschen durch Trägheit sündigen. Ich warte immer auf etwas, das mir entgegenzutreten habe. Wie nun, wenn alle Menschen das tun; wenn jeder so wartet auf das, was da kommen soll? Es kommt nie etwas. Es kommt demnach für niemand das betreffende Etwas. Was einer so erwartet und erwartet, kommt nie. Was also alle erwarten, erscheint allen nie. Hier ist die große Sünde. Anstatt daß ich gehe und jemand entgegengehe, warte ich, bis jemand mir gefällig entgegentritt, das ist die rechte Trägheit, der rechte ungerechtfertigte Stolz. Gestern abend schaute ein sonderbarer wildfremder Geselle, der irgend etwas zu suchen schien, zu mir hinauf. Ich stand am offenen Fenster. Ich schaute ihn an, der zu mir hinaufschaute, so, als sei er eines kleinen Zeichens gewärtig. Ich hätte nur zu nicken brauchen mit dem Kopf und eine seltsame, ungewöhnliche Menschenverbindung wäre vielleicht schon angebahnt gewesen. Vielleicht ja auch nicht. Wer vermag es zu wissen. Etwas Ungewisses vermag man nicht zu wissen, aber gleichviel. Ich hätte der dunklen, ungewissen, vom zauberischen Abendlicht umflossenen Menschengestalt ein Zeichen geben sollen. Es sah aus, als sei der fremde Mensch einsam, arm und einsam. Doch sah es zur selben Zeit aus, als wisse er viel und vermöge manches, das wert sei, vernommen zu werden, zu erzählen, als sei alles das, was er zu sagen habe, angetan, zu Herzen genommen zu werden. Und warum bin ich ihm nun gar nicht entgegengekommen? Ich begreife mein Benehmen kaum; auf solche Art und Weise fordern sich Menschen in die Nähe und gehen, ohne Spuren zu hinterlassen, wieder voneinander weg. Das ist nicht gut. Das ist eigentlich recht schlecht. Es ist ja eine rechte Sünde. Nun will ich natürlich eine

*Vgl. Aufsätze, 1913, S. 230–232 [KWA 15, S. 152f.].*



Ausrede suchen und mir vorsagen, daß an dem Fremdling möglicherweise nichts gelegen sei. Möglicherweise? Da bin ich schon gefangen; denn ich gebe ja zu, daß, auf der andern Seite, d. h. bei anderem Licht besehen, irgend etwas ist an ihm. Ich bin demnach  
5 also keineswegs zu entschuldigen. Kalt habe ich den Gesellen, der mir vielleicht ein Freund hätte werden, und dem auch ich ein Freund hätte werden können, abziehen lassen. Seltsam, seltsam. Ich bin erstaunt, nein, ich bin mehr als erstaunt, ich bin ergriffen, und Trauer schleicht sich mir in das Herz.

10 Ich komme mir ganz unverantwortlich vor, und ich könnte sagen, daß ich unglücklich sei. Doch ich liebe die Worte Glück und Unglück nicht; sie sagen nicht das Rechte. Ich habe bereits dem unbekanntem Menschen, der zu mir hinaufgeschaut hat, einen Namen gegeben. Ich nenne ihn, wenn ich an ihn denke,  
15 Tobold. Mir ist dieser Name zwischen Schlafen und Wachen eingefallen. Wo ist er jetzt, und an was denkt er? Ob es mir wohl möglich sein wird, seine Gedanken zu denken, zu erraten, was er denkt, und das Gleiche, wie er, zu denken? Meine Gedanken sind bei ihm, der mich suchte. Offenbar hat er mich gesucht, und ich  
20 habe ihn nicht eingeladen, zu mir zu kommen, und er ist dann wieder gegangen. An der Ecke des Hauses hat er sich nochmals umgedreht, dann verschwand er. Ist er nun für immer verschwunden?

*Robert Walser.*

Die Rheinlande, Jg. 13, Bd. 23, H. 1, Januar 1913, S. 1–[40]

S. [Wilhelm Schäfer], *Die Nemes-Sammlung in Düsseldorf*

[Mit 8 Kunstbeilagen], 1–[20]

W. Gischler [Wilhelm Schäfer], *Der Darmstädter Hauptbahnhof erbaut von Friedrich Pützer*, 21–[24]

Paul Ernst, *Eine Liebe in Rom. Novelle*, 25–28

Willy Dünwaldt, *Gottfried Keller*, 28–30

A. [August] Halm, *Über pathetische Musik*, 30–32

J. [Joachim] Benn, *Vom Unterhaltungsroman*, 32–34

Carl Schmitt, *Die Philosophie und ihre Resultate*, 34–36

Ernst Lissauer, *Aus „1813“*, 37

[Notizen]

R. [Robert] Walser, *Die Einsiedelei*, 38

Ernst Lissauer, *Deutsche Kriegs- und Soldatenlieder* [Über Friedrich von Oppeln-Bronikowski (Hrsg.), *Deutsche Kriegs- und Soldatenlieder*], 38–39

Julius Bab, *Otto Brahm*, 39–[40]

S. [Wilhelm Schäfer], *Cézanne und Hodler* [Über Fritz Burger, *Einführung in die Probleme der Malerei der Gegenwart*], [40]

S. [Wilhelm Schäfer], *Die Stucksche Amazone*, [40]

Irgendwo in der Schweiz, in bergiger Gegend, findet sich, zwischen Felsen eingeklemmt und von Tannenwald umgeben, eine Einsiedelei, die so schön ist, daß man, wenn man sie erblickt, nicht  
5 an Wirklichkeit glaubt, sondern daß man sie für die zarte und träumerische Phantasie eines Dichters hält. Wie aus einem anmutigen Gedicht gesprungen, sitzt und liegt und steht das kleine, gartenumsäumte, friedliche Häuschen da, mit dem Kreuz Christi davor, und mit all dem holden lieben Duft der Frömmigkeit umschlungen,  
10 gen, der nicht auszusprechen ist in Worten, den man nur empfinden, sinnen, fühlen und singen kann. Hoffentlich steht das liebe kleine Bauwerk noch heute. Ich sah es vor ein paar Jahren, und ich müßte weinen bei dem Gedanken, daß es verschwunden sei, was ich nicht für möglich halten mag. Es wohnt ein Einsiedler dort. Schöner, feiner und besser kann man nicht wohnen. Gleich  
15 das Haus, das er bewohnt, einem Bild, so ist auch das Leben, das er lebt, einem Bilde ähnlich. Wortlos und einflußlos lebt er seinen Tag dahin. Tag und Nacht sind in der stillen Einsiedelei wie Bruder und Schwester. Die Woche fließt dahin wie ein stiller kleiner tiefer  
20 Bach, die Monate kennen und grüßen und lieben einander wie alte gute Freunde, und das Jahr ist ein langer und ein kurzer Traum. O wie beneidenswert, wie schön, wie reich ist dieses einsamen Mannes Leben, der sein Gebet und seine tägliche gesunde Arbeit gleich schön und ruhig verrichtet. Wenn er am frühen Morgen  
25 erwacht, so schmettert das heilige und fröhliche Konzert, das die Waldvögel unaufgefordert anstimmen, in sein Ohr, und die ersten süßen Sonnenstrahlen hüpfen in sein Zimmer. Beglückter Mann. Sein bedächtiger Schritt ist sein gutes Recht, und Natur umgibt ihn, wohin er mit den Augen schauen mag. Ein Millionär mit all

*Ms. Düsseldorf HHI, Nl. Wilhelm Schäfer [KWA V 3].  
Vgl. Aufsätze, 1913, S. 233–235 [KWA I 5, S. 154f.].*

dem Aufwand, den er treibt, erscheint wie ein Bettler, verglichen mit dem Bewohner dieser Lieblichkeit und Heimlichkeit. Jede Bewegung ist hier ein Gedanke, und jede Verrichtung umkleidet die Hoheit; doch der Einsiedler braucht an nichts zu denken, denn der, zu dem er betet, denkt für ihn. Wie aus weiter Ferne Königs- 5 söhne geheimnisvoll und graziös daherkommen, so kommen, um dem lieben Tag einen Kuß zu geben und ihn einzuschläfern, die Abende heran, und ihnen nach folgen, mit Schleier und Sternen und wundersamer Dunkelheit, die Nächte. Wie gerne möchte ich der Einsiedler sein und in der Einsiedelei leben. 10

*R. Walser.*

Die Rheinlande, Jg. 13, Bd. 23, H. 2, Februar 1913, S. 41–[76]

William Straube, *Bildnisstudie* [Kunstbeilage, Dreifarbendruck, unpag.]

W. [Wilhelm] Schäfer, *William Straube* [Mit 4 Kunstbeilagen], 41–[52]

Karl Widmer, *Neu-Rokoko*, 53–[56]

Dr. M. [Martin] Bollert, *Buchbinderarbeiten von Joh. [Johann] Rudel, Elberfeld*, 57–60

Otto Zoff, *Das Porträt der Gräfin Anna. Novelle*, 61–66

F. [Friedrich] Ohmann, *Neuere Kleistliteratur* [Über 1. Wilhelm Herzog, *Heinrich von Kleist*; 2. H. [Heinrich] Meyer-Benfey, *Das Drama H. v. Kleists*], 66–68

Julius Bab, *August Bürger*, 68–70

Hermann Hesse, *Gedichte*, 70–71

Dr. Ludwig Coellen, *Snobismus und Kunstinteresse*, 71–73

[Notizen]

Robert Walser, *Meta*, 74

Reinhard Buchwald, *Kritik und Literaturwissenschaft* [Über Harry Mayne, *Dichtung und Kritik. Eine Rechtfertigung der Literaturwissenschaft*], 74–75

Joachim Benn, *Otto Flake* [Über Otto Flake, *Schritt für Schritt*], 75–[76]

L., *Gustav Falke*, [76]

L. S. [Lisbeth Schäfer], *Selma Lagerlöfs gesammelte Werke* [Über Selma Lagerlöf, *Gesammelte Werke in 10 Bänden*], [76]

S. [Wilhelm Schäfer], *Der Frauenbund zur Ehrung rheinländischer Dichter* [Über die Ehrung von Christian Wagner], [76]

Es trug sich zu, daß ich eines Nachts, nur noch dunkel erinne-  
 re ich mich der kleinen aber rührenden Szene, von einer wilden  
 Trinkwanderung verstört und taumelnd heimkehrend, in einer  
 der monotonen Straßen der großen Stadt eine Frau antraf, die  
 mich aufforderte, mit ihr nach Hause zu gehen. Es war keine  
 schöne und doch eine schöne Frau. Entsprechend dem Zustand,  
 in welchem ich mich befand, richtete ich allerhand mich selber  
 höchlich belustigende, törichte, wengleich vielleicht witzige  
 Redensarten an das nächtliche Geschöpf, wobei ich mit der Gabe,  
 die den Leuten eigen ist, die einen Rausch haben, merkte, daß ich  
 ihr sehr amüsan erschien. Noch mehr: ich gefiel ihr, und ich ge-  
 wann den Eindruck, daß sie sich einer lebenswürdigen Schwäche  
 in bezug auf mich hinzugeben begann. Ich wollte sie verlassen,  
 doch sie ließ mich nicht los, und sie sagte: „O, geh nicht von mir  
 weg. Komm mit mir, lieber Freund. Willst du kaltherzig sein und  
 nichts empfinden für mich? Nicht doch. Du hast viel getrunken,  
 du kleines Kerlchen. Trotzdem sieht man dir an, daß du lieb bist.  
 Willst du nun böse sein und mich so schmähdlich abweisen, wo  
 doch ich dich so rasch liebgewonnen habe? Nicht doch. O, wenn  
 du wüßtest – – doch man darf ja den Herren nicht mit Gefüh-  
 len kommen, sonst verachten und verlachen sie unsereinen nur.  
 Wenn du wüßtest, was ich leide unter der Kälte, unter der Leere  
 all dieser Sinnlichkeiten, die mein trauerspielgleiches, schrecken-  
 erregendes Gewerbe sind. Ich erschien mir bis heute nur immer  
 wie ein Ungeheuer, wert, mit Fußstritten behandelt zu werden. Ich  
 habe jetzt eine milde, süße, fromme Empfindung in mir, erweckt  
 durch dich, mein Lieber, und du, du willst mich jetzt wieder in  
 den Scheusalabgrund zurückwerfen? Nicht doch. Bleib, bleib,  
 und komm mit mir. Wir wollen die ganze Nacht verscherzen mit-

*Vgl. Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 29–33 [KWA I 7, S. 28–30].*

einander. O, ich werde dich zu unterhalten wissen, du sollst sehen.  
Wer Freude hat, ist der nicht am ehesten zur Unterhaltung ge-  
schaffen? Und ich, ich habe jetzt, nach langer, langer Zeit, wieder  
einmal eine Freude. Weißt du, was das für mich, die Entmenschte,  
5 bedeutet? Weißt du das? Du lächelst? Du lächelst hübsch, und ich  
liebe dein Lächeln. Und willst du nun lieblos, und ganz entfernt  
von aller schönen Freundschaft, treten auf die Freude, die ich bei  
deinem Anblick empfinde? Willst du zerstören und zunichte  
10 machen, was mich glücklich, was mich, nach so langer, langer Zeit,  
wieder einmal glücklich macht? Süßer Freund! Soll ich, nachdem  
ich immer mit dem Grausen und mit dem bleiernem Entsetzen  
mich habe einlassen müssen, nun mich nicht auch einmal mit dem  
wahrhaftigen Vergnügen befassen dürfen? Sei nicht grausam. Bitte,  
15 bitte. Nein, du wirst es nicht bereuen. Du wirst die Stunden, mit  
der Verachteten und Entehrten zugebracht, willkommen heißen  
und in deinem Innern segnen. Sei weich und komm mit mir. Sei  
sonst meinetwegen nie weich, aber jetzt, jetzt sei es und knüpfe  
vertraulich an mit der Geschmähten. Sieh, wie die Tränen mir in  
20 die Augen kommen, und höre, wie ich flehe. Wenn du gehst, ohne  
freundlich zu mir zu sein, ist mir alles schwarz vor den Augen;  
hingegen, wenn du lieb bist, strahlt in der Nacht die helle Sonne.  
Sei du heute nacht der glückversprechende, freundliche Stern an  
meinem Himmel. Du bist gerührt? Du gibst mir die Hand? Du  
willst mit mir kommen? Du liebst mich?“ — — —

25

\* \* \*

Nachwort: Könnte dies nicht Kirke sein, die den seefahrenden  
ritterlichen Griechen bittet, bei ihr zu bleiben? Er will heim,  
doch sie, sie fleht ihn an, sie nicht zu verlassen. Sie ist eine böse  
Zauberin, die diejenigen, die sie anschaut, in grunzende Schwei-

13 Vergnügen] Vergügen *Rblde*

16 segnen] s gnen *Buchstabenverlust Rblde*

ne verwandelt. Sie bestreitet es zwar; sie sagt, sie sei keine böse Zauberin, sondern unterliege selber dem bösen Zauber. Das kann schon möglich sein. Übrigens ist sie rührend schön. Sie besitzt eine weiche, lispelnde Stimme, und aus ihren meergrünen und -blauen Augen, wie wir sie oft bei ausländischen Katzen sehen, 5 bricht ein wunderbarer, stolzer und lieber Glanz. Sie ist nicht unglücklich und doch auch wieder nicht glücklich. Bei dem Griechen sucht und findet sie ihr Glück, und nun will er sie verlassen, um zur harrenden Gattin zurückzukehren. O zartes Trauerspiel. Unter anderem sagt sie ihm, daß die Gefährten sich ja ganz von 10 selbst in Schweine verwandelt hätten. Nicht bei ihr, sondern bei ihnen selber sei die Schande und die Schuld zu suchen. Weil sie wollen Schweine sein, sind sie's. Sie lächelt, und in das Lächeln schleicht sich eine Träne. Sie ist ironisch und zugleich tiefernt, frivol und gleichzeitig schwermütig. „Siehst du denn nicht,“ 15 spricht sie, seine Hand erfassend, „daß nicht ich die Zauberin jetzt bin, sondern daß du der Zauberer bist? O, sei mein Freund, mein Schützer, mein lieber, herrlicher Zauberer. Schütze mich vor der Kirke. Ich bin nicht die Kirke, wenn du bei mir bist. Sie geht weg, wenn du nicht weggehst.“ So redet sie und überschüttet 20 ihn mit süßen Liebkosungen, doch er, er – geht. Er überläßt sie der Kirke, er überläßt sie sich selbst, er überläßt sie der ihr inwohnenden Grausamkeit, er überläßt sie der Schmach, deren Sklavin sie ist. Kann er gehen? Ist er so hart?

*Robert Walser.*

11 verwandelt] ver-/Sandelt *Rblde*

14 Sic] wie *Rblde*



Die Rheinlande, Jg. 13, Bd. 23, H. 3, März 1913, S. 77–[120]

S. [Wilhelm Schäfer], *Das städtische Museum in Elberfeld*

[Mit 8 Kunstbeilagen], 77–[97]

Otto Schulze-Elberfeld, *Neues Kunstgewerbe im städtischen Museum zu Elberfeld*, 98–[100]

Otto Zoff, *Das Porträt der Gräfin Anna. Novelle. (Schluß.)*, 101–106

Joachim Benn, *Peter Altenberg*, 106–108

Peter Altenberg, *Ausgewählte Skizzen* [Aus Peter Altenberg, *Wie ich es sehe, Neues Altes, Bilderbögen des kleinen Lebens und Märchen des Lebens*], 108–110

Julius Bab, *August Bürger. (Schluß.)*, 110–113

A. [August] Halm, *Humor und Musik*, 113–117

Wilhelm Schäfer, *Karl Stauffers Lebensgang* [Über Wilhelm Schäfer, *Karl Stauffers Lebensgang*], 117–118

[Notizen]

Robert Walser, *Fußwanderung*, 119

Joachim Benn, *Der Mann von vierzig Jahren*, 119

[Ernst] Lissauer, „*Neuer Leipziger Parnaß*“ [Über Kurt Pinthus (Hrsg.), *Neuer Leipziger Parnaß*], 119–[120]

S. [Wilhelm Schäfer], *Schweizerisches Jahrbuch für Kunst und Handwerk 1912*, [120]

*Künstliche Blumen-Arrangements*

## Fußwanderung.

Er schwenkte leise seinen Hut  
und ging, heißt es vom Wandersmann – –

Wie war der Mond auf dieser Wanderung schön, und wie blitzten  
und liebäugelten die guten, zarten Sterne aus dem hohen Him- 5  
mel auf den stürmischen ungeduldigen Fußgänger herab, der da  
fleißig weiter und weiter marschierte. War er ein Dichter, der da  
von dem leuchtenden Tag in den sanften blassen Abend hinein-  
lief? Wie? Oder war es ein Vagabund? Oder war er beides? Gleich-  
viel, gleichviel: Glücklich war er und bestürmt von beunruhi- 10  
gendem Sehnen. Das Sehnen und Suchen, das Niebefriedigtsein  
und der Durst nach Schönheit trieben ihn vorwärts, und hinter,  
weit hinter ihm schlummerten die bilderreichen Erinnerungen.  
Was hinter ihm lag, ging ihm durch den Wanderkopf, und was  
Unbekanntes vor ihm lag, zog wie Musik durch seine begierige 15  
Seele. Die Sonne brannte, und der Himmel war blau, und der  
blaue weite große Himmel schien sich immer mehr auszudeh-  
nen, als werde, was groß sei, immer größer, und was schön sei,  
immer schöner, und was unaussprechlich sei, immer unermeßli-  
cher, unendlicher und unaussprechlicher. Aus golden-dunklen, 20  
dämonisch blitzenden Abgründen duftete edle wilde Roman-  
tik herauf, und Zaubergärten schienen rechts und links von der  
Landstraße zu liegen, lockend mit reifen, süßen, schönfarbenen  
Früchten, lockend mit geheimnisvollen unbeschreiblichen Ge-  
nüssen, die die Seele schon schmelzen und schwelgen machen im 25  
bloßen flüchtig-zuckenden Gedanken. O was war das für ein lu-  
stiges, tanzendes Marschieren, und dazu zwitscherten die Vögel,  
daß das Ohr am Gesang noch lange hing, wenn es von dem Herr-  
lichen schon nichts mehr hörte, daß das Herz meinte aus dem  
Leib heraustreten und in den Himmel hinauffliegen zu müssen. 30

Vgl. *Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 34–36* [KWA I 7, S. 31f.].

Dörfer wechselten mit weiten Wiesen, Wiesen mit Wäldern und Hügel mit Bergen ab, und wenn der Abend kam, wie wurde da nach und nach alles leiser und leiser. Schöne Frauen traten aus dem Duster, Geflüster und Dunkel groß hervor und grüßten mit  
5 stiller, königinnen- und kaiserinnengleicher Gebärde den Wanderer. Und wie war es doch erst in den stillen, von der heißen mittäglichen Sonne beschienenen und verzauberten Dörfern, wo das heimelige Pfarrhaus stand in der grünen rätselhaften Gasse und die Leute dastanden mit großgeöffneten, erstaunten und  
10 sorgsam forschenden und fragenden Augen. Wunderbar war das Einkehren in das Gasthaus und das Schlafen im sauberen, nach frischem Bettzeug duftenden Gasthausbett. Das Zimmer roch zum Entzücken nach reifen Äpfeln, und am frühen Morgen stellte sich der Wanderbursche an das offene Fenster und schaute  
15 in die bläulich-goldene, grüne und weiße Morgenlandschaft hinaus und atmete die süße Morgenluft in seine wildbewegte Brust hinein, von all der Schönheit, die er sah, überwältigt. Wieder und wieder wanderte er weiter, mit heiteren und mit düsteren Gedanken, unter dem Tag- und unter dem Nachthimmel, unter  
20 der Sonne und unter dem Mond, unter schmerzenden und unter glücklich lächelnden Gefühlen. Ach, und wie schmeckten ihm Käs und Brot und die zwiebelbelegte köstliche, ländlich zubereitete Bratwurst. Denn wenn dem rüstigen Wandersmann das Essen nicht schmeckt, wem sonst soll es dann noch schmecken?

25

*Robert Walser.*

Die Rheinlande, Jg. 13, Bd. 23, H. 4, April 1913, S. 121–[156]

Giovanni Giacometti, *Hotelzimmer* [Kunstbeilage, Dreifarbendruck, unpag.]

Richard Meßlény, *Giovanni Giacometti* [Mit 4 Kunstbeilagen], 121–[132]

Dr. Willy F. [Friedrich] Storck, *Bühne und Bild*, 133–[140]

Joachim Benn, *Frauen*, 141–144

Arnold Zweig, *Das Postpaket. Erzählung*, 144–149

Wilhelm Schäfer, *Kölnische Beichte. Eine Rheinsage*, 149–150

Willi Dünwald, *Hebbels Verklärung*, 150–152

Hamlet, *Unerbauliche Betrachtung*, 152

Ludwig Strauß, *Die Gefangenen*, 153–154

*Das Hildebrandslied. Übersetzt von Rudolf John von Gorsleben*, 154

[Notizen]

Robert Walser, *Der Kuß*, 155

Joachim Benn, *Mörikes Briefe* [Über *Eduard Mörikes Briefe*,  
ausgew. u. eingel. v. Will Vesper], 155

S. [Wilhelm Schäfer], *Johann Peter Hebel*, 155

Joachim Benn, *Altdeutsche Novellen* [Über *Altdeutsche Novellen*,  
nach dem Mittelhochdeutschen von Leo Greiner], 155–[156]

W. [Wilhelm] Schäfer, *Limo, der große beständige Diener*  
[Über Alfons Paquet, *Limo, der große beständige Diener*,  
*dramatisches Gedicht*], [156]

Was habe ich Merkwürdiges geträumt? Was widerfuhr mir? Welch eine seltsame Heimsuchung ist gestern nacht, als ich im Schlafe dalag, urplötzlich, wie aus einem hohen Himmel herab, dem fürchterlichen Blitz ähnlich, über mich gekommen? Ahnungslos und willenlos und gänzlich bewußtlos, der Sklave des Schlafes, der mich fesselte und mich in seinen Kerker schloß, lag ich da, ohne Wehr und ohne Waffen, ohne Voraussetzung und ohne Verantwortung (denn im Schlaf ist man unverantwortlich), als das Herrliche und Schreckliche, das Große und Süße, das Liebe und Furchtbare, das Entzückende und Entsetzliche über mich herfuhr, als wolle es mich mit seinem Druck und Kuß ersticken. Der Schlaf hat innere Augen, und so muß ich denn gestehen, daß ich mit einer Art von zweiten und anderen Augen dasjenige sah, was auf mich zustürzte. Ich sah es, wie es mit Windes- und Blitzesgeschwindigkeit, den unendlichen Raum zerschneidend, aus der unermeßlichen, gigantenartigen Höhe herabschoß auf meinen Mund. Ich sahs und ich war entsetzt, und ich war doch nicht imstande, mich zu bewegen und mich zu wehren. Auch hörte ich sein Nahen. Ich hörte es. Ich sah und hörte den niegesehenen, nieerlebten Kuß, der mit Worten nicht zu beschreiben ist, ganz wie mit Worten, die die Sprache enthält, nicht das Grausen und das Freuen zu beschreiben ist, welches mich schüttelte. Der Kuß in Träumen hat nichts gemein mit dem zarten, sanften, beidseitig gewollten und gewünschten Kuß in der Wirklichkeit. Es war nicht ein Mund, der mich küßte, nein, es war ein Kuß in der Alleinigkeit und Einzigkeit. Es war ein Kuß, der völlig und einzig nur Kuß war und weiter nichts. Etwas Unabhängiges, Seelenähnliches, Gespenstisches wars, und als ich getroffen worden war von dem Verständlichen und wieder höchst Unverständlichen, zerfloß ich auch schon in

Vgl. *Kleine Dichtungen*, 1914/1915, S. 37–39 [KWA I 7, S. 33f.].

solchen gliederdurchstürmenden, ich möchte sagen, grandiosen  
Wonnen, wie ich mir verbiete, es näher zu sagen. Ah, das war ein  
Kuß, ein Kuß, das! Der Schmerz, den er mir bereitete, preßte mir  
einen Schrei des Jammers ab, und gleichzeitig mit dem Empfang  
des Kusses und mit seiner himmlischen und höllischen Wirkung 5  
erwachte ich und vermochte mich lang nachher noch immer nicht  
zu fassen. Was ist der Mann, der Mensch. Was ist der Kuß, den  
ich freundlich gebe, am hellen Tag oder bei Mondschein, in der  
friedlich-glücklichen Liebesnacht, unter einem Baum oder sonst-  
wo, verglichen mit der Raserei des eingebildet-aufgezwungenen 10  
Kusses, geküßt von den Dämonen.

*Robert Wälser.*

Die Rheinlande, Jg. 13, Bd. 23, H. 5, Mai 1913, S. 157–[200]

S. [Wilhelm Schäfer], *Das Folkwang-Museum*

[Mit 8 Kunstbeilagen], 157–[176]

Joachim Benn, *Hoetgers Majolikafiguren*, 177–180

[Fritz] Meyer-Schönbrunn, *Die Hagener Silberschmiede*, 181–182

W. Gischler [Wilhelm Schäfer], *Geschmackswandlungen im modernen Kunstgewerbe*, 183–[184]

Wilhelm von Scholz, *Gefährliche Liebe. Dritter Auftritt des vierten Aufzuges*, 185–187

Julius Bab, *Wedekind*, 187–192

Franz Karl Becker, *Der Mönch von Cluny*, 192–194

J. [Joachim] Benn, *Parallelismus in der Epik*, 194–196

Hermann Hesse, *Abschied von der Jugend*, 196–197

August Halm, *Leitmotiv und Sonatenform*, 197–198

[Notizen]

Robert Walser, *Zu dem Bild „Die Frau am Fenster“ von Karl Walser*, 199

Joachim Benn, *Jungdeutsche Novellen*, 199–[200]

R. T. [Reinhold Treu, d. i. Wilhelm Schäfer], *Bühnenbild und Schauspieler*, [200]

S. [Wilhelm Schäfer], *Runenhäuser* [Über Philip Stauff, *Runenhäuser*], [200]

Warum steht diese Frau am Fenster? Steht sie nur da, um in die Gegend hinauszuschauen? Oder hat ihr Gefühl sie an's Fenster geführt, damit sie könne in die Weite hinausdenken? An was denkt die Dame? An etwas Verlorenes, an etwas unwiederbringlich Verlorenes? So scheint es dem zu sein, der mit aufmerksamen Augen das zarte Bild betrachtet. Weint die Frau, oder ist sie nahe daran, zu weinen? Hat sie, kurz bevor sie ans Fenster trat, geweint oder wird sie, wenn sie wird vom Fenster weggetreten sein, in Tränen ausbrechen? Wer das Bild betrachtet, hält dies nicht für unmöglich. Hat die Frau, die hier so einsam an dem Fenster steht, einen Geliebten, und ist nun vielleicht dieser liebe Freund für immer fortgegangen? Höchst wahrscheinlich. Also hatte – sie einen Geliebten? Sie hat demnach also jetzt keinen holden Freund mehr? Steht nicht die arme liebe Frau da, als sei, was ihr das Liebste gewesen ist, von ihr weggegangen, und als bleibe ihr jetzt für immer nichts mehr anderes übrig als an den zu denken, den sie verlor? Ihre Haltung scheint zu sprechen: „Ich habe ihn, kaum daß er mir gestand, daß er mich liebe, und kaum, daß ich ihn umhalste und an das Herz gedrückt habe, schon verloren. Wie grausam ist das.“ – Was hat ihn denn bewogen, sie zu verlassen, die er liebte und von der er sich geliebt fand? Hat das Schicksal, haben die Wogen und Wellen des Lebens, die weder je nach Liebe noch überhaupt je nach Zartheit fragen, sie getrennt, die sich liebten? Das läßt sich denken. Alles Unschöne läßt sich ebenso leicht denken wie alles Schöne. Vielleicht hat die Frau jetzt noch nicht alle Hoffnung auf ein süßes Wiedersehen aufgegeben? Nein, sie hat keine Hoffnung mehr außer der Hoffnung, weinen zu dürfen, stundenlang, und sich im Schmerz, der die Seele erschüttert, zu baden.

Vgl. *Kleine Dichtungen, 1914/1915*, S. 59–61 (unter dem Titel „Die Frau am Fenster“, Obertitel „Zwei Bilder meines Bruders“) [KWA I 7, S. 49f.].



Für die Frau, die ihren Freund verloren hat, ist der Schmerz der heimliche Freund, und das ist die letzte Art von Freund, die ein Mensch besitzen kann. Entsetzlicher Freund, bleich im Gesicht, mit dem furchtbaren Lächeln unauslöschlicher Trauer auf den Lippen, sage zu der Frau etwas, liebe sie. Und in der Tat, er tut es: der Schmerz über die Trennung vom Geliebten muß jetzt der Geliebte sein und sie lieblosen. Vielleicht ist jetzt das Weh des Verlustes noch nicht so groß, wie es nach einem Jahr oder erst nach zwei Jahren sein wird; denn das Weh kann in der Stille wachsen. Erst ist es ein zartes Glöckchen mit leisem seufzendem Bim-Bim. Doch es kann eine Glocke daraus werden mit rasendem, vernunftüberflutendem Geläute, gemühterstörend, herzerreißend. Entsteht nicht aus der simplen Melodie das gewaltig brausende und schallende Konzert? Wenn dem so ist, so hat die Frau, die da am Fenster steht, noch einen schweren Kampf zu kämpfen.

*Robert Walser.*

Die Rheinlande, Jg. 13, Bd. 23, H. 6, Juni 1913, S. 201–[244]

Joachim Benn, *Thorn Prikkers Glasfenster* [Mit 8 Kunstbeilagen], 201–[220]

Ernst Gosebruch, *Wohnkultur in Essen*, 221–228

Margret Hansen, *Fête champêtre*, 229–234

Otto Stoessl, *Adalbert Stifters „Nachsommer“*, 234–238

Hans Kyser, *Aus den „Gesängen“*, 238–239

Ernst Lissauer, *Zu Goethes Tagebüchern* [Aus Goethes Tagebüchern,  
ausgew. u. eingel. v. Hans Gerhard Gräf], 239–242

Eduard Reinacher, *Vier Gedichte*, 242

[Notizen]

Robert Walser, *Das Traumgesicht*, 243

S. [Wilhelm Schäfer], *Aus meinem Leben. Erinnerungen und  
Betrachtungen von Wilhelm Steinhausen*, 243

Joachim Benn, *Annette Kolb* [Über Annette Kolb, *Das Exemplar*],  
243–[244]

W. [Wilhelm] Schäfer, *Hermann Hesse* [Über 1. *Aus Indien*; 2. *Der Zauber-  
brunnen*], [244]

B. [Joachim Benn], *Eine Jean-Paul-Ausgabe* [Über eine geplante Ausgabe  
bei Georg Müller], [244]

Ich habe etwas Süßes gesehen, etwas Loses, Lustiges, Flatterhaftes,  
das doch wieder auch nicht so flatterhaft war, daß es nicht tiefen  
Eindruck auf mich und auf viele andere hätte machen können. Der  
5 Ernst des Lebens klang wie eine Glocke in das liederliche Geflüster  
und Geklingel und Gelispel hinein. Die Blätter flüsterten, süßer,  
leiser Nachtwind wehte, Gelächter tönte, Tränen rannen aus  
großgeöffneten Augen, Herzen erzitterten unter all den zauber-  
vollen Eindrücken, und Musik umrahmte und umfloß und um-  
10 goldete das Ganze. Wunderbar, gleich einem Märchen, an dessen  
schönen Inhalt die Kinder gerne glauben, drangen mir die lieben,  
holden, tausend Jahr alten Melodien zu Herzen. Indem ich sah,  
was ich sah, wurde ich zum Kind, und die ganze Welt, so weit ich  
schauen konnte, schien mir neu geboren, ganz wie ich selber und  
15 wie der, der es ebenfalls mit ansah. Bänder, rote, grüne und blaue,  
schlangen sich wie anmutreiche, harmlose Schlangen durch den  
milden Tumult des Lebens. Das Leben war mild und wild zugleich  
und duftete, ach, so namenlos nach Glück, und mit einem Mal lag  
auch schon das gutwillige, unschuldige Liebesglück zerrissen am  
20 Boden. Es gab niemand, der nicht liebte und der nicht begehrte.  
Alle waren in den schönen Silber- und Feuerstrom mit hineinge-  
rissen, und alle wollten das ja auch. Weh und Freude, Schmerz  
und Lust schauten allen, die das Spiel mitspielten, schimmernd  
und lechzend aus den Augen. Einige Augen waren niedergeschla-  
25 gen, und Lippen waren da, die entfärbten sich und stammelten.  
Schwelgerische Rosen, die in ihren eigenen Farben zerflossen,  
prangten aus dem üppigen Bild lockend und bezaubernd hervor.  
Lichter züngelten und liebäugelten hinter dunklem, traumhaf-  
tem Grün wie rätselhafte Augen hinter Augenbrauen, und Wellen  
30 liefen über das glatte Gestein, und Hoffnungen und Sehnsuchten

Vgl. *Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 40–42* [KWA I 7, S. 35f.].

gaben in dem Raum den Ton an. Bald war der Raum, was er war,  
bald wieder war er ein Gedanke, so zart, daß der, der ihn dachte,  
fürchten mußte, er verliere ihn. Ist nicht immer der verloren ge-  
gangene Gedanke der schönste? Was man hat, schätzt man nicht,  
und was man besitzt, ist entwertet. O wie schön war der See in 5  
der nahen Ferne, vom Mond versilbert, der sich, indem er sich  
ins Wasser verliebte, in den See glühend niederstürzte, sich nun  
in dem Leib, den er vergötterte, selig widerspiegelnd. Das Was-  
ser schauerte und lag ganz still, beglückt durch die Vergötterung.  
Mond und Wasser waren wie Freund und Freundin, gefesselt 10  
durch den Kuß, dem sie sich überließen. So zerfloß und zerrann  
bald alles, und bald sah ich es von neuem, nur noch reicher ausge-  
stattet, aus der Undeutlichkeit hervortauchen. Schweigend, ganz  
nur Auge, saß ich da und hatte alle Wirklichkeit vergessen.

*Robert Walser.* 15

Die Rheinlande, Jg. 13, Bd. 23, H. 7, Juli 1913, S. 245–[278]

Chr. [Christian] Landenberger, *Bildnis* [Kunstbeilage, Dreifarbendruck, unpag.]

H. O. Schaller, *Christian Landenberger* [Mit 4 Kunstbeilagen], 245–[256]

Hermann Missenharter, *Die neuen Hoftheater und das Kunstgebäude in Stuttgart*, 257–262

Dr. Ludwig Coellen, *Die politische Haltung und Wirksamkeit der deutschen Philosophen vor 100 Jahren*, 263–266

J. Smekal, *Die Wunder zu Canterbury*, 266–269

Julius Bab, *Dramaturgisches Jahr*, 269–272

Dr. Erich Everth, *Monumental und dekorativ*, 273–274

Leo Sternberg, *Der König der Schmerzen*, 274–275

[Notizen]

Robert Walser, *Nächtliche Wanderung*, 276

Wilhelm Schäfer, *Tapferkeit oder Verrat?*, 276

Joachim Benn, *Briefe der Liebe* [Über Charlotte Westermann (Hrsg.), *Briefe der Liebe*], 276–277

Ernst Lissauer, *Oskar Loerkes „Wanderschaft“*, [Über *Gedichte*], 277

S. [Wilhelm Schäfer], *Die Stuttgarter Kunst der Gegenwart* [Über Julius Baum, *Die Stuttgarter Kunst der Gegenwart*], 277–[278]

S. [Wilhelm Schäfer], *Adolf Hoelzel als Zeichner* [Über Hans Hildebrandt, *Adolf Hoelzel als Zeichner*], [278]

S. [Wilhelm Schäfer], *Hans Peter Feddersen*, [278]

W. [Wilhelm] Schäfer, *Ein kritisches Mißgeschick*, [278]

Einmal machte ich eine Nachtwanderung, es war eine dunkle, wolkige, warme Mainacht. Die Erde blühte und duftete. Aus den schweigenden nächtlichen Gärten flüsterte und lispelte es mir zu, als sei alles Geheime nun offen und als rede das Verschwiegene. 5  
Mein leichter, behender, fleißiger Fuß trug mich leicht über die harte Landstraße. Das Harte war weich wie Flaum, und das Müh- selige machte mich nur lachen, als sei es die Freundlichkeit selber. Ich hatte eine merkwürdige Freude an dem eigenen fröhlichen Weiter- und Weitermarschieren. Taktgemäß ging es von Dorf zu 10 Dorf, und die Dörfer schlummerten so schön, so friedlich. Nur aus den Gasthäusern drang manchmal noch einiger später Lärm, und betrunkene Wirtshausgestalten taumelten mir hie und da entgegen. Ich lief, als sei ich der behende Wind, oder als sei ich ein Bote, der mit Windesgeschwindigkeit eine geheime Botschaft 15 an einen weit entfernten Ort trägt. Alsdann war es mir wieder ums Herz, als sei ich ein flüchtiger Verbrecher, der die Nachtstunden benutzt, um auszureißen und sich in Sicherheit zu bringen. Ich war wie ein Indianer, der über die Ebene springt; doch bei mir ging es hin und wieder bergauf, um wieder in die Tiefe zu sin- 20 ken. Neugierig guckten oft die süßen Sterne blinzelnd zwischen geheimnisvollem Gewölk auf den Fußgänger herab, und der Mond, der wackere Freund aller derjenigen, die nächtlings wandern, trat groß und majestätisch und freundlich aus der schwarzen Umhülltheit hervor, um bald darauf wieder zu verschwinden. 25 So kam es und verschwand es und tauchte bald wieder auf, und ein unhörbares Rauschen war in allem, die Nacht rauschte, als sei sie eine Quelle, und das ist wahr: sie ist die Quelle alles Schönen, Lieben und Guten. So war mir dann wieder, als sei ich ein Lebender, befindlich auf der Suche nach der lockenden lieblichen Ge- 30

*Vgl. Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 43–45 [KWA I 7, S. 37f.].*

liebten. Irgendwo im Land, das so schön dunkel war, wohnte sie:  
ihr Fenster stand jetzt vielleicht offen, daß alle ihre träumerischen  
Gedanken wie Vögel hinausflatterten, um sich in der herrlichen  
Nacht zu verlieren. Sie lag im Bett, aber ohne schlafen zu können  
5 und ohne einschlafen zu wollen, da sie an den fremden kühnen  
lieben Burschen dachte, den sie liebte und von dem sie wußte,  
daß er sie liebte. Solchermaßen vertrieb ich mir die Zeit, die ich  
mit Laufen zubrachte, mit krausen dunklen Einbildungen, indes  
die Brunnen neben der Straße leise plätscherten. Einige Fenster  
10 hatten noch Licht, und das einsame Licht nahm sich aus wie die  
Idee im Kopf eines seltsamen Menschen. Auf solche Weise schritt  
ich vorwärts, fröhlich und voll Bangen, mutig und voll Verzagen,  
gedankenlos und wieder voll Gedanken.

*Robert Walser.*

Die Rheinlande, Jg. 13, Bd. 23, H. 8, August 1913, S. 279–[322]

Walther Böttcher – Hagen i. W., *Der Flötenspieler* [Kunstbeilage,  
Holzschnitt, unpag.]

S. [Wilhelm Schäfer], *Der Essener Wettbewerb des Verbandes der  
Kunstfreunde in den Ländern am Rhein*  
[Mit 8 Kunstbeilagen], 279–[298]

W. Gischler [Wilhelm Schäfer], *Das neue Kollegiengebäude der  
Universität Freiburg*, 299–302

-t., *Ein Landhaus im Taunus von Hugo Eberhardt*, 303–306

Joachim Benn, *Thomas Mann und „Der Tod in Venedig“*, 307–311

Kasimir Edschmid, *Das Wiedersehen. Eine Novelle*, 311–315

Julius Bab, *Theatralisches Jahr*, 315–319

Josef Kramer, *Drei Gedichte*, 319

August Halm, *Leitmotiv und Bedeutung*, 320–321

[Notizen]

Robert Walser, *Johanna*, 321

Ernst Lissauer, *Fritz Schnack*, 321–[322]

Joachim Benn, *René Schickele*, [322]



Ich war, fällt mir ein, neunzehn Jahre alt, machte Gedichte, trug noch keinen ordentlichen Kragen, lief in den Schnee und in den Regen, stand des Morgens immer früh auf, las Lenau, fand, daß  
5 ein Überzieher etwas Überflüssiges sei, bezog monatlich hundertfünfundzwanzig Franken Gehalt und wußte nicht, was ich mit dem vielen Geld anfangen sollte. Kost und Logis hatte ich beim Paketmann Senn. Senn ist mir unvergeßlich. Er machte stets eine ebenso dumme wie finstere Miene, hatte einen struppigen, rabenschwarzen Bart im Gesicht und spielte den ärgerlichen Tyrannen,  
10 eine Rolle, in die er, so häßlich sie sein mochte, wie vernarrt war. Seine beiden Söhne, Theodor und Emil Senn, prügelte er. Die armen Jungen, sie bekamen Hiebe dafür, weil sie des Dummkopfes von Vaters schlechtes Betragen nachahmten. Frau Senn war eine  
15 liebe arme geplagte Frau, völlig des kleinlichen Gewalthabers Sklavin. Das Essen war gut; lustige Pensionäre waren stets da, und der Weißwein des Postpaketmenschen mundete vortrefflich. Doch was bedeutete aller Weißwein gegen das Mädchen Johanna, die ebenfalls das Vergnügen hatte, beim wilden Pöstler logieren  
20 und kostgängern zu dürfen. Sie war auf dem Kontor beschäftigt, ähnlich wie ich, und jeden Morgen gingen wir zusammen, sie die Dame, und ich ihr Ritter, nach unsern Geschäftshäusern, um hübsch tätig zu sein. Sie diente bei der Schreibmaschinenbranche, während ich mein bißchen Kraft und guten Willen der Unfallversicherungs-Aktiengesellschaft freundlich zur Verfügung stellte.  
25 Johanna war lieb über alle Begriffe und sanft wie Mondschein. Ich schrieb ihr ein Gedicht ins Album, einen kühnen extravaganten Erstling, sie zeigte es ihrer Mutter, und diese warnte ihr Töchterchen vor mir, wir mußten beide herzlich lachen. O wie süß mutete  
30 mich der anmutvolle Ritterdienst an. Wir wohnten vier Treppen.

Vgl. *Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 46–48 [KWA I 7, S. 39f.]*.

Hatte nun vielleicht Johanna, schon unten an der Haustüre stehend, ihren Schirm oder ihr Taschentuch oder sonst etwas vergessen, so erhielt ich den Auftrag, hinaufzuspringen und das Liegengelassene zu holen. Wie machte mich das glücklich, und wie süß, wie schön, wie zart lächelte sie darüber. Ihre Hände waren üppig und weich und so weiß wie Schnee, und der Kuß darauf, wie berauschte, wie bezauberte er mich. Senn war wütend auf uns, weil wir bis in alle Nacht hinein auf Johannas Zimmer miteinander Englisch lernten. Er hörte wohl durch die Wand, was das für eine kosende, belustigende Art von Englisch war, das wir trieben. Holde, unvergeßliche Sprachstunde, liebes unvergeßliches weibliches Wesen.

*Robert Walser.*

Die Rheinlande, Jg. 13, Bd. 23, H. 9, September 1913, S. 323–[362]

W. [Wilhelm] Schäfer, *Entwicklungsmöglichkeiten der modernen Malerei.*  
(*Eine Glosse zur Großen Kunstausstellung in Stuttgart.*)

[Mit 8 Kunstbeilagen], 323–[342]

Alfons Paquet, *Schwester Mathild*, 343–350

Julius Bab, *Der deutsche Weg.* (*Ein Epilog zum Streit um Hauptmanns*  
*Festspiel.*), 350–352

Joachim Benn, *Palmström* [Über Christian Morgenstern,  
*Palmström*], 352–353

Dr. Richard Oehler, *Stimmung*, 353–357

Dr. Ludwig Coellen, *Die künstlerische Möglichkeit des Futurismus*,  
357–360

Ludwig Strauß, *Zwei Gedichte*, 360

[Notizen]

Robert Walser, *Der Bursche*, 361

Anonym, *Die Fürstin Lichnowski.* (*Aus einem Brief.*), 361

L. S. [Lisbeth Schäfer], *Frauenbriefe* [Über *Briefe deutscher Frauen*, hrsg. v.  
Fedor v. Zobeltitz], 361–[362]

K. [Karl] Pfälzer, *Das Eifelbuch* [Über Alfred Herrmann (Hrsg.),  
*Eifel-Festschrift zur 25jährigen Jubelfeier des Eifelvereins*], [362]

Ein Bursche, der einem Bäckermeister als Laufbursche diente, stahl demselben Mehl weg, um es, gleichsam als Zeichen von zärtlicher Aufmerksamkeit, der Frau zu überreichen, die er verehrte. Reizende Liebe, bestrickendes Verbrechen, sinnreicher Diebstahl. 5 Der Bursche wurde endlich bei seinem ritterlichen Bemühen er- tappt und kam ins Gefängnis. Die gestrengen Herren Richter hatten Mitleid mit ihm und erteilten ihm eine obgleich immerhin angemessene, so doch verhältnismäßig nur gelinde Strafe. Armer dummer Bursche. Ich kann nicht verhehlen, daß ich Sympathie 10 für ihn empfinde. Wie glücklich mögen seine Augen gegläntzt haben in den prickelnden Augenblicken, wo er das Mehl stibitzte, und wie süß muß ihm der Kuß gemundet haben, den er geben und empfangen durfte von der, in deren Interesse er Spitzbubenstrei- che verübte. Wenn je, so duftet hier, der schwelgerischen Rose 15 ähnlich, Romantik, und wenn je, so ist hier, wo Mehl gestohlen worden ist, süße Liebe. Simpel ist die kleine mehlene Geschichte. Mich hat sie gerührt, als ich sie las, und ich wage sie dem freundlichen, huldreichen Leser aufzutischen, in der Hoffnung, daß sie auch ihn ein wenig rühren wird. Wie mancher, der fein gekleidet 20 geht und sich auf die feinste Differenz versteht, und der sich ein- bildet, daß er verliebt sei, ist nicht imstande und bringt nicht den Mut auf, gleich dem armen dummen Bäckerburschen, Mehl für die Person zu stehlen, die er vergöttert. Was ist Geliebtsein und Beliebtsein gegen dieses blühende holdselige Wunder: selber lie- 25 ben! Und was ist alle Bildung, alle Belesenheit, Weisheit und Fein- heit, gehalten gegen die duftende Blume: Aufrichtigkeit? Dieser Bursche, der mit einem gestohlenen Paket Mehl dahersprang, um seiner Geliebten eine Freude zu machen, war, als er das tat, groß, denn er war aufrichtig; war, als er das tat, im höchsten Grad sym- 30

*Vgl. Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 49f. [KWA I 7, S. 41f.].*

pathisch, denn er war tapfer, war, als er das tat, höchst lebenswürdig, denn er tat es aus echter Zärtlichkeit und Liebe. Schenke, lieber Leser, dem armen Burschen ein kleines gütiges Andenken, ich bitte dich darum. Nicht wahr, du tust es?

5

*Robert Walser.*

Die Rheinlande, Jg. 13, Bd. 23, H. 10, Oktober 1913, S. 363–[406]

Joachim Benn, *Frankfurts Skulpturensammlung*

[Mit 8 Kunstbeilagen], 363–[386]

Dr. Paul F. [Ferdinand] Schmidt, *Ein Museum, wie es sein soll. Zur*

*Neuordnung des Frankfurter Kunstgewerbe-Museums*, 387–[390]

Hermann Hesse, *Aus einem alten Skizzenbuch*, 391–392

August Halm, *Typen aus der „Damnation de Faust“ von Berlioz*, 392–395

Julius Bab, *Rembrandt*, 395–396

Harry Kahn, *Er und ich*, 396–398

Viator [Władysław Kozicki], *Symbol und Wirklichkeit*, 398–400

Karl Röttger, *Anna Croissant-Rust*, 400–401

Hans Steiger, *Die festlichen Großstädte*, 402

[Notizen]

Robert Walser, *Der Knabe*, 402

L. S. [Lisbeth Schäfer], *Im Goethehaus zu Frankfurt a. M.*, 402–403

S. [Wilhelm Schäfer], *Ein Schauspielhaus zu verlieren!*, 403–404

Julius Bab, *Otto Brahms Diadochen*, 404–405

Ernst Lissauer, *Aus der Literatur über 1813*, 405–[406]

Ein Tierbändiger wurde eines Abends vor den Augen der Leute, die gekommen waren, um sich die Vorstellung anzusehen, von seinem Löwen, einem Prachtexemplar, angegriffen und so furchtbar  
5 zugerichtet, daß er, nachdem man ihn aus den Tatzen des Unge-  
tüms befreit hatte, nur noch einen letzten überaus traurigen Blick  
auf seine Frau und auf seine Kinder werfen konnte, worauf er, zer-  
fleischt und zerrissen, wie er war, den Geist aufgeben und sterben  
10 mußte. Die arme, derart ihres Gatten und Ernährers beraubte Frau  
sah sich hohläugiger, erbarmungsloser Verzweiflung gegenüber-  
gestellt; denn woher sollte nun das Geld kommen, und wer, wer  
um Gottes willen sollte nun das gefährliche Geschäft der Tierbän-  
digung mit einigem Glück weitertreiben? Der Verstorbene schien  
15 unersetzlich, und das Elend und der Jammer schienen allgewal-  
tig; da trat, blitzenden Auges und getrieben von einer höchst  
staunenswürdigen Willenskraft, von Energie sprühend, gleich,  
als sei er eine hochauflodernde Flamme und kein zarter Knabe,  
der Sohn des eben Gestorbenen vor die unglückliche Mutter und  
20 sagte ihr mit einer Stimme, die die Festigkeit und die eiserne Ent-  
schlossenheit durchzitterten, daß er und kein anderer jetzt den  
Beruf seines Vaters übernehmen und weiterführen werde. Ah, ein  
junger Held glühte, und nichts nutzten bei dem stolzen Feuer-  
kopf die Vorstellungen, die die tödlich erschrockene Mutter dem  
Kinde machte. Er wartete den nächstfolgenden Schauspielabend  
25 mit brennender Begierde ab, um seiner Mutter den Mut zu zeigen,  
der ihn beseelte, und als die Stunde gekommen war, trat er mit  
gebieterischer Miene, einem jugendlichen Fürsten ähnlich, die  
Peitsche und die Pistole nachlässig in der Hand, so, als sei er mei-  
lenweit davon entfernt, zu denken, sich irgendeiner andern Waffe  
30 als nur seiner Todesverachtung zu bedienen, in den Käfig und

Vgl. *Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 51–53* [KWA I 7, S. 43f.].

errang schon mit dem bloßen Eintritt in denselben stürmischen Beifall. Atemlos schaute das Publikum von seinen Bänken dem herzbeklemmenden Schauspiel zu, und als der mächtige Löwe nun dem zarten, lieben, tapferen, schönen Knaben gehorchte und alles pünktlich ausführte, was von ihm verlangt wurde, sich dem Kind zu Füßen legte, er, der am vorherigen Abend den Vater zerrissen hatte, erhob sich ein Tücherwinken, ein Geschenkezwerfen, ein Klatschen und eine so gewaltige Begeisterung, wie die Menagerie sie nie zuvor erlebte. Der Knabe verdiente den Jubel, er lächelte. Doch wo nehmen wir die Worte her, die nötig wären, den mütterlichen Stolz und Jubel zu beschreiben, der nun mit ungestümen wilden heißen Küssen auf die Wangen, auf das Haar und auf die kleinen Hände des Knaben regnete, als er wohlbehalten zu der Mutter zurückkehrte. Mit namenloser Liebe schaute sie dem Helden, den sie geboren hatte, in die Augen, und immer wieder, immer wieder, ganz überwältigt, mußte sie ihn küssen, ihn, der dastand, so bescheiden, als verstehe er nicht, was er Großes und Schönes getan hatte.

*Robert Walser.*



Die Rheinlande, Jg. 13, Bd. 23, H. 11, November 1913, S. 407–[442]

- W. Gischler [Wilhelm Schäfer], *Zu den Radierungen von Hermann Kupferschmid* [Mit 4 Kunstbeilagen], 407–[418]  
G. E. [Eugen] Lüthgen, *Landschaft, Garten und Landhaus. Zu den Bauten von Architekt Paul Pott, Köln*, 419–[426]  
Reinhold Treu [Wilhelm Schäfer], *Richard Dehmel*, 427–428  
Hermann Konsbrück, *Herr Tausend*, 428–433  
Julius Bab, *Georg Büchner*, 433–436  
A. [August] Halm, *Parsifal*, 436–438  
Margret Hansen, *Eine Stunde*, 438–440

[Notizen]

- Robert Walser, *Das Götzenbild*, 440  
Paul Gassert, *Idylle*, 440–441  
J. [Joachim] Benn, *Benno Rüttenauer* [Über *Alexander Schmätzle. Lehrjahre eines Hinterwäldlers*], 441  
Ernst Lissauer, *Die Untergangsstunde der „Titanic“* [Über das Gedicht von Max Dauthendey], 441–[442]  
Walter Cohen, *Kunstwissenschaftliche Studien* [Über Friedrich Schneider, *Gesammelte Aufsätze. 1. Band: Kurmainzer Kunst*, hrsg. v. Erwin Hensler], [442]

Das Götzenbild.  
Von Robert Walser.

Ein junger Mann, an dessen Eleganz, Bildung und Herkunft niemand zweifelte, und der das fraglose Glück genoß, zu den gesitteten Menschen zu zählen, erlebte eines Tages, indem er das Völkermuseum besuchte, um die Altertümer zu studieren, folgendes sonderbares, wenn nicht furchtbares und grauenhaftes Abenteuer. Der junge Mann, nachdem er sich mit vielem Interesse in den weitschweifigen Räumlichkeiten, vollgepfropft mit allen nur erdenklichen Sehenswürdigkeiten, umgeschaut hatte, stand plötzlich, er wußte nicht wie, vor einer uralten hölzernen Figur, die, so abschreckend und plump sie auch war, einen mächtigen und gleich darauf übermächtigen Eindruck auf ihn machte, derart, daß er sich durch das rohe Götzenbild, denn ein solches war es, an Leib und Seele verzaubert sah. Der Atem stockte ihm, das Herz klopfte laut, das Blut strömte ihm, gleich einem angeschwollenen reißenden Bach, durch alle Adern, das Haar stieg ihm zu Berg, die Glieder zitterten, und eine ungeheuerliche, entsetzliche Lust packte ihn jählings an, sich an den Boden zu werfen, in die Zerknirschung und Erniedrigung, um das furchtbare Bild, das den Wüsten Afrikas entnommen worden war, aufs lebhafteste anzubeten; Barbarenwonne rieselte ihm durch die geblendete und der Vernunft beraubte Seele. Er stieß einen Schrei aus, der durch die weite Halle gräßlich tönte, und nur eben so viel Fassungskraft blieb ihm übrig, als nötig war, sich mit einem verzweifelten Ruck aus der schreckenerregenden Umdunkelung an das lieblich helle Bewußtsein einigermmaßen emporzuraffen. Das tat er, und mit weitausholenden stürmischen Schritten, so, als wenn hinter ihm Feuer ausgebrochen sei, und allen eifrigen Interesses für die Wissenschaften mit einem Mal verlustig, jagte und stürzte er gegen

Vgl. *Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 54f.* [KWA I 7, S. 45f.].

die Türe, und erst, als er sich in freier Luft befand und sich wieder umgeben sah von lebendig-tätigen Menschen, erholte er sich vom panikartigen Entsetzen, eine Geschichte, die ihn, der sie erlebte, tief nachdenken machte, über die ich jedoch den Leser bitte zu  
5 lächeln.

Die Rheinlande, Jg. 13, Bd. 23, H. 12, Dezember 1913, S. 443–[478]

Jakob Nußbaum, *Bildnisstudie* [Kunstbeilage, unpag.]

Dr. Paul F. [Ferdinand] Schmidt, *Jakob Nußbaum*

[Mit 4 Kunstbeilagen], 443–[454]

Joachim Benn, *Das Kölner Museum für ostasiatische Kunst*, 455–462

Dr. Ludwig Coellen, *Die alte und die neue Naturphilosophie*, 463–469

Hermann Hesse, *Das Landgut*, 469–470

Joachim Benn, *Friedrich Huch*, 470–473

Franz Karl Becker, *Taulers Traum*, 473–474

Paul Zech, *Die Wunderwirkung der Weihnacht*, 474

A. [August] Halm, *Richard Wagners Tristan*, 475

[Notizen]

Robert Walser, „*Apollo und Diana*“, 476

Benno Rüttenauer, *Die neue Neue in München*, 476–477

[August Halm], *Von zwei Kulturen der Musik*, 477–[478]

R. T. [Reinhold Treu, d. i. Wilhelm Schäfer], *Drei Lebensbücher* [Über

1. Leonhard Adelt, *Der Flieger*; 2. Albert Steffen, *Die Erneuerung des Bundes*; 3. Frederik van Eden, *Glückliche Menschheit*], [478]

Ich war, erinnere ich mich, bei der Aktienbrauerei in Thun tätig. Vor ungefähr zehn Jahren war's, und ich hatte das Glück, in einem schönen, geräumigen alten Haus dicht neben dem herrlichen Schloß auf dem Schloßhügel wohnen zu dürfen. Ich trank viel Bier, wozu mich schon meine bierbrauerliche Beschäftigung verleitete, badete in der reißenden Aare, ging öfter in die Ebene, die sich um Thun ausbreitet, spazieren und staunte zu den Kolossen empor, zu den Bergen, die, ungeheuerlichen Burgen ähnlich, dort in den Himmel hinaufragen. Eines Tages hatte ich mit meiner Wirtin, der Frau Amtschreiber, ein kleines reizendes Erlebnis, und zwar wegen einem Bild, das an der Wand meines Zimmers hing. Dieses Zimmer, es war die Wohnlichkeit, Traulichkeit und Heimgelichkeit selber. Ich vergesse nie diesen saftgrün angehauchten bildhübschen Raum, ich vergesse aber auch die Sonnenstrahlen nie, die dort so goldig und zugleich so listig ins versteckte Zimmer hineinlächelten. Nun aber zur Frau Amtschreiber. Sie nahm mir das Bild, eine Photographie des Gemäldes „Apollo und Diana“ von Kranach (das Original hängt im Kaiser-Friedrich-Museum zu Berlin), von der Wand, an welcher es zu meiner Belustigung und Erquickung hing, weg und legte es, schamhaft und vorwurfsvoll umgekehrt, auf meinen Tisch. Ich kam heim und merkte sogleich mit meinen beiden stets aufmerksamen Augen das Werk der falschen Sittlichkeitsbegriffe, und rasch entschlossen ergriff ich die allezeit dienstfertige Feder und schrieb folgendes keckes Billet: „Verehrte Frau, hat Ihnen das Bild, das mir lieb ist, weil es ganz aus lauterer Schönheit besteht, vielleicht etwas zuleid getan, daß Sie es von der Wand gemeint haben wegnehmen zu sollen? Finden Sie, daß das Bild häßlich ist? Sind Sie der Meinung, daß es ein unanständiges Bild ist? Dann bitte ich ergebenst, es einfach keines

Vgl. *Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 56–58* [KWA I 7, S. 47f.].

Blickes zu würdigen. Mir aber wollen verehrte Frau in der Güte, in deren Besitz ich dieselbe glaube, gestatten, das Bild wieder dorthin zu tun, wo es gewesen ist. Ich werde es sogleich wieder an die Wand anheften und bin überzeugt, daß niemand es mir nochmals fortnimmt.“ Frau Amtschreiber las und nahm das Billet. Ich 5  
Schurke! Einer so liebenswürdigen Frau so harte Worte zu sagen. Doch die paar Worte, was hatten sie nicht für eine schöne Wirkung. Wie lieb war Frau Amtschreiber von nun an zu mir. Reizend, reizend benahm sie sich. Sogar meine zerrissenen Hosen erbat sie sich, damit sie sie flicke, sie, die Frau Amtschreiber. 10

*Robert Walser.*

Die Rheinlande, Jg. 14, Bd. 24, H. 1, Januar 1914, S. 1–[38]

- Jakob Weinheimer, *Gehöft* [Kunstbeilage, Radierung, unpag.]  
S. [Wilhelm Schäfer], *Jakob Weinheimer* [Mit 4 Kunstbeilagen], 1–[12]  
K. [Karl] Pfälzer, *Ländlicher Wohnungsbau. (Zu den Entwürfen von  
    Jos. Rings.)*, 13–[20]  
W. [Wilhelm] Schäfer, *Der fremde Hund. Eine Anekdote*, 21–23  
Ernst Lissauer, *Feuerwerklegende*, 23  
Hans Reisiger, *Jugend*, 23–31  
Robert Lewin, *Das Drama und die Tat*, 31–34  
Aug. [August] Halm, *Richard Wagners Tristan (II)*, 34–35  
Walter Hasenclever, *Die Heimkehr*, 35

[Notizen]

- Robert Walser, *Brief eines Vaters an seinen Sohn*, 36  
Paul Gassert, *Der Schulhof*, 36  
Joachim Benn, *Erzählungen* [Über 1. Arthur Schnitzler, *Frau Beate und ihr  
    Sohn*; 2. Hermann Stehr, *Geschichten aus dem Mandelhause*] 36–37  
L. S. [Lisbeth Schäfer], *Die Geschichte der Anna Waser, ein Schweizer  
    Künstlerroman aus alten Tagen*, [Über Maria Waser, *Die Geschichte  
    der Anna Waser, ein Roman aus der Wende des 17. Jahrhunderts*], 37  
Joachim Benn, *Der Pariser Herbst-Salon*, 37–[38]  
Paul F. [Ferdinand] Schmidt, *Das Frankfurter Heine-Denkmal*, [38]

## Brief eines Vaters an seinen Sohn.

Von Robert Walser.

Du beklagst dich, mein lieber Sohn, darüber, daß ich dich höchst mangelhaft erziehe, daß ich dich z. B. nach Nidau hinaus-  
 5 um eine Kommission zu verrichten, und darüber, daß ich dir be-  
 fehle, in den Holzkeller hinunterzuspazieren, um Holz zu spalten.  
 Sei nicht unaufrichtig, sei nicht sentimental, Junge: weiß ich ja  
 doch ganz genau, daß dir das Laufen auf der heißen und staubbe-  
 deckten Landstraße, die nach Nidau, dem altersgrauen Städtchen  
 hinausführt, Vergnügen macht, und daß du leidenschaftlich gern  
 10 Holz spaltest. Du wirfst mir vor, daß im Mülleimerheruntertragen  
 und im Holzhacken keine Erziehung liege. Ich bin aber anderer  
 Ansicht. Es liegt sehr viel Erziehung von der besten Sorte in der  
 Verrichtung gewissermaßen schäbiger, schimmeliger und niedri-  
 ger Arbeiten. Wenn du z. B. mit dem Milchtopf in der Hand über  
 15 die Gasse gehen mußt, um Milch beim Milchhändler zu holen,  
 eine Verrichtung, deren du dich vielleicht ein wenig schämst, weil  
 bekannte Leute dir begegnen, von denen du weißt, daß sie sich  
 sagen, „jetzt muß er sogar Milch über die Gasse holen“, so ist das,  
 wenn auch nicht scheinbar, doch aber in Wirklichkeit eine ausge-  
 20 zeichnete Erziehung, denn da lernst du dich demütigen, und im  
 Genuß dessen, was demütigend ist, liegt eine köstliche Bildung.  
 So und ähnlich, lieber Sohn, bilde ich dich, und ich glaube, du  
 darfst mir dankbar sein dafür. Du scheinst es nicht zu sein: nun,  
 ich denke, du verstehst es eben noch nicht. Später wirst du es zu  
 25 schätzen, zu würdigen und zu verstehen wissen.

Ferner, mein Junge, glaubst du sollen dürfen herausgemerkt  
 haben (eine richtige Sohnes-Spitzfindigkeit), daß ich dich gerade  
 dann an irgend eine Beschäftigung anzuspinnen liebe, wenn ich  
 weiß oder du mir zu verstehen gibst, daß du dich gern mit dei-  
 30

Vgl. *Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 111–115* [KWA I 7, S. 84–86].



nen bevorzugten Kameraden im Freien, sei es im Wald oder sei es am See, herumtummeln möchtest. So boshaft, meinst du, bin ich? Und wenn auch? Sollen denn arme, sorgengeplagte Väter, stets angespannt an den kläglichen, elendiglichen Täglichen-  
5 Brot-Gedanken, nicht auch, zur Erheiterung und Abwechslung, sich kleine, feine, reizende Bosheiten leisten dürfen? Bedenke das. Bedenke, wie viele Sorgen ich habe, und du wirst generös genug sein, mir zu erlauben, dich von Zeit zu Zeit ein wenig zu necken mit: „Du spaltest jetzt hübsch Holz, verstanden!“, sowie ich etwa  
10 merke, daß du das Baden oder das Herumstreifen in den Gassen im Sinne hast. Väter haben auch ihre Schwächen, merke dir das.

Etwas sehr Seltsames, in der Tat Frappierendes sagst du, indem du mir den Vorwurf machst, daß ich ja selber Sonntagnachmittag, zum schwarzen Kaffee, die Schundromane lese, die ich ge-  
15 ruhe, dir, dem Sohn, wenn ich dich beim heimlichen Lesen und Verschlingen ertappe, um den Kopf herumzuschlagen. Doch du bist im Unrecht, und dein Vorwurf ist eine Weinerlichkeit. Ich werde fortfahren, dir die Romanlektüre zu verbieten, so gut, wie ich fortfahren zu dürfen meine, sie mir persönlich zu gestatten.  
20 Sei taktvoll und mißgönne nicht ein Vergnügen einem Menschen, der anfängt zu altern, deshalb, weil es Pflicht dieses Menschen ist, den Genuß dieses Vergnügens seinem Sohne zu versagen.

Ich gebe nun im allgemeinen von Herzen gern zu, daß ich deine Erziehung ziemlich vernachlässige, doch ich mache mir des-  
25 wegen keine Sorgen. Sei versichert: deinen Weg durch das Leben wirst du schon finden, denn es gibt Dutzende Lebenswege, und jeder Lebensweg führt ohne alle Frage vor das eherne, erzene Tor der Unabänderlichkeit. Du wirst mir erlauben, ein wenig mit dir zu philosophieren. Werde ein Philosoph, mein Junge, was sagen  
30 will, bilde Tapferkeit in dir aus, und dann brauchst du gar nicht so viel Erziehung, das Leben wird dich genügend erziehen, habe keine Bange. Sieh, wenn ich dich ein bißchen wild und unerzogen lasse, so taugst du um so viel besser für das Leben; ungebil-

det lasse, so wird dich um so viel besser das spätere Leben bilden, striegeln, glätten und plätten können; ungehobelt lasse, so wirst du dich um so besser eignen für die Zurechthobeln und Polierung durch eben das Leben, welches mit Vergnügen an den Menschen herumbobelt. Die Welt, in welche du wirst zu sitzen und 5 zu stehen kommen, wird Erzieher an dir sein und dich gründlich erziehen. Auch dafür, also dafür, daß ich dich vernachlässigt habe, wirst du mir einst danken. Bedenke, ich bitte dich, folgendes; und alsdann lasse mich ausruhen vom Schreiben und diesen väterlichen Brief beendigen. 10

Nimm an, ich hätte dich mustergültig erziehen lassen: mit was für einer furchtbaren Verantwortungslast auf Kopf und auf Rücken würdest du dann dastehen. Denn wisse: eine wirklich und in jeder Hinsicht gute, eine sogenannte glänzende Erziehung verpflichtet, sie verpflichtet den Empfänger zu ihr entsprechenden 15 glänzenden Leistungen, sie verpflichtet auch zu der glänzenden Karriere. Sei du glücklich, mein Sohn, daß du wirst atmen dürfen, ohne immer nur an das Emporkommen denken zu müssen. Deine mangelhafte Erziehung verpflichtet dich nicht zu dem Gespenste, zu der Mustergültigkeit, zu dem fürchterlichen Müssen- 20 in-jeder-Hinsicht-hervorragend. Frei wirst du sein. Ein Sohn der Natur, ein Sohn der Welt wirst du sein. Atmen und leben wirst du dürfen. Die da musterhaft sind, die leben nicht, und hiermit grüßt dich überaus herzlich, im Bewußtsein, daß er dir etwas Vernünftiges gesagt hat, dein 25

Vater.

Die Rheinlande, Jg. 14, Bd. 24, H. 2, Februar 1914, S. 39–[74]

Hermann Daur, *Bäume im Wind* [Kunstbeilage, unpag.]

S. [Wilhelm Schäfer], *Hermann Daur* [Mit 4 Kunstbeilagen], 39–[50]

Professor Dr. Georg Biermann, *Die neue Synagoge in Essen von Prof. Ed. Koerner*, 51–[58]

Hans Franck, *Das Drama Heinrich von Kleists*, 59–65

Hans Mühlestein, *Ischia. Ein Zyklus*, 65

Willi Dünwald, *Vir immortalis*, 65–68

Karl Röttger, *Der letzte Weg und die Brücke. Novelle*, 68–70

A. [August] Halm, *Vom Episodischen in Wagners Musikdrama*, 70–72

W. [Wilhelm] Schäfer, *Alfred Lichtwark †*, 72

[Notizen]

Robert Walser, „*Drei Sachen*“, 73

R. T. [Reinhold Treu, d. i. Wilhelm Schäfer], *Fortinbras* [Über Julius Bab, *Fortinbras oder der Kampf des 19. Jahrhunderts mit dem Geiste der Romantik*], 73–[74]

„Drei Sachen“.  
 Von *Robert Walser*.

Der Traum.

Ich habe einen traurigen, freudlosen Traum gehabt in der ver-  
 gangenen Nacht. Wohl sechsmal erwachte ich davon, aber immer 5  
 wieder, so, als sollte ich stets von neuem geprüft werden, fiel ich  
 hinunter in die Gewalt der düsteren Einbildungen, in die Macht  
 des fieberartigen Traumes. Mir träumte, daß ich in eine Art von  
 Anstalt und Institut hineingekommen sei, in einen Sonderbund,  
 in eine festverriegelte, unnatürliche Absonderung, welche von 10  
 höchst kalten und höchst eigentümlichen Verordnungen regiert  
 wurde. Elend war mir zumut und eiskalter Schauer rieselte mir  
 durch die entsetzte, angsterfüllte Seele, die sich vergeblich sehnte,  
 ein Verständnis zu finden. Alles war mir unverständlich, doch das  
 Grausamste war, daß sie nur über die Ratlosigkeit und Hilflosig- 15  
 keit lächelten, in der sie mich sahen. Nach allen Seiten schaute ich  
 mich mit flehenden Augen um, damit ich ein freundliches Auge  
 sähe, doch ich sah nur den offenen mitleidlosen Hohn mich mit  
 seinen Blicken messen. Alle, die da waren, musterten mich auf so  
 sonderbare Weise, auf so rätselhafte Weise. Meine Angst vor der 20  
 ringsum herrschenden Ordnung, deren Wesen mich mit Grauen  
 erfüllte, wurde von Minute zu Minute größer, und mit ihr ver-  
 größerte sich die Unfähigkeit, die ich offenbarte, mich in die  
 seltsamen, absonderlichen Verhältnisse zu schicken. Deutlich  
 erinnere ich mich, wie ich bald zu diesem, bald zu jenem Beam- 25  
 ten in kummervoller, bittender Tonart sagte, daß ich „alles das“,  
 so drückte ich mich in der höchsten Herzbeklemmung aus, ja  
 ganz und gar nicht verstehe, und daß man mich doch lieber hin-

*Vgl. Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 165–167 [KWA I 7, S. 124f].*

aus in die Welt ziehen lassen wolle, damit ich meinen Mut und  
meinen angeborenen Geist wiederfände. Doch statt mir zu ant-  
worten, zuckten sie nur die Achseln, liefen hin und her, zeigten  
sich sehr in Anspruch genommen, gaben mir zu verstehen, daß  
5 sie keine Zeit hätten, sich näher mit mir und mit meinem Un-  
glück zu beschäftigen, und ließen mich in all der unaussprechli-  
chen, fürchterlichen Bestürzung stehen. Augenscheinlich paßte,  
paßte ich gar nicht zu ihnen. Warum denn nun war ich zu ihnen  
hineingekommen in diese enge und kalte Umgrenzung? Durch  
10 viele Zimmer und Nebenzimmer tastete ich mich; ich schwankte  
hin und her wie ein Verlorener. Mir war, als sei ich im Begriff, in  
dem Meer der Befremdung zu ertrinken. Freundschaft, Liebe und  
Wärme waren verwandelt in Haß, Verrat und Tücke, und das Mit-  
empfinden schien gestorben seit tausend Jahren oder schien in  
15 unendliche Entfernungen gestoßen. Eine Klage wagte ich nicht  
zu äußern. Ich hatte zu keinem, zu keinem dieser unverständli-  
chen Menschen ein Vertrauen. Jeder hatte seine strenge, enge,  
stumpfe, wohlabgemessene Beschäftigung, und darüber hinaus  
stierte er wie in eine grenzenlose Leere. Ohne Erbarmen mit sich  
20 selber kannten sie auch kein Erbarmen mit einem andern. Tot, wie  
sie waren, setzten sie nur Tote voraus. Endlich erwachte ich aus  
all dem Hoffnungslosen. O wie freute ich mich, daß es nur ein  
Traum war.

### Der Jagdhund.

25 Auf meinen kleinen, ich muß und darf sagen, winzigkleinen  
Wanderungen sehe ich allerlei Hunde, und ich habe die drolli-  
gen vierfüßigen Burschen schon ordentlich liebgewonnen. Da ist  
vornehmlich der Karrenhund, den die Metzger und Milchhändler

*Vgl. Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 168–170 [KWA I 7, S. 126f.]*

an ihre Handwagen spannen. Er ist ein prächtiger, pflichtbewußter Kerl, und ich achte ihn ganz außerordentlich. Längst schon hatte ich immer im Sinn, einmal ein Wort über ihn zu sagen. Er verdient Anerkennung in jeder Hinsicht, und wer sich die Mühe nimmt, ihn aufmerksam zu beobachten, wie er so ganz und gar der Eifer und die Treue selber ist, wie er seinen Zweck und seine Bestimmung so schön versteht und aufgeht in der Aufgabe, die er zu erledigen hat, der wird nicht anders können als ihn loben. Freudig, ja oft sogar feurig und stürmisch zieht er den Wagen vorwärts, und wenn er so recht arbeiten, ziehen und seine Kraft anstrengen kann, läßt er ein kräftiges fröhliches Gebell vernehmen, daß man deutlich hört und sieht, wie ihm der Dienst Vergnügen macht. Heute früh auf meinem Rundgang sah ich einen Hund sich mit wahrer Wonne im frischen Schnee hin- und herwälzen, was einen Anblick gewährte, der sich meinem Kopfe einprägte. Reizend spielen oft große starke Hunde mit ganz kleinen Kindern, und überaus sehenswert ist es, wie der kraftvolle Kerl sich da dem zarten Kinde so hübsch, so gefällig anpaßt und auf die kleinste und feinste Bewegung sorgfältig acht gibt, die das Kind beliebt auszuführen. An Aufmerksamkeit ist der Hund ein König, und sein treues ehrliches Verständnis leuchtet ihm überraschend schön aus den Augen. In unserer Stadt gibt es viele Hunde, und daß sie gut gehalten und gut behandelt werden, sieht man ihnen an. Beinahe schrecklich in ihrem wütenden Eifer sind Jagdhunde. Ich saß einmal vergangenen Sommer im stillen tiefgrünen Wald auf einem Stein. Ringsum wundersames, zartes, dichterisches Schweigen. Mit einmal rast die klägliche, jämmerliche Jagd daher. Ein armer Hase springt durch die Waldesstille, und hinter ihm her, mit zornigem Geheul, welches die Stille jäh unterbricht, rennt der Hund mit ungestümen Sätzen, der glühende, eingefleischte Verfolger, entsetzlich hingegeben seiner grausamen Aufgabe. Er kriegte aber den Hasen nicht, denn später sprang er wieder an mir vorbei, jetzt, so, wie wenn er verwundet worden wäre, Jammerlaute aus-

stoßend. Er hatte sein Ziel nicht erreicht, das leidenschaftlich ins Auge gefaßte Ziel, und gab sich jetzt dem Schmerze hin. Er war ganz Trauer, ganz tödliche Enttäuschung.

#### Der Vater.

5 Wenn ich durch das feine, elegante, französische Neuquartier spaziere, dessen Häuser einen zierlichen Geschmack verraten, gelange ich, dicht neben der Hauptpost vorbei, und manch ein altes, edles, gartenumsäumtes Herrenhaus streifend, welches in seinem Parke liegt, wie das stille, köstliche Kleinod in seiner Umfassung,  
10 langsam in die trauliche, träumerische Altstadt, die mich jedesmal, wenn ich sie sehe, wie ein reizendes und höchst nachdenkliches Denkmal aus der Vergangenheit anmutet. Still und spitz und tiefsinnig, freundlich lächelnden Greiseserscheinungen ähnlich, ragen dort die alten Türme in die Luft empor, und wenn ich, den  
15 ehemaligen Festungsgraben entlang, noch ein paar Schritte weitergehe, so stehe ich vor einem seltsamen, niedrigen, großdachigen Haus, zu welchem, wie ich sehe, ein kleiner, hübscher, tiefgelegener Garten gehört. In dem Hause wohnen eine alte Frau und zwei alte Männer, und einer der beiden behaglichen Alten ist  
20 mein Vater, den ich von Zeit zu Zeit, etwa nach dem Abendessen, besuche, um mit ihm zu plaudern, der gerne ein Gespräch über die Stadt und ihre Bewohner führt. Hier also, inmitten alter, phantastisch hoher Dächer und wunderbarer Türme, im Bereiche dessen, was die Zeiten hartnäckig und standhaft überdauert hat, wohnt er,  
25 der alte Mann mit seinen schneeweißen Haaren, der noch jeden Morgen beizeiten aufsteht und seine kleinen idyllischen Geschäfte immer noch besorgt mit fast jugendlichem Eifer. Alte Leute und altertümliche Wohnungen passen vortrefflich zusammen,

Vgl. *Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 171–173* [KWA I 7, S. 128f.].

und es stimmt mich fröhlich, zu wissen, daß er so gut haust und wohnt, der alte Mann, der mir so nahe steht, dem ich so nahe stehe. Alles ist dort alt, die Gärten und ihre hohen prächtigen Tannen, das steinerne Gewölbe und der liebe stolze Berg mit seinem harten treuen Felsen. Gegenwärtig liegt Schnee auf den Dächern, 5 Türmen und Tannen, und auch in meines alten Vaters Garten liegt er, wo im süßen, warmen, goldenen Sommer die heiße Sonne ihre Gewalt entfaltet und die sanften Flammen, die Rosen, blühten. Gerade sehr viel gehe ich nicht zum alten Manne. Es soll meinem Gefühl nach eine zarte Scheu sein zwischen Sohn und Vater, und 10 dann habe ich am ersten Tage schon gemerkt, daß er der erklärte treue Freund gewisser strikter wunderlicher Gewohnheiten ist, und in seinen lieben, guten, eingesessenen Gewohnheiten mag, soll und will ich ihn nicht stören. Süße, zarte Rosen im kleinen grünen Garten und schneeiges Weiß auf dem alten Kopfe. Welt, 15 wie bist du wunderbar, wie bist du so leicht und doch so schwer verständlich. Ewiges reizendes Geheimnis! Fast noch lieber als zu ihm hineinzutreten und ihn zu sehen ist mir das bloße Draußenstehenbleiben vor seinem schönen bescheidenen Haus und dann so das Denkendürfen, daß er nun ruhig und behaglich drinnen sei, 20 in der kleinen Küche beim stillen friedlichen Abendbrot oder im lieblichen, länglichen Wohn- und Schreibzimmer, seine Zeitung lesend. Das tut mir wohl bis hinein in die Seele. Einmal stand ich auch so da und schaute zu des Vaters rötlichem Fenster hinauf, sehend und wissend, daß er wohlaufgehoben sei. Da war gerade 25 der Mond am Himmel, und wundervoll war's, wie er so mild, zart und freundlich, sanft und groß und gut auf die schlafende dunkle Welt hinablickte.



Die Rheinlande, Jg. 14, Bd. 24, H. 3, März 1914, S. 75–[110]

Paul Mahlberg, *Heinrich Nauen* [Mit 5 Kunstbeilagen], 75–[87]

S. [Wilhelm Schäfer], *Rheinische Denkmäler*, 87–[94]

Ernst Lissauer, *Aus den Schriften Emil Kuhs. Ausgewählt von Ernst Lissauer*

[Mit einer Vorbemerkung von Ernst Lissauer], 95–100

Robert Walser, *Vier Sachen*, 100–102

Joachim Benn, *Wilhelm Schmidtbonns Legendenbuch* [Über Wilhelm Schmidtbonn, *Der Wunderbaum*], 102–104

Rud. [Rudolf] John von Gorsleben, *Das Atlilied. Aus der Edda übertragen*, 104–106

A. [August] Halm, *Hektor Berlioz' „Trojaner in Karthago“*, 106–107

[Notizen]

Joachim Benn, *Erzählungen an Bord* [Über Alfons Paquet, *Erzählungen an Bord*], 107–108

[Ernst] Lissauer, *Mörrike-Miszellen* [Über Eduard Mörrike, *Von innerm Gold ein Widerschein*, hrsg. v. Hans Wolfgang Rath], 108

Paul F. [Ferdinand] Schmidt, *Rudolfinische Drucke*, 108–109

G. E. [Eugen] Lüthgen, *Führer durch das Provinzial-Museum in Bonn*, Bd. 2, 109–[110]

Rudolf Klein-Diebold, *Der neue Hugo van der Goes*, [110]

## Der Träumer.

Es lag einer im Grase auf einem kleinen Abhang am Waldes-  
 rande. Vor ihm lag eine gemähte Wiese und hinter ihm standen  
 ernste alte Tannen wie treue Schützer und Wächter. Vormittag 5  
 war's, und eine freundliche milde Sonne schaute aus weißlichem  
 Gewölk warm auf den Faulpelz herab, der die trägen Glieder so  
 lang als er konnte auf dem weichen Boden ausstreckte. Über seine  
 Beine, seinen Rücken und sein Gesicht krochen Ameisen, und  
 Mücken tanzten um ihn herum. Das plagte und ärgerte ihn aber 10  
 nicht im geringsten. Er lag da, als beabsichtige er, den ganzen lie-  
 ben langen Tag zu verfaulenzten, und in der Tat, er trug derlei Ab-  
 sichten. Die Welt sah so leicht aus, so bläulich, so sorgenlos.  
 Höchstens glich ein feiner Dunst am Himmel einer Art von Kum-  
 mer, aber der Kummer selber machte sich nicht gar viel Gedanken. 15  
 Eine Beigabe von Ernst macht die Fröhlichkeit nur fröhlicher, und  
 ein leiser Schmerz versüßt und verfeinert die Freude, macht sie  
 nur noch freudiger. Unserem Burschen und Tagedieb zu Häupten  
 hingen ein paar Tannzapfen und ärmelartige Tannzweige, und  
 noch weiter oben, nämlich am Himmel, schwebten weiße heiße 20  
 Wolken. Er träumte, der hier lag. Gab es keine Pflichten für den  
 Lümmel? Ei was, Pflichten! Braucht doch nicht jeder Mensch  
 101 Pflichten zu haben. Ein Bach, der zu des Träumers Füßen sich  
 durch das Gras schlängelte, gab artige glucksende Melodien zum  
 besten. Einmal schaute ein Fuchs aus dem gegenüberliegenden 25  
 Waldrand heraus und floh, als der Mensch im Gras sich regte, in  
 weiten Sätzen hinweg. Das ging so, bis es Nachmittag und Abend  
 wurde, wo das Abendrot sich zeigte und die Singvögel anfangen

*Vgl. Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 174–176 [KWA I 7, S. 130f.]*

wunderbar wehmütig und süß zu singen. Der Bursche lauschte. Es wollte ihn ein Bangen besuchen. Ein Weh wollte ihn beschleichen. Aber er war auf den Besuch gefaßt, und da tat er, als merke er nichts davon. Der Abend mit seinen Tönen und Farben und  
5 Düften sank einer Frau in die Arme. Die Frau war die Nacht, und diese herrschte nun. Der Bursche blieb aber ganz ruhig liegen. Das Gras war weich. Es kam ihm wie ein Bett vor, eben recht zum Schlafen. Alles war finster geworden, und kein Sterbenslaut regte sich mehr. Stille, Stille. Nichts war mehr zu unterscheiden. O da  
10 schlief der Waldmensch ein, und ungestörter hat nie ein junger oder alter Mensch geschlafen. Schief fleißig die ganze Nacht durch, und als er erwachte, war es schöner, heller, gütiger, milder Morgen.

### Der Pole.

15 In einem Dorf, nahe an der Grenze von Galizien, in einer Gegend also, wo deutsche, russische und polnische Elemente sich berühren, erlebte ich eines Nachts, es war im Winter und das flache Land war mit Schnee bedeckt, eine Wirtshausszene, die mir lebhaft in Erinnerung geblieben ist, und die ich darum gern  
20 aufzeichnen möchte. Ich und ein paar Burschen hatten uns zu einem tapferen Gelage im miserablen, düsteren und räuberhüttenähnlichen Gasthaus eingefunden. Das Bier, wenn ich so zurückdenke, war entsetzlich schlecht und das Gastzimmer, dortig herrschender Volksarmut entsprechend, schrecklich unsauber;  
25 doch das hinderte uns junge vergnügliche Leute nicht, wacker zu trinken und lustig zu singen und zu johlen. Nach und nach kamen noch andere Kerle, ein Schreiner, Maurer, und dann war ja vor allen Dingen ein Bursche da, den sie August nannten, ein

Vgl. *Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 177–180* [KWA I 7, S. 132f.].

junger Stallbursche aus dem gräflichen Schloß, welches mit seinen stolzen, herrischen Türmen unfern in der Winternacht lag. Der junge Pole, das war er, fing, da er schon mehrere Gläser von dem abscheulichen Zeug getrunken hatte, zu der Musik, die ein Anderer bereitwillig zum besten gab, zu tanzen an, und er tanzte auf polnische Weise, wobei er über das ganze Gesicht lachte. Überaus anmutig sah es aus, wie der junge Tänzer in dem wüsten, von aller Grazie und von allem Edelsinn so weit entfernten Lokal die Grazie und das artige Benehmen verkörperte, dadurch, daß er sich bald, wie vor einer unsichtbaren Dame, verneigte und bald wieder sich stolz in die Brust warf, als stehe er einem Gegner auf dem Kampfplatz gegenüber. Er spreizte seine bestiefelten jungen Beine nach dem Takte der Musik, bog wieder das Knie, und mit Arm und Hand führte er sehr manierliche Bewegungen aus. Von Zeit zu Zeit wollte er, in dem Rausch, in dem er sich befand, wild und ungebärdig werden, doch wie wenn er wieder seinen strengen Herrn und Meister vor sich sehe, bändigte er die Wildheit und beugte sich unter die guten und schönen Formen, derartig, daß es wie die Selbstzucht aussah und daß es duftete wie nach höherer Erkenntnis. Das Bild, das der junge hübsche Mensch darbot, indem er solchermaßen mit der Ausschweifung kämpfte, ist mir unvergeßlich geblieben. Gibt es auf Erden doch nichts Besseres und Erquicklicheres zu sehen als den Kampf, den der Mensch kämpft gegen die Untugenden, die in ihm schlummern, als den stolzen Streit des Menschen mit sich selber. Der Bursche hatte nun ausgetanzt und setzte sich wieder zu dem Volke der Johlenden, Schreienden und Trinkenden. Der, der die Handharfe gespielt hatte, spielte aber munter weiter, und da war es mir, als müßten die Töne von dem Instrument in der dicken Rauchluft des Zimmers hängen und kleben bleiben, so garstig voll von Dunst und Rauch war die jämmerliche Stube. Immer mehr wurde getobt und getrunken. Da mit einem Male, wie ein Blitz aus dem Himmel, war Streit unter den Leuten, und in eines der Kerle Faust

zuckte ein Messer. „Wollt ihr mir so kommen, ihr Bösewichte? Wartet nur!“ schrie voller sonderbarer Autorität die Wirtin. „Wenn ihr raufen wollt, so macht das draußen auf der Straße miteinander ab!“ Die ganze Stube schien betrunken. Alles drehte sich. Es war  
5 eine höllische Szene. Einige von uns gingen in die Nacht hinaus, ich mit ihnen. Wie schön war die Nacht mit ihrem Schnee und mit ihrem silbernen, hohen, großen Mond am Himmel. Es zwang mich hinaufzuschauen zum Mond und zu den süßen Sternen.

### Der Doktor.

10 Eines Tages, in der heißen Mittagssonne, schon viele inhaltreiche Jahre sind seither vergangen, sah ich, noch erinnere ich mich dessen deutlich, auf dem menschenbelebten Platz, auf dem ich stand, aus der Masse von vielerlei unbedeutenden Leuten, welche er gewissermaßen mit seiner sonderbaren Erscheinung überragte, einen Mann auftauchen, der ganz in edles, schönes, feierliches  
15 Schwarz gekleidet war, eine Art Doktorhut auf dem Kopfe hatte, und einen eleganten Spazierstock beinahe gravitatisch in der Hand trug. Ich nannte den Mann ohne weiteres für mich im stillen einen Doktor der schönen Literatur, und ich darf sagen, er faszinierte mich. Alle übrigen Menschen, verglichen mit ihm, erschienen mir platt, unfein und gedankenlos, so, als habe sich kein einziger von ihnen je bemüht, sich Rechenschaft darüber abzulegen, warum und wozu er eigentlich lebe. Mit meinen Augen verfolgte ich den seltsamen und in gewissem Sinne abenteuerlichen  
20 Mann, der einem Geistlichen oder fast besser noch einem vermummten Fürsten glich in der Lässigkeit, mit welcher er seines Weges ging. Ein Zauberer schien er zu sein, denn er trug eine un-

Vgl. *Kleine Dichtungen, 1914/1915*, S. 181–183 [KWA I 7, S. 134f.].

1 zuckte] zückte Rbld

zweideutige Verachtung gegenüber seiner Umgebung zur Schau, und zwar so, als fühle er sich genötigt, sich selber gering zu achten, deshalb, weil er unter keinen besseren Leuten lebe. Eine Brille verunzierte nicht, sondern zierte und schmückte sein bleiches, gedankenvolles Gesicht. Das Gesicht schien ohne die Brille nicht sein Gesicht zu sein. Edel, gleich einem Gesandten, der gewöhnt ist, an königlichen und kaiserlichen Höfen zu verkehren, schritt  
102 die schlanke, leicht vornüber | geneigte, feine Gestalt dahin, und indem der Mann so ging, war es, als fühle er sich belästigt von einem unabweisbaren Reichtum von Gedanken. Er schien etwas  
10 wegzuerwerfen und abzuweisen, und gleichzeitig schien er wiederum irgend etwas zu suchen, etwas, das schöner sei als alles andere. Was dieser Mann sein eigen nannte, betrachtete er als etwas, dessen er auch schon Grund hatte überdrüssig zu sein. Nur was er ersehnte, vermochte er zu achten, und nur was er erstrebte, schien  
15 er zu besitzen. Auffallend war mir, wie er sich so leicht durch die Menschen schlängelte, als befände er sich auf vergnüglich-liederlichen Wegen, als etwa auf dem Weg in die nächstbeste elegante Konditorei, zum zierlichen Rendezvous mit einer Dame. Doch das war die Maske, in die sich die Person zu hüllen liebt, die nicht  
20 mag und nicht will merken lassen, wie ernsthaft sie denkt, damit sie es um so besser tun kann. Ich wollte mir eingebildet haben, daß er mir wie der privilegierte und berechtigte Vertreter alles dessen erscheine, was geistvoll sei, und daß er auf mich den Eindruck mache, der mir sagte, daß es zu des Mannes Leidenschaften gehöre,  
25 stets eine Leidenschaft zu nähren. Jedenfalls gefiel er mir im höchsten Grade, und in dem Augenblick, wo ich ihn sah, liebte und verehrte ich ihn auch schon. Bald indessen verschwand er, und auch ich entfernte mich von dem Standort, von wo aus ich ihn so aufmerksam betrachtet hatte.  
30

## Der Liebesbrief.

Ich habe einen kleinen sorgfältigen Streifzug in die Gegend hinaus gemacht, damit ich dir mitteilen könne, was ich Schönes gesehen habe. Auf dem Weg hatte ich allerlei Einfälle, doch sie  
5 mußten sich alle wieder auf und davon machen und mußten verschwinden neben dem Gedanken, der sich nur mit dir beschäftigte, du liebes Mädchen, du süßes liebes Wesen. In meinen Gedanken gingest du neben mir und vor mir her. Ich war, indem ich so ging, ganz nur Denken, ganz nur Sinnen, ganz nur Gedanke,  
10 ganz nur treues, zartes Bei-dir-sein. Lächelst du? Bald sollst du noch mehr über mich zu lächeln haben mit deinem lieben Mund. Es ist schön für einen Mann, treu an seinem Mädchen zu hängen und sich zu sehnen mit leiser immerwährender Sehnsucht nach der Gegenwart der Holden. Ich kam in einen wunderhübschen kleinen Wald hinein, wo es still und weich und artig war,  
15 und wo die goldenen Vormittagssonnenstrahlen zwischen den Ästen und Stämmen ins grüne Heiligtum, ins grüne Waldesinnere hereinbrachen. Da ich so bei deinem Bilde war, kams mich an, die Sonnenstrahlen mit deinem hellen, wogenden Haar zu  
20 vergleichen, und als ich hinauskam aus dem zarten, kühlen, schüchtern-stillen Waldesdunkel in das helle, blaue, weite Freie, stand ich Wanderer wieder still. Der Himmel mit seinem sanften, lieben Blau erinnerte mich an deine Augen. Weiter ging ich, und da stand ich bald vor einem Haus mit Garten, und im Garten  
25 standen die schönsten Blumen, die ihre leichten Köpfchen so zierlich-schwankend trugen. Da stand dein Köpfchen vor mir mit seiner Stirne, Wangen und Lippen, und indem ich das Haus betrachtete, das so lieblich nach Behaglichkeit und Wohnlichkeit duftete, dachte ich, es müsse süß sein, mit dir zusammen  
30 häuslich darin zu hausen. Bald nachher traf ich Äpfel an, die an

Vgl. *Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 184–186* [KWA I 7, S. 136f.].

den Zweigen eines Apfelbaumes hingen und mich mit ihren roten und gelben Backen freundlich anlachten. Ich bildete mir ein, dein rundes Gesicht mit seinen roten, blaßroten Wangen lächelte zauberisch aus dem Blätterwerk zu mir herab. Reizende Illusionen. Ruhig, wie es meine Art ist, und von Träumereien umfassen, ging ich meinen bescheidenen Weg weiter, der mich hügelabwärts zu einem blauen, breiten, sonnigen Strome führte. Mit sanfter, wohliger Gewalt floß das schöne Wasser dahin zwischen grünen glücklichen Ländereien. Ich dachte, wie dein sanftes zartes Wesen mich mit Gewalt zu dir ziehe und wie ich glücklich sei 10 darüber. Bist du glücklich? Wenn du es bist, bin ich es auch.



Die Rheinlande, Jg. 14, Bd. 24, H. 5, Mai 1914, S. 147–[182]

Otto Reiniger, *Tachensee* [Kunstbeilage, Vierfarbendruck, unpag.]

Hermann Tafel, *Otto Reiniger* [Mit 4 Kunstbeilagen], 147–[158]

Hermann Missenharter, *Pankoks Haus Rosenfeld in Stuttgart*, 159–[166]

Benno Rüttenauer, *Paul Heyse †*, 167–169

Hermann Hesse, *Alte Musik*, 169–170

Karl Röttger, *Maria. Ein Zyklus*, 171–173

Julius Bab, *Von Gerhart und von Carl Hauptmann*, 173–176

Oskar Maurus Fontana, *Das Landhaus*, 176–178

Franz Reinhold Zenz, *Kintopp. Eine Filmphantasie*, 178–179

A. [August] Halm, *Kleine Aufsätze über Musik. Der Stolz der Neuzeit*,  
179–180

[Notizen]

Oskar Lang, *August Halm: Die Symphonie Anton Bruckners*, 180–181

L. S. [Lisbeth Schäfer], *Gottfried Keller: Der grüne Heinrich* [Zu Gottfried  
Keller, *Der grüne Heinrich. Roman in 4 Bänden nach der ersten  
Fassung 1854/55*, hrsg. v. Emil Ermatinger], 181–[182]

Hans Tietze, *Marie Luise Gothein, Geschichte der Gartenkunst*, [182]

Robert Walser, *Kleine Prosa*, [182]

## I.

Es muß jedes zuallererst für sich selber sorgen, damit es sich überall leicht und sorglos kann sehen lassen. In dir ist eine Neigung, stets an das andere zu denken und dich selbst zu vergessen. Sagt 5 dir dafür das andere Dank, und kann es das? Man ist nicht gern dankbar. Es will jedes sich selbst das, was es ist, verdanken. „Das verdanke ich mir selbst“, sagt eins gern. Indem du nun aber an jemanden bloß nur denkst, hast du ihm noch zu nichts geholfen, dich aber hast du vielleicht schon bedeutend dabei vernachlässigt. 10 Weißt du, daß man die nicht liebt, die sich vernachlässigen?

## II.

Ich ging so, und indem ich so meines Weges zog, begegnete mir ein Hund, und ich schenkte dem guten Tier alle sorgfältige Beachtung, indem ich es ziemlich lange anschaute. Bin ich nicht ein 15 törichter Mensch? Ist es denn etwa nicht töricht, eines Hundes wegen sich auf der Straße aufzuhalten und kostbare Zeit zu verlieren? Aber indem ich so ging, hatte ich ganz und gar nicht das Gefühl, daß die Zeit kostbar sei, und so ging ich denn nach einiger Zeit gemächlich weiter. Ich dachte: „Wie ist es doch heute heiß“, 20 und es war in der Tat recht warmes Wetter.

Vgl. *Kleine Dichtungen, 1914/1915*, S. 146f. (unter dem Titel „Zwei kleine Sachen“) [KWA 17, S. 182].

Die Rheinlande, Jg. 14, Bd. 24, H. 6, Juni 1914, S. [183]–[226]

P. F. [Paul Ferdinand] Schmidt, *Die Darmstädter Jahrhundert-Ausstellung Deutscher Kunst 1650–1800* [Mit 8 Kunstbeilagen], [183]–204

Paul F. [Ferdinand] Schmidt, *Bernhard Hoetgers Monumentalplastik im Darmstädter Platanenhain*, 205–210

Paul F. [Ferdinand] Schmidt, *Die dritte Ausstellung der Künstlerkolonie in Darmstadt 1914*, 211–214

Kasimir Edschmid, *Der Soldat. Eine Novelle*, 215–219

Julius Bab, *Dramaturgisches Jahr*, 219–223

Hans Steiger, *Jungfräulichkeit*, 223

[Notizen]

Robert Walser, *Kleine Prosa*, 224

Ernst Lissauer, *Neue Lyrik*, 224–[226]

*Aufruf* [zu einer Ehrengabe für Franz Wedekind zum fünfzigsten Geburtstag], [226]

## Der Blick.

Eines Tages, im Sommer, es war in der Mittagsstunde, und ich ging langsam nach Hause, um zum Essen zu gehen, begegnete mir in der Gartenstraße des Villenquartieres, durch welches ich  
5 meine Schritte lenkte, in all der Hitze und in all der Stille, die auf der menschenleeren, hellen, ja, man muß sagen grellen Straße herrschte, eine so sonderbare Frau als je eine vor kürzerer oder längerer Zeit mir konnte begegnet sein. Müde und matt, so, als  
10 sehne sie sich im tiefsten Innern nach einer Befriedigung und Sättigung, schritt sie auf der andern Seite der Straße daher und indem sie mir näher kam, entdeckte ich an der edlen Haltung, die sie nachlässig und fast verächtlich zur Schau trug, eingeborener  
5 Gewohnheit gehorchend, und an den kostbaren Kleidern, daß sie von vornehmerem Stande sein müsse. Sozusagen träge und eine  
15 halbe Interessiertheit ins Auge legend, schaute ich die fremde Dame kühl und ruhig an; sie jedoch strafte mich, den sie ebenfalls anschaute, mit einem langen und tiefen Blick voll Stolz und Klage. Es wollte mir später vorkommen, als sei der Blick der schönen,  
20 stolzen, unglücklichen Frau, bevor er mich getroffen habe, in den Himmel gedrungen und von hoch oben herab auf mich gefallen, und noch heute sehe ich ihn, dunkelbraun und voll Glut, auf mich gerichtet, den Blick der Frau.

Vgl. *Kleine Dichtungen*, 1914/1915, S. 238f. [KWA I 7, S. 177].

## Der Heidenstein.

In dem Wald, der, weil er so schön ist, mich immer wieder zu sich zieht, steht unter den hohen, schlanken, ernstesten Tannen ein Stein, den die Leute den Heidenstein nennen, ein schwärzlicher, moos-  
5 überzogener Granitblock, auf welchen oft die Schulknaben klettern, ein wundersamer Zeuge aus uralten, wundersamen Zeiten, bei dessen sonderbarem Anblick man unwillkürlich stillsteht, um über das Leben nachzudenken. Still und hart und groß steht er inmitten des lieben grünen heimeligen Waldes da, gewaschen von  
10 unzählbaren Regengüssen, versteckt im Bereiche der schweigenden treuerherzigen Tannen, Bild der Vergangenheit, Ausdruck der schier ewigen Beständigkeit und als ein Beweis vom unausdenklichen Alter der Erde. Oft schon bin ich vor dem schönen Stein stillgestanden, den zwei alte wunderliche Tannenbäume zieren,  
15 die auf dem ehrwürdigen Gestein Platz zum kräftigen Wachstum gefunden haben. Auch heute habe ich ihn wieder gesehen, und indem ich ihn so sah, sprangen mir folgende leise für mich hingemurmelte Worte über die Lippen: „Wie schwach und weich und leichtverletzlich ist doch das Menschenleben, verglichen mit  
20 deinem Leben, du alter, unzerstörbarer Stein, der du lebst vom Beginn der Welt an bis heute, der du leben und stehen wirst bis an das fragwürdige Ende alles Lebens. Dich scheint das Alter eher zu festigen und zu kräftigen, als anzugreifen und zu schwächen. Rings in der Gegend sterben die empfindlichen Menschen. Geschlechter folgen auf Geschlechter, die, Träumen ähnlich, und dem bloßen, zarten Hauch verwandt, auftauchen und verschwinden. Dir ist keine Schwäche bekannt. Ungeduld ist dir fremd. Gedanken rühren dich nicht an und das Gefühl tritt nicht bis zu dir. Und doch lebst du, bist lebendig, führst dein steinern Dasein.  
30 Sage mir, lebst du?“ – Voller sonderbarer Fragen, voller Ahnungen

Vgl. *Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 240f.* [KWA I 7, S. 178f.].

entfernte ich mich von dem merkwürdigen alten, trotzigem, steinharten Gesellen, und ich hatte das Gefühl, als sei er ein Zauberer, als sei der Wald durch ihn verzaubert.

### Der Waldberg.

Ich bin um den einen von den beiden länglichen Waldbergen, die 5  
unserer Stadt nahe liegen, herumgegangen, wobei ich drei bis vier  
freundliche, kluge, stille und sehr, sehr liebe Dorfschaften zu strei-  
fen, zu berühren und zu passieren hatte. Wie ich mich entsinne,  
war das Wetter ein winterliches-freundliches. Indessen ließ die  
Landstraße da und dort an Sauberkeit und schöner, feiner Glätte 10  
zu wünschen übrig, was als großes Unglück nun auch nicht ge-  
rade bezeichnet werden kann. Gibt es ja doch Schuhputzer, die  
einem später das stark in Anspruch genommene Schuhwerk wie-  
der reinigen und in Ordnung setzen können. Die Welt gewährte  
einen grünen, hauchartigen Anblick. Die Farben waren sehr zart, 15  
und was die Formen und Erscheinungen betrifft, so begegneten  
mir auf der Straße einige Fuhrleute mit Fuhrwerken, sowie eine  
alte behäbige, korbdahtertragende Bauersfrau und ein städtischer  
mürrischer Händler. Zur linken Seite hatte ich fortlaufend und  
mit mir, dem Fußgänger, gleichsam weiter marschierend, den 20  
Waldberg, während zur Rechten sich eine zarte, schöne Ebene er-  
streckte, mit Feldern und Äckern und Moorlandschaft. Ein klei-  
nes Landstädtchen mit Kirchturm in der Ferne und ein Stück Fluß,  
und in einiger Nähe drei Frauen, die im Feldweg arbeiteten. Sie  
lachten und redeten miteinander, als sie den einzelnen Wanderer 25  
so wacker und fleißig dahermarschieren sahen. Ich muß und will  
gerne gestehen, daß ich, wenn ich schon einmal marschiere, es mit  
einem gewissen sichtlichen Eifer und Ernst tue, daß mir jedermann

*Vgl. Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 242–245 [KWA I 7, S. 180f.].*

anmerkt, wie ich dabei genieße, eine Offenherzigkeit, für die ich mich nicht schelten möchte. Ich kam nun in ein Dorf und trat ohne viel Besinnen ins heimelige, einladende Dorfwirtshaus, wo ich mir ein Glas Bier geben ließ. Nicht lange und so traten zwei der  
5 schönsten Bauerntypen herein, der eine langnasig und mittelalt, der andere so alt und dabei so fröhlich wie nur ein alter, steinalter Landmann sein kann, der auf ein Leben voller Arbeit und Mühsal gütig und heiter zurückblickt und fast – herabblickt. Der Langnasige hatte eine Tabakspfeife im Mund so vortrefflich eingeklemmt,  
10 daß es aussah, als sei die Pfeife ein Teil des Gesichtes. Sein Gesicht war das schönste Tabakspfeifengesicht, das ich je sah, und es war unmöglich, sich das Gesicht ohne Pfeife vorzustellen. Die beiden wackeren kernigen Erscheinungen setzten sich, nicht ohne vorher ein wenig sich zu besinnen, zu mir an den Wirtstisch und verlangten  
15 vom Mädchen ein Bäßzi- oder sogenanntes Drusenwasser. Ich erkundigte mich sogleich nach der Beschaffenheit ihres Schnapses oder Branntweines, und beide Leute beeilten sich, mit mir zu konversieren, was eine gar freundliche und erquickliche Unterhaltung abgab. O es ist so ernst, so schön, mit Menschen zu reden, die es  
20 hart haben im Leben. Der alte Bauer war niemand anders als der Dorfälteste. Wie rührend erschien er mir. Ihm zu Ehren trank ich zwei Gläser über den eigentlichen Durst hinaus und verweilte länger im Gasthaus als ich zuerst wollte. Dann ging ich. Ich zog den Hut vor den beiden, und sie beide lüpfen oder besser lüfteten die  
25 Kappen, und so zog ich hinaus, gleich einem kecken, gutgelaunten Wanderburschen, auf die Straße, auf welcher es bereits Abend war, und nun ging es leise, still und schön in die Welt und nachher in die Nacht hinein. Viele liebe, rötlich-blasse Dorfkindergesichter sah ich noch, und immer war der gute herzliche waldige Berg so  
30 warm und so heimatänmutig mir zur Seite. Endlich kam ich auf einer feinen runden Straßenwindung um ihn herum. So hatte ich ihn denn umgangen und umlaufen und voller Stolz langte ich rechtzeitig zu Hause an.

Die Rheinlande, Jg. 14, Bd. 24, H. 10, Oktober 1914, S. 303–[346]

S. [Wilhelm Schäfer], *Rodo von Niederhäusern* [Nachruf], 303

C. A. [Carl Albert] Loosli, *Rodo von Niederhäusern* [Mit 8 Kunstbeilagen],  
304–[322]

S. [Wilhelm Schäfer], *Von der Schweizerischen Landesausstellung*,  
323–330

Joachim Benn, *Kalewala und die Entwicklung der Poesie*, 331–335

Franz Karl Becker, *Rebundus*, 335–338

Ph. [Philipp] Stauff, *Heilige Feme und Justitia*, 338–341

Ernst Lissauer, *Über Goethe. Betrachtungen beim Lesen Goethischer  
Urkunden und Werke*, 341–344

Paul Zech, *Alle Fenster schaun aus Laubgewinden*, 344

Gertrud Imes, *Irrlichter*, 345–[346]

[Notizen]

Robert Walser, *Zwei Frauen*, [346]



Zwei Frauen.  
Von *Robert Walser*.

[346]

Ein zartes schönes Mädchen, das Olga hieß, bewunderte einen Mann, eine Art sonderbaren Kerl, der viel zu eitel und viel zu stolz auf sich selber war, als daß er sich nicht gern hätte wollen bewundern lassen. Hätte das Mädchen Witz und Scharfsinn besessen, so wäre ihr die Gelassenheit, mit welcher der Gegenstand ihres Staunens eben dieses zärtliche Staunen duldete, bald aufgefallen, und sie würde in ein Meer von männlicher Eigenliebe haben blicken können. Leider aber besaß sie die Gabe hellen Witzes so wenig, wie ihr die Eigenschaft fehlte, sich selbst ein Urteil zu bilden, und so kam es, daß sie zugunsten eines stolzen und kalten Sonderlings eine Reihe von ehrlichen und aufrichtigen Anträgen ablehnte. Sie glaubte sich berechtigt, ja fast verpflichtet, manierliche Männer zu verachten, weil der, den sie ehrte, keinerlei Manieren hatte, was in ihren Augen schön und groß war. Eigentümliche Verblendung! Er war ein grober Bursche, ein Schauspieler, einer, der insofern Theater spielte, als jede landläufige Gebärde ihm fremd, dagegen aber jedes absonderliche Gehaben und Gebaren ihm geläufig war. Kurz, er bezauberte ein zartes schüchternes Wesen durch effektreiche Rauheit und ein junges unerfahrenes Mädchen durch dickaufgetragenes Männischtun. Wie theatralisch war der Räuberhauptmannsbart, der sein stets romanhaft bleiches Gesicht schmückte, und wie stolz trug er einen samteneu Künstlerkittel. Sein Hut war der Ausdruck der Kühnheit, und im Augenrollen und Mienenmachen war er groß, wenn es in diesen leeren, nichts-sagenden Dingen eine Größe geben kann. Das arme Mädchen sah sich denn auch eines Tages, da endlich Frau Einsicht ihr leise die

*Ms: ZB Zürich, Sig. Ms Z VI 315.11, fol. 6v [KWA V 3].*

17 einer,] einer *Rblde* einer, *Ms*

Augen öffnete, in allen ihren schönen Gedanken und Gefühlen betrogen. Sie sah den Trug so dick vor sich, daß sie ihn meinte mit der Hand anfassen zu können. Das wäre für sie weiter kein großes Unglück gewesen, wenn sie sich nicht hätte sagen müssen, daß sie den besten Teil ihrer Jahre ohne Gewinn zugebracht habe. Sie war, bis sie sich eine Aufklärung errungen hatte, älter geworden. „Das war der Mühe nicht wert,“ seufzte sie und ließ das enttäuschte Köpfchen hängen.

\* \* \*

Laß mich dir, lieber Leser, einen Mann zeigen, der, wenn ich nicht fehl gehe, seiner Frau zu der Zeit, da sie noch Braut war, die edelsten und zärtlichsten Briefe schrieb, als wenn er weiß Wunder für ein Verehrer der Weiblichkeit sei. Hinterher aber, da die holde Braut und süße Freundin seine Gattin geworden war, hatte er für die Gute eine ganz andere Art von Behandlung. Er wies ihr gleichsam das bescheidene Hausfrauenplätzchen an, das ihr nach solch landläufiger, hergebrachter Eheherren-Meinung gebührte. Während er sich selbst samt all seiner Herrlichkeit und Vortrefflichkeit auf das höchste innere und äußere Postament stellte, geruhte er seine Lebensgefährtin hinabzudrücken in die wundervolle Lage der demütigen Dienerin, wodurch er ohne Frage glaubte den Beweis gegeben zu haben, daß er ein echt deutscher Mann wäre, ein Irrtum, der allgemein ist wie die Kieselsteine am Boden. Wo war nun der Duft und der Klang der Verehrung hingekommen? Wie stand es jetzt mit der Poesie der Ritterlichkeit gegenüber zarten, schwachen Frauen? Wie ein Gott las der Herr seine Leibzeitung und schlief nach dem üppigen, Gedanken so schön einschläfernden Essen sein prächtig löbliches Mittagsschläfchen. Seine reizende Frau war bald nur noch die alberne Alte, sie sank in des einstigen glühenden Anbeters Wertschätzung von Stufe zu Stufe, sie sah ihn das Wirtshaus mit seiner vierschrötigen Gesellschaft der Unterhaltung, die sie ihm

darbot, fröhlich und echt deutschmannschaftlich vorziehen, und sie mußte sich sagen, daß es für sie noch am besten sei, wenn sie zu all diesen Demütigungen schwiege. Sanft und schön fügte sie sich in ihr Los. Ist es nicht das Los gar so mancher Frau, die die  
5 beste Partie glaubte zu machen, da sie eines feinen und gebildeten Mannes Frau wurde?

1 deutschmannschaftlich] deutsch-mannschaftlich *Rblde*

Die Rheinlande, Jg. 15, Bd. 25, H. 2, Februar 1915, S. 41–[80]

Adolf Hoelzel, *Die Vertriebenen* [Kunstbeilage, Dreifarbendruck, unpag.]  
W. [Wilhelm] Schäfer, *Adolf Hoelzel. Ein deutscher Meister der Malkunst*,  
41–64

*Aus dem Tagebuch Adolf Hoelzels* [Faksimile mit einer kurzen Einführung  
von Wilhelm Schäfer], 65–68

Wilhelm Schäfer, *Puppchen*, 68–71

Dr. Otto Zoff, *Ernst Heidrich gefallen*, 71–72

Paul Zech, *Drei Kriegsgedichte*, 72–73

Julius Bab, *Der neue Strindberg*, 73–76

Hermann Hesse, *Grindelwalder Tage*, 76–[78]

*Verschollene Gedichte. Gesammelt von Ernst Lissauer. I. Vision. Von Hugo  
von Blomberg* [Mit einer Nachbemerkung von Ernst Lissauer], [78]

[Notizen]

Joachim Benn, *Max Dauthendey's Lebensbücher* [Über 1. *Der Geist meines  
Vaters. Aufzeichnungen aus einem versunkenen Jahrhundert*;  
2. *Gedankengut aus meinen Wanderjahren*], 79

Robert Walser, *Kleine Prosa*, [80]

Robert Walser, *Traktat*, [80]

## Schnee.

Wir haben hier Schnee, lieber Freund, soviel du begehrst und du Lust hast. Das ganze Land ist dick mit Schnee bedeckt. Wohin  
5 man blickt: Schnee; Schnee da und Schnee dort. Auf allen Gegenständen liegt er, und die Leute unserer Stadt, groß und klein, werfen sich, um sich ein Vergnügen zu machen, Schneebälle an. Die Kinder können soviel Schlitten fahren als sie wollen, und das wollen sie gern. Gestern stieg ich im Schnee den Berg hin-  
10 auf, und je höher ich kam, um so tiefer watete ich im tiefen, weichen Zeug. Nicht nur die Zweige und Aeste der Bäume, sondern auch die hohen Stämme waren mit der weißen Last bedeckt. Es war nämlich Schneesturm gewesen, und da fegte aus Westen das tolle Schneewesen daher, als wolle es von seitwärts die Welt mit  
15 Weiß überschütten. Nimmt mich wunder, daß nicht Haus und alles zugedeckt worden ist. Immer höher in den verschneiten Wald hinauf stieg ich. Es ging nicht ab ohne einiges Ächzen, denn im frischen tiefen Schnee läuft sichs schwer. Ich zog den Hut vom schwitzenden Kopf ab wie im Sommer, und mein Wintermantel  
20 wurde mir lästig. Da hörte ich Axtschläge. Ein junger Bursche stand ganz allein in der weißen, abendlichen Waldeinsamkeit und machte sich mit einer Tanne zu schaffen. Weiterhin und so stieß ich auf ein sonderbares unerwartetes Hindernis. Zwei große Tannen, vom Sturm zu Boden gerissen, lagen ihrer stattlichen Länge  
25 nach mitten im engen Waldweg und versperrten denselben mit ihren weitausgreifenden Ästen. Doch ich arbeitete mich wacker durch und ging weiter. Schon wurde es finster im weißen Zauberwald. Da ging ich bergabwärts, durch all den Schnee. Einmal warf

Vgl. *Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 236f.* [KWA I 7, S. 175f.].

es mich um, daß ich im Schnee saß, als habe ich mich zu Tisch setzen wollen, um zu soupieren. Ich raffte mich auf, mußte lachen und beschleunigte den Heimweg.

Traktat.  
Von *Robert Walser*.

Ich blicke dich so an: Zart erzogen, warst du in der Folge überall zu rücksichtsvoll, wagtest nicht recht, dein eigenes Leben zu  
5 vertreten. Du wolltest immer nur gar eigentlich zu brav, zu lieb und zu gut sein. Du gehorchtest zu wenig dir selber, woraus eine Folgsamkeit gegenüber andern Leuten entstand, die dir wenig dienlich sein konnte. Eins sucht das andere unwillkürlicherweise stets so zu behandeln, wie es ihm am besten paßt. Du hättest dich  
10 mehr wehren sollen, doch du unterlagest jedem Einfluß, und eines Tages erdreistete man sich, dich für unselbständig anzusehen und dir dementsprechend zu begegnen. Darüber warst du sehr traurig, ließest verzagt den Kopf hängen, statt daß du denen, die dich kränkten, ein wenig die Zähne zeigtest. Zu irgendwelchen  
15 Zeiten ist es unsere oberste und heiligste Pflicht, uns zur Wehr zu setzen, wenn wir nicht in das Unglück des völligen Verzagens stürzen wollen. Da andere nicht immer liebenswürdig sind, hast auch du nicht nötig, es immer zu sein; da Andere oft feindlich gesinnt sind, mußt auch du nicht immer friedlich gesinnt sein  
20 wollen. Man muß meiner Ansicht nach stets ein wenig so sein wie alle. Du sahest deine Umgebung sicherlich mitunter unzart. Nun, dann hättest du auch ein wenig dieses Wesen haben sollen. Doch du wolltest nie auch ein wenig schlecht sein, wolltest nie jemandem auch ein wenig weh tun, und weil die Leute sahen, daß du  
25 dessen so ganz und gar nicht fähig seiest, brauchten sie sich in keiner Weise zu hüten vor dir und traten dir viel zu nah. Ei, das sollte jemand mir gegenüber wagen. Ich versichere dich, da setzte es Stöße ab. Man soll nicht zu hoch hinaus in der Welt, doch man soll auch nicht gar zu tief hinab darin. Stets sorgtest du für  
30 andere, kümmerdest dich um andere. Oho! Waren es nicht gerade die, um die du dich so angelegentlich bemühtest, die sich die Frechheit herausnahmen, dich ihre Schnödigkeit und Kaltblütig-

keit fühlen zu lassen? Ich glaube das wohl; denn die Gesellschaft, in welcher wir leben, ist keine Gesellschaft von kleinen Kindern, sondern eine Gesellschaft von Leuten, die einer den andern in der Auszeichnung und im Gewinn überflügeln wollen. Da du dich immer so furchtsam benahmest, so fürchtete sich niemand vor dir. 5 Du hast nie daran gedacht, wie notwendig es ist, sich im Leben einigen Respekt zu verschaffen. Wo hast du je gelesen, daß man vor der Güte und vor dem Sanftsinn den Hut zog? Du bist zu oft fragen gegangen, was du zu tun und zu lassen habest, anstatt dir selber die Frage vorgelegt und sie dir selber beantwortet zu haben. 10 Jemanden um Rat fragen heißt, ihm das Recht geben, zu denken, man sei nicht selbst fähig, etwas Wichtiges zu beurteilen und das Richtige zu treffen. Auf diese Art flößtest du Leuten, denen du Achtung hättest einflößen sollen, die Neigung ein, dich gering zu schätzen. War es nicht doch ein wenig Bequemlichkeit von dir, 15 daß du nicht dich selbst mehr fragtest? Du machtest immer andere für dich gewissermaßen ein wenig verantwortlich, und das war, verzeih mir die Härte! unverantwortlich von dir. Du mußtest dafür ja auch büßen. Und wie gabest du dich immer so seelengut dar, hieltest immer dein Ohr hin, um auf anderer Leute Sache zu lauschen, Anteil bis hoch über die Gebühr zu nehmen. Ist dir nie eingefallen, daß du dich dadurch schädigen mußtest? Fiel dir das Unverhältnismäßige dabei nie ein? War dir nie auffallend, wie du dich selbst dabei preisgabst? In erster Linie muß man doch wohl seine eigenen Angelegenheiten pflegen. Erst wenn du selbst stark 25 bist, kannst du dir gönnen, andere zu unterstützen. Als du dich für anderer Leute Sache glaubtest einsetzen zu sollen, stand es böß mit deiner eigenen. Hast du das nicht gemerkt, oder wolltest du es absichtlich nicht merken? Meintest du, es sei bößartig, wenn eins sich nicht selbst verliert und vergißt? Hieltest du Klugheit für 30 eine Schlechtigkeit und Vorsicht für etwas Gemeines? Immer hattest du das schöne Bedürfnis, jemanden zu verehren und lieb zu haben. Ich kann aber nicht recht begreifen, daß dich nie die Lust



überfallen hat, dich selbst zu ehren und dich selbst auch ein wenig  
lieb zu haben. Das ist doch so natürlich, liegt so nah. Daß es dir  
im großen und ganzen an Religiosität fehlte, geht deutlich dar-  
aus hervor, daß du mehr an die Herrlichkeit „interessanter“ Men-  
5 schen als an die Macht und an die Herrlichkeit Gottes glaubtest.  
Dachtest du nie daran, wie klein und schwach alle Menschen sind,  
selbst die vornehmsten und die edelsten? Es ist kein Mensch so  
schön und so fein, daß man sich nicht noch etwas Schöneres und  
Feineres zu denken vermöchte. Und es ist doch so natürlich, den  
10 Respekt vor den Menschen mit der Zeit ein wenig zu verlieren,  
wenn auch nur insoweit, als man selber mit der Zeit respektabler  
unter ihnen dastehe. Es ist ganz klar, daß du, wenn du im Respekte  
und in der guten Meinung vor den Menschen völlig aufgehst, kei-  
nen Platz in deiner Brust hast für das Gefühl des Respektes vor  
15 dir selber. Entweder achtet oder verachtet man sich, das erste ist  
gewiß passender als das zweite. Wenn man aber sich selbst achtet,  
fällt man vor keinem Menschen auf die Knie, ohne indessen die  
Menschen zu verachten. Im Verhältnis von Mensch zu Mensch be-  
weist die Bewunderung sowohl als die Verachtung einen Mangel  
20 an Weltkenntnis, die darauf beruhen muß, zu denken, daß jeder  
ungefähr so gut und so schlecht sei wie der andere und daß daher  
jeder einigermaßen Ursache zur Bescheidenheit habe. Du, indem  
du Menschen bewundertest, warst zu bescheiden; ließest andere  
dadurch gegenüber dir zu unbescheiden sein. Indem du zu wenig  
25 Vertrauen zu dir selbst hattest, gabest du denen, die sich ungezo-  
gen dir gegenüber benahmen, Anlaß, sich zu viel Wert beizumes-  
sen. In dem Maß, wie du Wert auf dich selber legst, verliert der,  
mit dem du umgehst, den Mut, sich zu überheben. Er wird sich  
in genau dem Grad bescheiden und artig verhalten, wie du dich  
30 würdig. Mutlos und verzagt sei vor Gott, aber nicht vor den Men-  
schen. Ein Mensch würdige, doch bewundere nicht den andern.  
Deinesgleichen kann nicht beängstigend für dich sein.

Die Rheinlande, Jg. 15, Bd. 25, H. 3, März 1915, S. 81–[116]

Richard Hoelscher, *Hessisches Kind* [Kunstbeilage, Dreifarbendruck, unpag.]

Friedrich Back, *Richard Hoelscher* [Mit 4 Kunstbeilagen], 81–[92]

W. Giscler [Wilhelm Schäfer], *Gregor von Bochmann der Jüngere †*,  
93–100

Wilhelm Matthießen, *Gedanken über den Städtebau. Zugleich ein Beitrag  
zu der Gleichung: Zweckmäßigkeit und Schönheit*, 101–104

Hermann Hesse, *Abend in Cremona*, 104–107

Karl Röttger, *Kindheit, Gott und Wunder*, 107–110

Robert Walter\*, *Das Mordkind*, 110–112

Kurt Moreck, *Vier Gedichte*, 112–[114]

*Verschollene Gedichte. Gesammelt von Ernst Lissauer. II. Der Pilot. Von  
Adolf Schöll*, [Mit einer Nachbemerkung von Ernst Lissauer], [114]

[Notizen]

Robert Walser, *Das Ehepaar*, 115

Joachim Benn, *Benkal, der Frauentröster* [Über René Schickele, *Benkal,  
der Frauentröster*], 115–[116]

Werner Richter, *Im Ruderboot durch Deutschland. (Aus einem Brief.)*,  
[116]

\* Zu Robert Walter vgl. das *Editorische Nachwort* zu KWA III 1, S. 322f.

Das Ehepaar.  
Von Robert Walser.

115

Bei zwei Eheleuten, die bis dahin in unangefochtenem Frieden miteinander gelebt hatten, stellte sich eines Morgens, Mittags  
5 oder Abends, wie aus einer Art von weiter Ferne daherkommend,  
ein junger Mann ein, der durch ein bescheidenes edles Wesen so-  
wie durch vortreffliche Manieren den günstigsten Eindruck auf  
sie machte, derartig, daß sie ihn mit der allerschönsten Offen-  
herzigkeit baten, oft zu ihnen zu kommen, wodurch er ihnen, wie  
10 sie ihm sagten, eine große Freude mache. Sowohl Mann als Frau  
sympathisierten lebhaft mit einem jungen Mann, der bei so viel Ju-  
gend so viel augenscheinliche Ruhe, und bei so viel augenschein-  
licher Kraft und Gesundheit so viel Zartheit zeigte. Sebastian, so  
hieß er, rief ganz besonders noch den Eindruck gründlicher ju-  
15 gendlicher Vereinsamung hervor, solchermaßen, daß die beiden  
gutherzigen Leute, indem sie sein stilles, anmutiges Benehmen  
bewunderten, ihn um des zarten Ausdruckes von Kummer, der sei-  
nem ganzen Auftreten anhaftete, bemitleiden mußten. Er schien  
bereits in jungen Jahren mannigfaltige Entbehrungen erlitten, öf-  
20 tere Gefahren überwunden und vielfachen Entmutigungen Trotz  
geboten zu haben; genug, er gefiel ihnen, und da er ihre freundli-  
che Einladung nicht verachtete, sondern dankbar annahm, so  
sahen sie ihn öfters in ihrer Wohnung, und rasch gewöhnten sie sich  
an seine Erscheinung wie an die eines liebenswürdigen, vertrauen-  
25 einflößenden Angehörigen. Indessen, da der Gatte oft abwesend  
war und die Frau mit dem jungen Mann zu zweien zusammen saß,  
bemächtigte sich des Frauenherzens eine nicht zurückzudrän-  
gende Liebe für Sebastian, und eines Tages gab sie ihm Anlaß, daß

Vgl. *Neue Zürcher Zeitung*, Jg. 136, Nr. 331, 1. Sonntagblatt, 21.3.1915, S. [1]  
[KWA III 3, S. 28–32].

13 zeigte] ze gte Buchstabenverlust Rblde

er sie umhalste und küßte, ein Ereignis, über welches sie vor lauter Freude laut weinte. Der Gatte kam nach Hause, und es galt nun, vor dem braven Gatten etwas zu verbergen. So sah sich eine edle, gute Frau, ehrbar bis dahin bis in die Fingerspitzen, in ein Glück ohne Maß und zugleich in ein Unglück ohne Grenzen geworfen. 5 Sie vergoß zweierlei Art von Tränen: Freudentränen, Tränen aus Lust, aber auch andere Tränen, Tränen aus Gram über den Verlust aller bisher genossenen lieblichen Unbescholtenheit. Ihr war die Liebe, die sie für ihren jugendlichen Freund fühlte, nicht so ganz Ein und Alles, daß sie den Wert des guten Rufes gänzlich hätte 10 hintansetzen können. So rasch sie vermochte, eilte sie zum Mann und gestand ihm alles. „Ich liebe“, sagte sie, „Sebastian. Was mußt nun du, lieber Mann, dazu sagen? Du schweigst, du erleichst? Freilich hast du Grund zu erschrecken und zu erleichen über solch ein Geständnis, das alles, was bis dahin so treulich zusammen 15 gewesen ist, auseinanderreißt. Was soll ich tun, und du, was mußt du nun tun? Wie kann ich noch zu atmen wagen, da ich dir einen so großen Schmerz zufüge? Woher nehme ich den Mut, Augen zu haben, die da sehen, wie ich dich kränke? Dich, den ich ehre und liebe. Warum liebe ich auf einmal Sebastian und 20 doch auch immer dich noch zugleich? Warum beleidige ich dich, stoße ich dich ins Unglück, da ich dich wie immer liebe, zugleich aber neuerdings Sebastian? Dies darf nicht sein. Nicht wahr, lieber Mann, dies darf nicht sein. Doch warum nicht? Warum nicht? Warum ist es unmöglich, daß ich euch beide lieben darf, da ich 25 doch den Einen wie den Andern liebe, dich, lieber Mann, wie immer, und ihn ganz neuerdings? Gott im Himmel, mache Licht, mache Licht in diese Nacht. – Was soll ich tun, daß du nicht verzweifelst, lieber Mann, und daß auch ich selbst nicht verzage und verzweifle? Gibst du mir keine Antwort? Bin ich denn jetzt, weil 30 Sebastian mein Geliebter ist, nicht mehr deine Frau? O doch!

20 Warum] Wa um r in Zeile darunter (verdruckt) Rblde

Und du nicht mehr mein Mann? O doch! Ist Sebastian dir, lieber Mann, ein Ungeheuer, weil ich ihn liebe? Und ist deine Frau dir ein Ungeheuer, weil sie wünscht, daß du sie liebst, und daß auch Sebastian sie liebt? Sebastian ist mir das Liebste, doch ja du nicht  
5 minder. Müßt ihr euch Feinde sein von jetzt an, wo doch ich gerade jetzt an euch beiden meine Freude haben möchte? Rede doch. Dein Schweigen verwirft mich – doch warum solltest du mich verwerfen wollen? Mußt – – du mich verwerfen? Steht das in den Sternen geschrieben? Ist das unabwendbar?<sup>2</sup> – Der Mann sagte  
10 nichts. Er verbiß, was ihm durch das Innere ging, auf den Lippen, warf den Schmerz, der ihn durchstürmte, hinab in die pochende Brust, begrub den Grimm, verschloß dem Zorn die Pforten, zuckte nur traurig die Achseln, ließ den Kopf hängen, schlug die Augen zu Boden. Dermaßen tat er jetzt jeden Tag. Er sagte nichts,  
15 hielt die Lippen fest zusammen, als gelte es, ein furchtbares Geheimnis zusammenzudrücken. In seinem Betragen war er milde und müde, achtsam, doch unsäglich traurig. Und sagte nichts und kam und ging. | Kam und ging wie immer, doch völlig wortlos. Was er notwendigerweise zu sagen hatte, war tonlos, war, als rede  
20 ein Toter. Kam und ging und sagte nichts, durch ganze tote Wochen, bis dann die gequälte Frau es nicht mehr vor Entsetzen und verstandhinwegfegendem Grausen auszuhalten vermochte. Ihre Liebe zu Sebastian gewährte ihr keine Freude mehr, und sonderbar: in Sebastian wollte alle Zärtlichkeit für seine Freundin dahinschwinden, da er deren Mann sich so männlich aufführen sah, wie  
25 denn vielerorten (redet rasch der Verfasser dazwischen) die Liebe der Liebhaber Verwandtschaft mit der Lust hat, den Gegner oder Gatten erbärmlich geschändet zu sehen. Sebastians Neigung zur Frau nahm mit der zunehmenden echten Menschenliebe ab, die

2 liebe?] lieb ? *Buchstabenverlust Rblde*

26 denn] d nn *Buchstabenverlust Rblde*

27 Verwandtschaft] Verwand schaft *Buchstabenverlust Rblde*

er immer lebhafter für den Mann fühlte. Er trat durch sich selber und auch durch seine Geliebte gedrängt bald hernach vom Schauplatz ab, eine unglückliche Frau einem unglücklichen, doch nicht unversöhnlichen Mann hinterlassend. Dieser scheute sich nicht, sich über seine schöne Frau von neuem zu freuen. Sie sank ihm 5 nach einiger Zeit, zerflossen vor seiner Güte und Schonung, zu Füßen. Er hob sie rasch auf, schaute sie freundlich an und sagte: „Es ist nichts geschehen.“ Sebastian aber ging in den Strudel der Welt und brachte es mit der Zeit zu Großem.

Die Rheinlande, Jg. 15, Bd. 25, H. 5, Mai 1915, S. 153–[180]

Karl Philipp Fohr, *Wasserfälle in Tivoli* [Kunstbeilage, Zweifarbendruck, unpag.]

Paul Ferd. [Ferdinand] Schmidt, *Karl Philipp Fohr. Dem Gedächtnis eines deutschen Künstlers*, 153–[164]

Dr. Ludwig Coellen, *Geschichtliche Gebundenheit und zeitlose Gültigkeit des Kunstwerkes. Ein Gespräch*, 165–170

Josef Oswald, *Zur Poesie Heidelbergs*, 170–173

Franz Karl Becker, *Kaiser Karls Gesellen*, 173–175

Felix Braun, *Die Amazonenschlacht*, 176–177

Karl Röttger, *Christus. Eine Legende aus der Zeit*, 177–178

Leo Sternberg, *Drei Gedichte*, 178–179

[Notizen]

Robert Walser, *Rosa. Eine Novelle*, 179–[180]

Rosa, ein munteres hübsches Mädchen, welches in hohem Grade Geist, Grazie und Lebhaftigkeit besaß, stand im innigsten, liebevollsten Verhältnis zu Paul, einem jungen Mann, der so sehr noch 5 Jüngling war, daß Rosa ihn mit der ganzen Leidenschaft eines warmen weiblichen Herzens lieben mußte, wenn sie sich erkühnte, Vertrauen in ihn zu setzen und Umgang mit ihm zu pflegen. Die Vorzüglichkeit Pauls bestand in einem anmutigen Äußeren, in einer hübschen Gestalt und einem überaus gefälligen, einnehmenden 10 Wesen. Sein gewinnendes Betragen ließ die beste Entwicklung hoffen; das gutherzige Feuer in seinen Augen versprach die schönste Aufführung, und im schmeichelhaften Tone dessen, was er sprach, lagen die prächtigsten Verheißungen. Pauls höchste Aufgabe war, ein Mann zu werden, und da aus seinem Benehmen 15 und aus seiner Stimme, bei allem jugendlich-knabenhaften Klang, bereits etwas vom zukünftigen wackeren Mann tönte, so war die Zärtlichkeit, die ihm Rosa schenkte, und die beinahe an schwärmerische Bewunderung grenzte, durchaus nicht unnatürlich. Einen Zug von Kindlichkeit, der mit Verwegenheit und 20 Übermut gemischt war, liebte sie besonders an ihm, und wenn sie ihn etwa einmal schlafen sah, so bildete sie sich fast ein, daß sie seine Mutter sei, und helle, frohe Tränen des Entzückens und der mütterlichen Rührung traten ihr in die Augen. Ihr süßer Traum war, daß ihr goldener Liebling, denn so nannte sie ihn, wacker und 25 zuverlässig werden möchte. Sie empfand ein grenzenloses, überquellendes Mitleid mit ihm, ohne daß sie sich zu sagen vermochte, weshalb eigentlich. Paul sah so ganz wie das Bedürfnis nach einer Leitung und Führung aus, und das war es vielleicht, was Rosa über alles an ihm liebte. Des Abends, wenn der Mond seinen sanften 30 bezaubernden Glanz über die stille dunkle Welt warf, gingen die beiden Leute öfters miteinander in der Gegend spazieren, am



Wald vorbei, und im freien Felde, wo sie ganz allein zu zweien im Mondesschimmer stillstehen blieben, küßten sie sich und lieb-kosten einander wie Romeo und Julia.

\* \* \*

5 Eines Tages reiste Paul, da er in dem Alter war, wo man einigermaßen die Welt kennen lernen muß, um sich einen Begriff vom menschlichen Leben zu machen, in die Fremde, und damit war schon der erste Schritt zu der Entfremdung getan, die zwischen  
10 die Befreundeten treten sollte. Reisen und Weltkennnenlernen haben schon manche tiefe und innige Freundschaft zerstört. Paul versprach Rosa zu schreiben, und er hielt auch Wort. Doch sonderbar, seine Briefe enthielten alle eine mehr oder weniger deutliche Zerstretheit und wollten der Empfängerin nicht so gut gefallen, wie sie wünschte, daß sie ihr gefallen sollten. Zu  
15 Hause war der junge Mann von seinen Eltern, besonders von der Mutter, die förmlich vernarrt in ihn gewesen war, verzogen worden, und jetzt verhätschelte und verzog ihn das Leben, welches, wie die Welt einmal beschaffen ist, gewissen jungen Leuten aufs freundlichste entgegenkommt und nur artige Worte für sie hat,  
20 während es gegen andere eigentümlicher Weise lange Jahre nur hart und abstoßend ist.

Paul gewöhnte sich an das Wirtshaus, wie fast das Wirtshaus, kann man sagen, sich an ihn gewöhnte. Er sang zum Klavier, welches er nicht übel spielte, die Lieder, die aller Welt gefallen und  
25 die man Couplets nennt. Mit seinen freien Manieren, seinem hübschen Lockenkopf und seiner anmutigen Offenheit machte er sich auf der Straße und in der Stube beliebt, gewann er jedermanns Gewogenheit und gute Meinung im Nu und erwarb er sich mehr Freunde, als ihm dienlich sein konnte. Er gewöhnte sich,  
30 umworben wie er rasch war von oberflächlichen Leuten, eine Leichtlebigkeit an, die allen ernsthaften Eifer da- und dorthin warf und das Streben und den Arbeitsgeist zerstreute. Als Rosa ihn

nach einem Jahr oder nach zwei Jahren wiedersah, war er mehr  
entfernt von ihr, als er es gewesen wäre, wenn er noch in der Ferne  
geweilt haben würde. Nah, wie sie ihn jetzt wieder vor sich hatte,  
merkte sie an verschiedenen Zeichen deutlich, welche Art von Le-  
benswandel er während der Dauer seiner Entfernung geführt hat- 5  
te, und es schmerzte sie tief, beobachten zu müssen, wie stark eine  
Seichtheit, deren Duft sie kränkte, und ein Hang zum Gewöhnli-  
chen, dessen Vorhandensein beleidigend für sie war, ihn be-  
herrschten. Indessen gab sie die Hoffnung, ihn zu besitzen und  
sich an ihm zu freuen, deswegen durchaus nicht auf; sie weinte 10  
vielmehr im geheimen von Zeit zu Zeit bei dem Gedanken, der ihr  
den Vorwurf machte, wie wenig zärtlich es sei, Paul so streng zu  
beurteilen, der sich ja, wie sie sich mit schönem Glaubenseifer  
und mit rührender Anhänglichkeit vorstellte, in ihrer Gesellschaft  
wieder in den verwandeln müßte, der er vor doch gar nicht langer 15  
Zeit gewesen war. Aber statt abzunehmen, mehrten sich die Be-  
weise des Mangels an Liebe und zarter Sorgsamkeit. Paul ließ bei  
etlichen gemeinsamen Verabredungen schnöde auf sich warten,  
[180] so, als sei das Zusammentreffen mit Rosa ihm fast lästig. Sein Kuß  
wurde kälter und kälter, und eines Tages sah sich das arme Mäd- 20  
chen gezwungen, sich zu sagen, daß sie betrogen sei, daß Paul sie  
weder mehr verehere noch liebe, daß keinerlei Sehnen ihn mehr zu  
ihr hinziehe, daß die Lüge, die Komödie und der handgreifliche  
Verrat offenbar seien, und daß es daher für sie Zeit sei, mit dem  
Treulosen zu brechen. 25

\* \* \*

Sie weinte ganze lange Tage. Die gesunde junge Frau, die sie war,  
besaß sie auch die Kraft, sich dem Schmerz mit der vollen Gewalt  
hinzugeben? Sie überließ sich der traurigen und schrecklichen  
Wollust endloser jammervoller Klagen. Der Verlust des geliebten 30

18 warten,]warten *Rblde*

Mannes, der Untergang all der holden Hoffnung, das zertrümmerte liebliche Gebäude, der Zusammenbruch des Lustschlosses, in welchem die schönen Prinzessinnen „heitere Aussicht“ und „frohe Zuversicht“ und „süße Empfindung“ gewohnt hatten, das  
5 unabsehbare Leid, das wie ein Meer sich vor ihrem Bewußtsein ausdehnte, bedeuteten eine Wunde in dem verletzten Busen, die mit heißen und vielen Tränen ausgewaschen sein wollte, damit sie nach und nach heilen konnte. Indem aber Rosa viel weinte, blieb sie gesund und bei einiger Heiterkeit, denn in einem großen Un-  
10 glück liegt auch ein großer Seelenstolz, mithin immer noch eine Art Gewinn. Indem sie klagte, mußten auch nach und nach die Klagen aufhören, wie denn alles, was einen Beginn hat, auch zu seinem Ende kommen muß, denn das, was nie aufhört, beginnt auch nie. Dem Menschen ist weder endloses Leid auferlegt, noch  
15 endloses Glück gegönnt. Rosa lernte wieder lächeln und heiter sein. Der muntere Geist, den sie besaß, gab nicht zu, daß sie verzweifelte, und ihre Klugheit und Aufgewecktheit zeigten ihr den Weg, den sie einschlug, um nicht nur am Leben zu bleiben, sondern auch fernerhin am Leben eine bescheidene Freude zu  
20 haben. Sie gehörte am Ende zu den Leuten, die den Drang haben, sich selber zu schätzen; denen es daher unmöglich ist, gänzlich zu verzagen. Sie faßte frische Hoffnung, denn sie sah ein, daß neben Paul noch allerlei sonstige achtens- sowohl wie liebenswerte Männer auf der Welt lebten. Die Zeit, die eine bedeutende Ärztin  
25 ist, trug bei und half mit, das Gewesene, teilweise wenigstens, zu überwinden. Stolz und gerechter Zorn taten an dem Werk der Überwindung das ihrige und waren Rosa behilflich, sich zu erneuern. Sie lernte bei einer Gelegenheit einen rechtschaffenen Mann kennen, der ihr mit der Zeit bewies, daß sie ihm teuer sei  
30 und daß er wünsche, ihr ergeben sein zu dürfen. Sein Charakter und seine männliche Bestimmtheit veranlaßten sie, ihn zu achten. Sie gewöhnte sich an ihn, derart, daß, als er sie zu einer guten Stunde mit stiller, angenehmer Stimme bat, ihm sagen zu wollen,

ob er der Ihre sein dürfe und ob sie die Seine sein möchte, und ob sie seine Meinung teile, die ihm einrede, daß sie beide gut zusammen passen würden, sie ihn ehrlich und freundlich anschaute und ihm gar keine lange und breite Antwort gab, sondern sich zutraulich und mit dem vergnügtesten und schönsten Lächeln der Welt auf den Lippen an ihn anschmiegte, worauf er sie herzlich küßte. 5

\* \* \*

Derartig innen und außen zufriedengestellt und befestigt, konnte sie mit großer und stolzer Ruhe Teilnehmerin und handelnde Person eines bald darauf erfolgenden Auftrittes oder Nachspieles sein und einem ungerechten, böartigen Angriff auf ihre Zartheit und weibliche Ehre, der von Pauls Mutter gegen sie unternommen wurde, mit der zierlichen und bewundernswerten Würde, die nur die Redlichkeit und die Unschuld aufzubringen vermögen, entgegentreten, um ihn gelassen abzuwehren. Eines Abends nämlich stellten sich in ihrer Wohnung, wo auch um die Zeit ihr neuer Freund sich gerade aufhielt, Paul und dessen Mutter ein, welch letztere ganz besonders deshalb gekommen war, um, wie es ihr beliebte sich auszudrücken, Rosa „alle Schande zu sagen“. Die zwei Leute, Mutter und Sohn, traten in die Stube, wo erstere alsogleich anfang, indem sie ein klägliches Interesse und eine übel angebrachte, völlig plumpe Besorgnis für ihren Sohn hoch vor sich her trug, die junge Herrin der Wohnung mit Vorwürfen schlechter und törichter Art zu überschütten, unter anderem dem, daß Rosa den armen Paul nicht nur zu verführen, sondern obendrein noch grausam zu quälen sich unterstanden habe, so, daß der junge Mann noch heute darunter zu leiden habe. „Verführen? Quälen?“ rief Rosa voll reizender und aufrichtiger Ent- 20  
rüstung und mit ebenso zornigem als graziösem Erbeben aus, „man komme mir nicht mit so dummem Geschwätze, und wo ich in diesem Zimmer etwas zu befehlen oder nur sonstwie zu sagen 30  
habe, so muß ich bitten, mich mit allen und jeden nichtssagenden

und unpassenden Vorwürfen zu verschonen. Der soll sich in sein Herz hinabschämen, der zu sagen wagt und sich darüber beklagt, daß er soll gequält worden sein, wo doch nur ich gelitten, geweint und geseufzt habe, wo doch nur mir durch kalten, schnöden Abfall eine Qual bereitet wurde. Der soll sich schämen und sich voll 5  
Schmach und Scham hinter seiner Mutter Rock verbergen, der sich erdreistet, vorzugeben, daß er soll verführt worden sein, wo doch nur ich durch Treulosigkeit und Fühllosigkeit verraten und betrogen, wo doch nur ich durch den Glauben an ihn verführt wurde. 10  
Der soll sich nicht nur dreimal, sondern tausendmal schämen und sich klein, feig und schwach vorkommen, unfähig, sich das schöne Recht zu erwerben, sich Mann zu nennen, der sich nicht scheut, seine einstige Geliebte bei seiner Mutter anzuschwärzen und sie der Grausamkeit anzuklagen, wo nicht er, sondern doch nur sie 15  
grausam behandelt worden ist. Was ist mein heißer und inbrünstiger Wunsch gewesen? Daß Paul ein Mann sein möchte. Inwiefern habe ich ihn verführt und grausam behandelt? Insofern vielleicht, als ich hoffte, er liebe mich, werde mir treu sein und werde mich zu seiner Frau machen. Doch mit einem Knaben vermag ich nichts 20  
anzufangen, denn wenn ich Frau sein soll, muß der, mit dem ich zu tun habe, ein Mann sein, und das ist der nicht, von dem Sie sagen, daß er unter mir zu leiden gehabt haben soll. Und Sie, Madame, sind Sie klug, daß Sie ungerecht gegen Ihr Geschlecht sein wollen, sind Sie klug, daß Sie Ihren Sohn, der ein Mann sein sollte, 25  
in seiner Kleinherzigkeit und Unedelherzigkeit unterstützen? Ich, ich bildete mir ein, daß er ein edles, liebes, großes Herz habe; Gott im Himmel, du weißt, wie ich mich abgehärmt habe, weil ich habe einsehen lernen müssen, daß er kein edles Herz besitzt. Aber eine Närrin wollte ich schließlich denn doch nicht sein. Nein, nein, 30  
für so dumm und für gar so verliebt in den Gram und in das Leid und in das Elend muß man mich nicht halten. Du, komm doch, tritt vor, damit dich die Herrschaften doch auch zu sehen bekommen.“ – „Der hier“, sagte sie, als ihr Freund aus dem Nebenzim-

mer, wo er still sitzen geblieben war, heraustrat, „ist ein Mann, wie ich ihn brauche, auf dessen vortreffliche Eigenschaften ich mich stützen kann. Auf solch einen Mann wage ich zu bauen, und er wird mein Vertrauen nicht dazu benutzen, mich zu hintergehen; das ist ein Mann, wie Frauen ihn sich wünschen, die sich nach 5 einem festen Boden unter den Füßen und nach einem ruhigen Heim sehnen. An ihn schmiege ich mich; an ihm halte ich mich. Er ist zuverlässig, sagt und tut nicht heute dieses und morgen jenes. Der, der liebt mich, hält mich hoch, verehrt mich, nicht wahr, Freund, und es wird ihm niemals einfallen, irgend etwas zu tun, 10 was mich unglücklich machen könnte. Solchen Mann respektiere ich, habe ich lieb. Solchem Mann zu gehorchen ist eine Freude, wie es ihm eine Lust ist, die zu lieben, die er regiert. Er macht mich und ich mache ihn glücklich. Und wenn nun die, die wir nicht gebeten haben, uns zu besuchen, so gefällig sein und sich entfernen 15 wollen, so sind hier Zwei, die höflich gute Nacht sagen und die froh sind, wenn man sie allein läßt, und dort ist die Türe, die freundlich bittet, Gebrauch von ihr zu machen.“ Worte, die weder an Deutlichkeit etwas zu wünschen, noch Paul und seiner Mutter etwas anderes übrig ließen, als zu gehen. 20

Die Rheinlande, Jg. 15, Bd. 25, H. 7, Juli 1915, S. 213–[248]

Helmut Liesegang, *Dirmuiden* [Kunstbeilage, Dreifarbendruck, unpag.]

W. Gischler [Wilhelm Schäfer], *Helmut Liesegang*

[Mit 4 Kunstbeilagen], 213–[224]

S. [Wilhelm Schäfer], *Hans Gsell †*, 225–[232]

Karl Röttger, *Die Märchen von der Traurigkeit*, 233–243

Rudolf Klein-Diebold, *Der alte und der neue Garten*, 243–245

W. [Wilhelm] Josef Becker, *Ein Plan zu einem Blücherdenkmal auf der  
Rheinpfalz bei Caub vor 100 Jahren*, 245–247

[Notizen]

Robert Walser, *Pauli und Fluri*, 247–[248]

H. M. [Henriette Marie] Kuckhoff, *Kleine Prosa*, [248]

Hermann Muthesius, *Zwei Warnungen* [Aus Hermann Muthesius, *Die  
Zukunft der deutschen Form*], [248]

Pauli und Fluri.  
Von *Robert Walser*.

Ich sah, wie er die Welt mißverstand, ich sah, wie sie ihn quäl-  
ten, wie sie ihm immer mehr Schaden zufügten, die Bösen. O  
die Schurken, die Spitzbuben. Wenn sie einen armen Wehrlosen 5  
sehen, müssen sie über ihn herfallen; wenn sie einen Schwachen,  
einen Schwankenden sehen, müssen sie ihn peinigen, noch mehr  
schwächen und ganz dem Armen alles Vertrauen zu sich selber  
rauben. Ich sah das, und ich sah noch mehr als das. Es war ein  
abscheuliches Schauspiel, ein marternder Anblick, ein häßliches, 10  
entsetzliches Theater. Die ganze Abscheulichkeit und Grausam-  
keit der Menschen, dieser Bestien im Kleide der Gebildetheit, lag  
in ihrer Schamlosigkeit, in ihrer widerlichen Unverkennbarkeit  
vor meinen Augen. Wo eins eine Schwäche, einen Mangel, eine  
Armut zeigt, weidet sich sogleich ein Rudel Unmensen an des 15  
Mitmenschen Blöße. „Unholde!“ hätte ich laut schreien mögen.  
Doch das Sonderbare war: ich konnte weder etwas sagen zu all  
dem Unrecht, noch vermochte ich mich auf irgendeine Art zu be-  
wegen. Gefesselt lag oder stand ich da, und hieraus geht für mich  
deutlich hervor, daß ich „das alles“ im Traume sah. – Ich schlief 20  
und sah im Schlaf all das Jämmerliche und Klägliche. Ich muß-  
te mit ansehen, wie die bösertige Sippschaft, genannt zivilisierte  
Menschen, den armen Pauli, meinen lieben Kameraden, stichelte  
und quälte, und er, der Gute, der Unkluge, meinte in seiner Ver-  
blendung und Vertrauensseligkeit, in seiner Menschenfreund- 25  
lichkeit und weichen, schrankenlosen Güte, daß die Qual, die er  
litt, von ganz wo anders herkomme als von denen, die er edel, fein  
und rechtschaffen glaubte. Er sah die Ursache seines Wehes nicht.  
Deutlich, mit haarscharfer Deutlichkeit sah ich, daß Pauli keines-  
wegs sah, wer ihn biß und schlug. – Ich aber sah’s um so besser. 30  
O da hätte ich mit der Faust des Gesindels Leben zerschmetterten,  
die Welt zerschlagen, dieses ganze elende, grausame Leben zer-



stücken und in einen Abgrund schleudern mögen. Mein Zorn über die Unflätigen, die zu Sechs oder Acht oder Neun den armen Einen beunruhigten, und mein Schmerz über den Mißhandelten kannten keine Grenzen. Doch gebunden war ich, nicht rühren  
5 konnte ich mich, und nichts vermochte ich zu tun zugunsten des bedauernswerten lieben Kameraden, der da meinte, er befinde sich im Freundeskreis, wo er umzingelt war von ausgemachten Schurken, der da meinte, wie gut man es mit ihm meine, wo sie es alle nur schlecht mit ihm meinten, der da meinte, wie sie ihn zu  
10 fördern und aufzumuntern wünschten, wo sie alle nur sein Verderben, sein Unglück und seinen Untergang in den Augen hatten. Wo sie ihm schmeichelten, da versetzten sie ihm zugleich hinterwärts Hiebe, und wo sie taten, als versuchten sie ihn zu unterstützen, fügten sie ihm auf heimtückische Art Verletzung über Ver-  
15 letzung bei. Entsetzlich, entsetzlich! Der arme, betrogene Gute! der Leichtgläubige, der edle, liebenswürdige Vertrauliche! Es sah aus, als haßten sie ihn besonders darum mit so grimmigem Haß, weil sie ihn so gut, so arglos, so harmlos sahen. Weil er sie liebte, peinigten sie ihn; weil er sich ihnen so offen anvertraute, versetz-  
20 ten sie ihm Stiche, daß ihm das Blut aus zahlreichen jammervollen Wunden floß. Und ich, ich mußte das alles sehen und konnte mich nicht bewegen. Das war für mich ein quälender, ein wahrhaft quälender Zustand. Tausendmal hätte ich Pauli zurufen mögen, er solle doch seine Augen endlich, endlich öffnen und sehen, wer ihn  
25 in all das Ungemach stürze. Er solle sich doch wehren und es nicht dulden und sich nicht so grausam behandeln lassen. Aber Stimme und Zunge waren mir wie abgestorben, ich brachte kein Wort hervor. In der Verzweigung über Paulis Schmach und Schmerz und über meine Unfähigkeit, ihm zu helfen, ihn aus der schrecklichen  
30 Peiniger Hände zu befreien, erwachte ich. Ich schrie laut auf und sprang aus dem Bett. „Ich habe geträumt,“ murmelte ich für mich selber.

\* \* \*

Ich faßte mich, suchte meine verwilderten Gedanken zu ordnen, zu besänftigen, zu sammeln, kleidete mich an, bürstete, säuberte und kämmte mich, verließ mein Zimmer und eilte zum reichen und mächtigen Fluri, mit dem ich augenscheinlich irgend etwas Geschäftliches zu verhandeln hatte. Reicher Leute prachtstrotzende Häuser zu betreten, verursacht von vornherein ein gelindes Unbehagen, eine Art mildes Entsetzen. Ich vermochte einen gewissen Greuel nicht zu unterdrücken und nicht gänzlich Herr über einen mir aus der Brust emporsteigenden stillen Zorn zu werden, als ich an Fluris eleganter Türe klopfte. Das Treppenhaus war von ausgesuchter Pracht. In den Vorzimmern, zu denen ich Zutritt gewonnen hatte, liefen geschäftige Bediente mit staunenswürdigem Geschicklichkeit und Behendigkeit hin und her. Ich war dieses Bild schon von früher her gewohnt, aber es bannte mich auch diesmal wieder. Ein Beben, ein Verzagen, ein Zittern und zugleich eine seltsame unweigerliche sittliche Entrüstung erfaßt dich im tiefsten Herzen, wenn du siehst, mit was für einem sinnverwirrenden Pomp sich die Mächtigen umgeben, um von Beginn an alles Gerechtigkeitsempfinden zu dämpfen und allen natürlichen Menschenstolz niederzuschlagen. Beängstigend sind die Gebärden sowohl als die Dekorationen der Reichen. Ich stand bescheiden da und wartete, während ich mich beim bedeutenden und einflußreichen Mann hatte anmelden lassen. Manch einer ist froh und kommt dir freundlich entgegen, wenn du zu ihm hingehst. Zu Fluri hin drängten sich immer zehn, zwanzig Notdürftige, und daher muß man sich nicht wundern, wenn er sich über das Kommen der Leute durchaus nicht freute. Ich bekam endlich den Fürsten zu sehen, der mir nachlässig die Hand darstreckte, dieselbe Hand, die er im Lauf eines Tages Hunderten ebenso träge darstreckt. Meine Angelegenheit war mit zwei gleichgültigen Worten erledigt. Hundert Angelegenheiten beschäftigten ja den Gewaltigen zu gleicher Zeit. Die Großen sind nicht durch sich selbst groß, sondern durch die andern, durch alle die, denen es

ein Entzücken bereitet, sie als groß zu erklären. Durch vieler Leute Würdelosigkeit entsteht diese eine überragende Ehre und Würde. Durch vieler Leute Kleinheit und Feigheit entsteht diese auf einem Punkt aufgehäuften Summe von Größe und durch vieler Leute  
5 Verzicht auf Macht diese gewaltige Macht. Ohne Gehorsam ist der Befehlshaber, und ohne Diener ist der Herr nicht möglich. Ich blieb zehn Minuten bei Fluri, worauf ich mich verabschiedete. Er runzelte die Stirne darüber, daß ich nicht so lang mit dem Abschied zögerte, bis es ihm beliebt haben würde, ihn mir zu geben. [248]  
10 Verwöhnte und bedeutende Leute wollen umflattert sein bis zur Belästigung. Wenn man ihnen nicht schmeichelt bis zur Geschmacklosigkeit, ist man ihr Feind. „Sie scheinen es eilig zu haben,“ sprach Fluri zu mir, als ich ging. Er sagte das in gewissermaßen drohendem Ton. Er hätte lieber gehabt, so lange mich bei ihm  
15 aufhalten zu sehen, bis er hätte sagen können: „Machen Sie doch endlich, daß Sie fortkommen!“

\* \* \*

Auf der Straße, in welcher sich zahlreiches hauptstädtisches Volk hin- und herbewegte, sagte ich zu mir selber: „Das Edle und Gute  
20 schlagen sie, weil sie fühlen, daß nicht sie es machen. Weil es aus dem Himmel kommt und in den Himmel strebt, wollen sie es ausrotten. Dagegen dienen sie dem Groben, dem Grausamen, dem Lieblosen, dem Unedlen, weil sie wohl fühlen, daß sie das gemacht haben. Dem reichen und mächtigen Fluri huldigen sie, weil sie  
25 ihn zu dem, was er ist, gemacht haben. Er ist ihr Werk. Sie lieben in ihm sich selber. Sie hassen, schlagen und verfolgen Pauli, der arm ist, aber sich selbst genügt. Wer sie zu Sklaven macht, den lieben sie; wer gut zu ihnen ist, den hassen sie. Sie lieben, ehren und preisen das Böse. Wer ihnen freien Willen läßt, an dem lassen  
30 sie ihre Wut aus.“

Die Rheinlande, Jg. 15, Bd. 25, H. 9, September 1915, S. 281–[316]

August Babberger, *Figur zu einem Wandbild* [Kunstbeilage,  
Dreifarbendruck, unpag.]

W. [Wilhelm] Schäfer, *August Babberger* [Mit 4 Kunstbeilagen], 281–[292]

W. [Wilhelm] Schäfer, *Wilhelm Lehmbruck*, 293–[300]

W. [Walter] Riezler, *Karl Scheffler, Italien und die Gegenwart*, 301–305

Hermann Hesse, *Die drei Brüder*, 305–307

Karl Röttger, *Johann Sebastian. Novelle*, 307–310

A. [August] Halm, *Unsere Zeit und Bach*, 310–311

Willi Dünwald, *Vincent van Gogh*, 312–313

Hamlet, *Idyll. (Ecce vicinus)*, 314–[316]

[Notizen]

Robert Walser, *Der Jesuit*, [316]

Henriette Marie Kuckhoff, *Von der Erlösung*, [316]

Der Jesuit.  
Von Robert Walser.

[316]

Äußerlich kennzeichnet er sich durch weiter nichts, er trägt keine besondere düstere schwarze Farbe, kein Abzeichen. Leute, die ihm nicht nahekommen, lernen ihn nicht kennen. Er ist ein Jesuit, aber für die Leute, die nicht näher mit ihm zu tun haben, ist er kein Jesuit. Für viele Leute ist er der netteste, liebenswürdigste Mensch, und das sind solche Leute, die ihm fernstehen, und denen auch er fernsteht. Hieraus geht, wenigstens für mein Verständnis, deutlich hervor, daß es nur Jesuiten gibt, wo ein sehr nahes menschliches Verhältnis vorliegt. Jesuit ist man nicht geradezu, sondern man wird es; es braucht Zeit, um den Jesuiten in sich zur Entwicklung zu bringen. Man wird leicht merken, daß mich hier der historische Jesuit in keiner Weise beschäftigt; mich kümmert einzig nur der lebendige Jesuit, der, der in einem jeden von uns steckt, wenn die Voraussetzungen und Bedingungen vorhanden sind. Zwanzigjährige Jesuiten gibt es keine, wenigstens kann ich mir das nicht gut denken. So zwischen Dreißig und Vierzig kann er beginnen, wo sich Lebensmüdigkeiten in niedrigerem oder höherem Grad einstellen. Der Jesuit ist also ein Geschöpf der beginnenden Trauer; er verdankt sein Dasein den Melancholien; er steigt als Gespenst hervor aus der Mitternacht der erlittenen Enttäuschungen. Verstehst du es? Ich hoffe, daß du begreifst, wie ich es meine. Der Jesuit ist nur in einem Individuum möglich, welches weiß, was Unglück ist. Mit fünf- oder achtundzwanzig Jahren weiß das noch keiner. Ich zweifle keinen Augenblick, daß unsere bessere, d. h. gebildete Gesellschaft voll von Jesuiten ist, die von der Art und Beschaffenheit sind, wie ich sie dir soeben beschrieben habe. Unser friedliches Kulturleben besteht ja aus zahllosen kleinen Kämpfen, Gefechten und Schlachten. Einer sucht den andern zu überlisten, zu hintergehen, zu erdrücken, zu schwächen, weil er meint, daß er sich selber dadurch stärke, was aber

ein grenzenloser Irrtum ist. Der Jesuit beruht auf einem Mangel an Denken. Wenn ich so recht wie ein Erzjesuit wühle und giftle, so bin ich weiter nichts als im tiefsten Grund gedankenlos. Denn wenn ich den Jesuiten spiele, bin ich ein Opfer, obgleich ich das Gegenteil zu sein meine. Der Jesuit triumphiert nie! Lüge und 5 Ränke tragen nie den Sieg davon, trotzdem das noch so sehr und noch so oft der Fall zu sein scheint. Jesuit sein bedeutet ja Furcht; aus Furcht ist man voll Tücke, aber die Tücke, wie schließlich jede Leidenschaft, schwächt ihren Träger. Der Dolch, den der Jesuit im geheimen zückt, trifft ihn nur immer wieder selber, und wo er Ge- 10 bieter zu sein glaubt, ist er der elendeste aller Sklaven. Er fühlt sich mit seinen Intrigen nirgends wohl; er unterhöhlt sich selbst, wo er andere in die Falle lockt. Er ist nicht bei der Sache, da er immer bei anderer Leute Sache ist. So muß er arm und elend werden, und seine Bosheit ist nur das Grab, das er sich selber gräbt. Er ist bemit- 15 leidenswert. Du hast keinen Grund, dich vor ihm zu fürchten. Geh mutig deinen Weg. Es gibt immer Engel, die uns beschirmen.

Die Rheinlande, Jg. 15, Bd. 25, H. 10, Oktober 1915, S. 317–[352]

Ludwig Dill, *Reiterangriff im Fluß* [Kunstbeilage, Dreifarbendruck, unpag.]

Hermann Eßwein, *Ludwig Dill als Schlachtenmaler*

[Mit 4 Kunstbeilagen], 317–[328]

K. [Karl] Pfälzer, *Das Kriegergrabmal*, 329–336

Karl Röttger, *Die Herbstallee*, 337–340

Kurt Kunze, *Die Bergnacht. Ein Zyklus von sechs Gedichten*, 340–342

Josef Oswald, *Der Dichterherold des Reiches*, 342–344

H. [Heinrich] de Fries, *Baukunst und Zukunft. Betrachtungen aus der Gegenwart*, 344–347

Clemens Schuy, *Neuromantik*, 347–349

Otto Doderer, *Kanoniere*, 349–350

Oskar Maurus Fontana, *Zwei Gedichte*, 350

[Notizen]

Robert Walser, *Das Dokument*, 351

W. [Wilhelm] Schäfer, *Der deutsche Mensch* [Über Leopold Ziegler, *Der deutsche Mensch*], 351

Felix Braun, *Knulp* [Über Hermann Hesse, *Knulp. Drei Geschichten aus dem Leben Knulps*], 351–[352]

L. S. [Lisbeth Schäfer], *Der Bilderatlas* [Über Hermann Konsbrück (Hrsg.), *Großer Bilderatlas des Weltkrieges*], [352]

S. [Wilhelm Schäfer], *Die ästhetische Statik* [Über A. Ehrenberg, *Die ästhetische Statik*], [352]

Das Dokument.  
Von *Robert Walser*.

Eines Tages sah ich auf einem Tisch neben eines in Gedanken ver-  
sunkenen jungen hübschen Mannes Ellbogen, in welchen der-  
selbe seinen nachdenklichen und müden Kopf stützte, ein Schrift-  
stück liegen, das ich, da der junge Mann, indem er mir den Rücken  
zukehrte, wie erstarrt ins Leere hinausblickte, Zeit hatte, in aller  
sorgsamsten Ruhe zu lesen und abzuschreiben. Das sonderbare  
Dokument lautete folgendermaßen:

„Ich junger Mann, von Haus aus arm, begierig jedoch wie ich  
gewesen bin, die Genüsse der Welt kennen zu lernen, habe zu viel  
Gnade, Gunst und Wohltat angenommen, als daß es mir möglich  
sein könnte, mich je wieder frei zu sehen. Die genossenen Ge-  
schenke und Gunstbezeugungen, die mannigfaltig empfangenen  
Darlehen, die auf ehrenhaftem Wege zurückzuerstatten ich kei-  
nerlei Aussicht habe, sind die Sklavenkette, die mich endgültig  
fesselt. – Ich habe die Armut, verbunden mit dem Paradiese der  
Freiheit, nicht zu schätzen verstanden, und zur Strafe für die Miß-  
achtung eines unersetzlich Schönen muß ich nun in Zukunft im  
Kerker schmachten. Die üppigen Gnaden, mit denen ich mich nur  
allzu unvorsichtigerweise habe überhäufen lassen, haben sich zu  
meinem elendiglichen Entsetzen in ein Gefängnis verwandelt, aus  
welchem es kein Entrinnen mehr gibt. Seufzen und Gehorchen ist  
von nun an mein Los. Flucht ist unmöglich, denn die Mittel zum  
Flieden fehlen mir gänzlich; auch gebricht es mir in jeder Weise  
an jener Summe von Mut, die die Voraussetzung und Grundlage  
ist, um schmachlicher Abhängigkeit und Gefangenschaft Kette zu  
sprengen und kühn die Flucht zu ergreifen. Ich fühle, daß meine  
Moral lahm geworden ist und daß ich die schöne Fähigkeit, den  
Kampf mit den Nöten und Unbilden des täglichen Lebens aufzu-  
nehmen, entweder nie besessen habe oder doch wenigstens jetzt  
nicht mehr besitze! Ehre habe ich nicht mehr das Recht geltend



zu machen, und auf den Namen Mann und seine alles sonstige Bedeutende überragende Bedeutung muß ich verzichten. Meine Gönnerin und Wohltäterin, eine bereits gealterte Frau, hat mir zu wissen gegeben, daß sie mich junges Blut heiraten will, damit  
5 sie sich nach Belieben an dem Besitz meiner von ihr begehrten Person ergötze, und was mich betrifft, so lege ich das erstaunliche Geständnis ab, daß ich mich ihrem Willen fügen will, weil ich nicht die Kraft habe, mich demselben zu widersetzen. Was Anstand, Sitte und freundlich überliefertes Herkommen, guter Ruf,  
10 zarte Scham und Einverständnis mit durch hunderjähriges treuliches Befolgen geheiligten Gesetzen ihr würden verboten haben zu bezwecken, das erlaubt ihr zu unterfangen ihr Reichtum, denn das Geld darf sich alles erfreuen und der Geldsack ist der höhnische Gebieter dieser Welt. Meine Wohltäterin befiehlt mir indes  
15 jetzt zu schweigen, und sie erwartet, daß ich dieses Formular unterzeichne, um es ihr, mit meiner Unterschrift versehen, einzuhändigen, wodurch ihr Sieg, Eroberung und Triumph, und des Unterzeichneten Schmach, Niederlage und Unterwerfung handschriftlich und vertraglich besiegelt sein werden.“

20 Ich bedauerte den armen unklugen jungen Mann, der noch immer in seiner Geistesabwesenheit verharrte, und nachdem ich vom Inhalt obiger seltsamer Vereinbarung säuberlich Notiz genommen hatte, schlich ich mich wie ein gewandter Dieb geräuschlos von dannen.

Die Rheinlande, Jg. 15, Bd. 25, H. 11, November 1915, S. 353–[388]

Karl Goll, *Sonntagmorgen* [Kunstbeilage, Dreifarbendruck, unpag.]

Hans Otto Schaller, *Zu den Bildern von Karl Goll*

[Mit 4 Kunstbeilagen], 353–[364]

Dr. Dr. Eugen Lüthgen, *Spätgotik und Frührenaissance in der  
niederrheinischen Bildnerei*, 365–373

Wilhelm Schäfer, *Aus der Jugend Heinrich Pestalozzis* [Aus Wilhelm  
Schäfer, *Lebenstag eines Menschenfreundes*], 374–378

Dr. Werner Mahrholz, *Von der Literatur der Privatschmerzen*, 378–381

Paul Zech, *Seliges Geborgensein*, 381–383

Rudolf Klein Diepold, *Zur Psychologie der Mode*, 384–386

Adam Kuckhoff, *Herbstlieder*, 386

[Notizen]

Reinhold Treu [Wilhelm Schäfer], *Paul Scheerbart †*, 386–387

Robert Walser, *Friseur Jünemann*, 387

S. [Wilhelm Schäfer], *Handbuch der Kunstwissenschaft* [Über Fritz  
Burger (Hrsg.), *Handbuch der Kunstwissenschaft*], 387–[388]

L. S. [Lisbeth Schäfer], *Das Gänsemännchen* [Über Jakob Wassermann,  
*Das Gänsemännchen*], [388]

Friseur Jünemann.  
Von *Robert Walser*.

387

Sein Verstand war klein, und dabei hatte er es sich in den Kopf  
gesetzt, den eleganten und großen Herrn zu spielen. Das kommt  
5 oft vor und endet selten oder nie gut. Es kann ja auch nicht gut  
ausfallen, wenn das geringe Denkvermögen seine geringe Exi-  
stenz verachtet. Jünemann war Friseur, und als solcher war er zur  
bescheidenen Lebensführung verpflichtet, welche er jedoch wie  
ein rechter Strudelkopf und Dummkopf geringschätzte. Der ge-  
10 ringe Verstand schätzt das Geringe gern gering, und dies ist sein  
Unglück. Wir werden das sogleich sehen. Das Geringfügige ist  
ein hoher Segen, aber hiervon wittern Leute nichts, die es hoch  
im Kopf haben. Jünemanns Kopf war schwach. Das ist immer  
so: schwachköpfige Leute besitzen die heftigsten und stärksten  
15 Neigungen, über den schwachen und armen Verstand hinaus  
zu leben, und sie geraten dadurch in einen schrecklichen Streit  
mit ihren kargen Gaben. Ein ärmlicher Kopf sollte auch mit der  
Ärmlichkeit vorlieb nehmen. Sollte! Ja! Aber gerade der ärmli-  
che, schwächliche Kopf will das nicht, kann das nicht. Ein König  
20 kann's, ein Genie kann's, aber ein Friseur Jünemann kann es nicht.  
Ein Philosoph, ein Künstler kann's, aber Friseur Jünemann war  
weder das eine noch das andere. Er war ein rechtes fizefazes und  
fazefizes Großstadtkind, ein wirbelnder Wirbel, ein ungeduldiges  
armes Menschenkind. Er war zu wenig Mensch, zu sehr Friseur,  
25 zu sehr Wirbel, welcher hin und her zwiebelt und wirbelt. Ein  
kläglich-er unbedeutender Sturmwind, der stets dahinsausen muß,  
weil ihm Ruhe und Sittsamkeit unheimlich, unerträglich sind.  
Gesetztheit und Gefaßtheit und Besonnenheit waren dem Jüne-  
mann unerträglich. Vielleicht war er krank. Es ist dies jedenfalls  
30 sehr schwer zu sagen. Jünemann und Jünemanns Pflicht waren  
Feinde. Er vermochte nur schwer still zu sein und seine einfache  
Arbeit zu verrichten, was schon ein großes Leiden, ein großes

Unglück ist. Stets trieb es ihn über die Schlichtheiten seines Berufes hinaus in ein Glänzendes, Gleißendes, Prahlerisches hinauf, wo er keinen Boden hatte. Enthaltensamkeit ist solchen Leuten ein Greuel, ein Niebegriffenes, ein Nieverstandenes. Korrekt zu sein: du mein Gott, sie möchten lieber sterben als honett und korrekt  
5 sein. Sie sind mit dem unordentlichen Kopf in einem Meer; sie sind von den Wellen aller Torheiten erfaßt, und nun treiben sie dahin, verschwommen, verworren, vergraben, verschüttet, ein Segelschiff ohne Führer! Sie leben im Abgrund und meinen, daß das großartig, schön, gut und vornehm sei. Das Vernünftige verachtet ein unvernünftiger Mensch, und diese Verachtung ist eben  
10 sein Abgrund, und wer Augen hat, zu sehen, sieht hierin die „Gewalt des Schicksals!“ Jünemann war von des Schicksals Gewalt mit fortgerissen worden, und er merkte das gar nicht. Das merkt einer nie! Wie alle die, die gesonnen sind, ein flottes, feines Leben zu  
15 führen, verkehrte Friseur Jünemann auf der Rennbahn, wo er bald Geld gewann und bald verlor. Auf der Rennbahn versammelt sich alles, was gern ein großer Herr sein und das Leben nur als eine Flucht und Reihenfolge von Vergnügungen und netten Genüssen betrachten und empfangen möchte. Er hatte eine Geliebte. Ei, das  
20 hätte gefehlt, wenn Friseur Jünemann keine hübsche Geliebte gehabt hätte oder hätte haben sollen. Das wäre ja ein Unrecht, eine Vergewaltigung an des Friseur Jünemanns Menschenrechten gewesen. Lieber hängen oder gleich erschießen hätte er sich mögen,  
25 als keine hübsche Freundin besitzen. Lieber wollte er ein Hund oder eine Eidechse oder ein Laubfrosch sein, als nicht zu den Leuten gehören dürfen, die „zu leben wissen“. Der Strohkopf will zu den Leuten zählen, welche zu leben wissen. Oho! hierzu gehört einigermaßen Kopf; Jünemann aber besaß wohl einen Kopf, aber nicht das, was man „Kopf“ nennt. Das Mädchen war eines Bäckermeisters Tochter und war schön und üppig, und nun hätte da  
30 alles auch hübsch glatt sich abwickeln sollen, aber es wickelte sich nicht hübsch und glatt ab. Sie quälte ihn, sie zog ihn an, verlockte,

ermunterte ihn und stieß ihn wieder zurück, bereitete ihm, wie er später in den Gerichtsverhandlungen mit stotterndem Armen-Sünder-Mund aussagte, viele Peinlichkeiten. Sie war sinnlich und zugleich übersinnlich, mystisch, phantastisch. Das verirrte, verwirrte ihn, machte ihn toll, nahm ihm ganz das Gehirn hinweg. Sie schmeichelte ihm, und wiederum verletzte sie immer wieder seine hochhinaufschwellende Eitelkeit und Eigenliebe. Leute, wie Jünemann, sind insofern gefährliche Leute, als sie Herren zu sein sich längst gewöhnt haben sich einzubilden. Solche Herren wollen nicht sanft warten, wie ein menschliches Verhältnis sich entwickle, nein, sie werden ungestüm, sie fallen in vornehme blutige Rasereien. „Töte mich doch, wenn du den Mut hast,“ soll, wie Jünemann aussagte, das Mädchen zu verschiedentlichen Malen bei mehreren quälerischen Anlässen zu ihm gesagt haben. Eines Tages, um die Feierabendzeit, als es schon anfang in den Straßen zu dunkeln, ging, so seiner Gewohnheit gehorchend, Friseur Jünemann wieder hin zu ihr, in den Laden, wo sich zwischen Beiden abermals der dumpfe, gewitterschwüle, überreizte Streit entspann, wobei Eines das Andere matt und müde ärgerte, und wobei doch Keines eigentlich wußte, weshalb es das tat oder tun mußte. Da riß ihn der Zorn, die Ohnmacht, das bleierne Verhängnis aus aller Vernunft, es lag ein Brotmesser auf dem Ladentisch, er packte es, und mit den Worten: „da hast du, was du begehrst, du Teufel!“ stieß er es ihr in die Brust, bis an das Heft, daß das warme rote dunkle Blut heraus und ihm ins Gesicht spritzte, ihn völlig besudelnd mit der Farbe der begangenen Entsetzenstat. Er riß das Messer heraus und lief laut schreiend fort, hinaus auf die Gasse, wo Leute ihn aufhielten und festnahmen. Das Gericht verurteilte ihn zum Tode.

Die Rheinlande, Jg. 15, Bd. 25, H. 12, Dezember 1915, S. 389–[424]

Georg Biermann, *Schmoll von Eisenwerths Wandbilder im Cornelianum zu Worms* [Mit 4 Kunstbeilagen], 389–[400]

V. Curt Habicht, *Mittelrheinische Kunst in Nordwestdeutschland*, 401–407

Dr. Erich Everth, *Psychologie des Sitzmöbels*, 407–408

Felix Braun, *Der Sternenschiffer. Legende*, 409–412

Robert Walser, *Frau Scheer*, 412–416

Karl Röttger, *Weltliche Legende*, 416–418

Erich Bockemühl, *Vier Gedichte*, 418

Benno Rüttenauer, *Universität und Literatur* [Über Herman Anders Krüger, *Deutsches Literatur-Lexikon*], 418–421

Schmid-Noerz, *Zwei Gedichte*, 422

#### [Notizen]

Karl Joël, *Die deutsche Idealität* [Aus Karl Joël, *Neue Weltkultur*], 422

L. S. [Lisbeth Schäfer], „*Der ist in tiefster Seele treu, der die Heimat so liebt wie du*“ [Über 1. Theodor Fontane, *Gesammelte Werke*;

2. Theodor Fontane, *Der englische Charakter*; 3. Thomas Mann, *Friedrich und die große Koalition*; 4. Leopold Ziegler, *Der deutsche Mensch*; 5. Karl Leuthner, *Russischer Volksimperialismus*], 422–423

L. S. [Lisbeth Schäfer], *Zwei schöne deutsche Weihnachtsbücher* [Über Bernd Isemann, *Maria im Tempel. Novellen und Der Musikantenstrauch. Märchenerzählungen*], 423

L. S. [Lisbeth Schäfer], „*Der erst Zeitroman großen Stils*“ [Über Lily Braun, *Lebenssucher*], 423–[424]

Karl Loewenberg, *Das Pferd*, [424]

R. T. [Reinhold Treu, d. i. Wilhelm Schäfer], *Das A und das O* [Über Gerhard Ouckama Knoop, *Das A und das O*], [424]

Henriette Marie Kuckhoff, *Der Garten*, [424]

Frau Scheer.  
Von *Robert Walser*.

412

Meine Kenntnis über dieses Frauenleben ist nur lückenhaft. Frau Scheer war originell und hochbegabt. Aus Äußerungen, die sie gegenüber mir gemacht hat, geht und ging hervor, daß sie in der Provinz eine heitere und glückliche Jugend verlebt hatte. Wenn sie von ihrer Kindheit erzählte, lag immer ein unbeschreibliches, wehmütig-süßes Entzücken in ihren Augen. Aus ihren Worten tauchte eine hübsche saubere Kleinstadt hervor, umgeben von Wald, Feld und grünen Wiesen. Es machte sie glücklich, von den vergangenen Tagen reden zu dürfen, und wenn es meine geringe Person gewesen ist, die der Anlaß dieses stillen Glückes war, so wage ich mir ein bescheidenes Verdienst beizumessen, denn die alte Frau Scheer hatte zu einer Zeit niemanden mehr um sich als den Verfasser dieser Zeilen, den eine merkwürdige gealterte Frau aus manchen Gründen in hohem Grade interessierte. Ich war es, dem sie manches erzählte, die einsame arme Alleinstehende; ich war es, der mit großem Vergnügen sein Ohr hingab, um aufmerksam auf das, was sie sagte, zu lauschen. Mich fesselte das eigentümliche Schicksal dieser — Millionärin. Frau Scheer war mehrfache Millionärin. Was sind wir Menschen für mannigfach getäuschte arme Kreaturen. Diese Millionärin, diese reiche Frau Scheer, dankte mir auf rührende Art und war froh, wenn ich des Abends in ihr Zimmer zu treten und bei der Lampe ein wenig bei ihr zu sitzen Lust bekundete. Frau Scheer war häßlich; die Leidenschaften eines stürmischen Erwerbslebens, Jammer, ein Meer von Sorgen und aufreibenden Kümernissen, die Hast und die Jagd nach den geschäftlichen Erfolgen, die Qualen einer wütenden Eifersucht, fortgesetzte Mühseligkeiten hatten ihrem Gesicht den Stempel des Abschreckenden und Abstoßenden aufgedrückt. Ich indes entdeckte mit leichter Mühe in diesem Gesicht eine noch nicht gänzlich erloschene Schönheit, und wenn des Abends der

gelbliche Schimmer der Lampe über ihre Gesichtszüge hinfloß, so wurde die alte Frau Scheer eigentümlich schön, und die Art, wie sie dann redete und so dasaß, war bezaubernd und ergreifend. Wie ich unmittelbar vor ihrem Tod von einer Persönlichkeit, die ihr nahestand, vernahm, soll sie bei Gelegenheit gesagt haben, daß sie ein Vermögen von zwanzig Millionen würde haben erwerben können, wenn ihr der Himmel einen anderen Mann gegeben hätte.

\* \* \*

Ich besitze von Frau Scheer eine Photographie, auf der sie als junge Frau abgebildet ist, und wo sie ganz scharmant aussieht. Sie heiratete einen lebensfröhlichen, gutmütigen Mann, der es sich gern auf der Erde wollte wohl sein lassen. Die Frau bekundete nun ein wahrhaft dämonisches Talent, mit Glück zu spekulieren. Sie kam während der großen Gründerzeit in die Hauptstadt und fand hier reiche Gelegenheit, ihre genialen Fähigkeiten zu entfalten. In kurzer Zeit waren sie und ihr Mann reiche Leute. Das Geld, das dem vergnügungslustigen Mann in die Taschen floß, trieb ihn zu einer entsetzlichen Lebensführung. Er umgab sich mit Freunden und begann ein Lotterleben. Er war ein schlichter, guter, harmloser Mann, für den der Reichtum insofern einen Sinn besaß, als um ihn zu verschleudern. Ähnlich wirtschaften, wenn sie in die europäischen Städte kommen, asiatische und afrikanische Fürsten. Es gibt in der Welt zweierlei Art Menschen: solche, die das Geld verbrauchen sinnlicher Schwelgereien wegen, und solche, die eine sonderbare Liebe zum Geld haben und es folgerichtigerweise aufs treulichste und sorgfältigste verwalten. Frau Scheer war die geborene Verwalterin, ihr Mann der geborene Vergeuder und Verschwender. Die Einen wissen das Geld nicht, und die Andern verstehen den Genuß nicht zu schätzen – Scheers Lebenswandel grenzte an das Ungeheure. Er füllte sich gegen Abend alle Taschen mit Hunderter- und Tausender-Banknoten, und also vorzüglich



ausgerüstet, zog er, wie man so sagt, los, und wenn dann den rasch Betrunkenen schlechte Frauen, gaunerische Kellner und sonstiges Räubergesindel ausgeplündert hatten, legten sie ihn in die nächstbeste Droschke und ließen ihn auf gut Glück sanft und selig  
5 nach Hause fahren, und wenn die Frau, diese rastlose Kaufmännin, dann den Mann so anlangen und auf so erbärmliche Art im Hafen der Ehe landen sah, wohl wissend, daß die elende und gemeine Vergnügungsreise wieder Unsummen gekostet hatte, so packte ein Zorn über dieses Mannes Plumpheit sie an, sie fühlte  
10 sich besudelt und beleidigt, und sie zitterte an allen Gliedern vor Entrüstung, Abscheu, Schmerz und Entsetzen. Ich vermag keineswegs zu beurteilen, ob etwas Wahres an dem Gerücht ist, das mir kurz vor Frau Scheers Tod aus dem Munde der bereits erwähnten, Frau Scheer befreundeten Persönlichkeit zu Ohren kam, und  
15 das mich glauben machen wollte, daß meine arme Frau Scheer ihren unbesonnenen Mann im Sinn gehabt habe ermorden zu lassen. Das Gerücht teilt mit, Frau Scheer sei, als der Unfug ihres leichtsinnigen Mannes immer ärger wurde, mit einem seltsamen, romantischen, exaltierten Menschen, einem Arzt, in ein offenbar  
20 sehr nahes Verhältnis getreten, um sich eines überspannten Träumers und Schwärmers gleichsam, so möchte man sagen, als dienstfertiges, ritterlich-bereitwilliges Rache- und Vergeltungswerkzeug zu bedienen. Gewiß hatte die gekränkte Frau hohen berechtigten Anlaß zum ehrlichen und tiefgefühlten Zorn; gewiß  
25 war sie selbst, wie ich genugsam beobachten konnte, ein leicht beweglicher und empfindlicher Charakter, den ein zündendes Temperament regierte, doch glaubte und glaube ich trotzdem nicht an obige, nur allzu schauervolle und düstere Aussagen. Frau Scheer war bei allem dem sanft, sie besaß einen sichtlichen  
30 Wesenszug von lieblicher Güte und sie liebte, achtete und ehrte trotz allem und nochmals trotz allem ihren Mann. Vielleicht hatte ihr jener abenteuerliche Hirnverbrannte, jener dunkle mitternächtliche Arzt solche unheimlichen Anerbietungen einmal ge-

macht; sie aber wird sie wohl abzulehnen, und sie wird ihren Freund, falls sie je einen besaß, wohl zur Ordnung und zur Vernunft zu weisen verstanden haben. Ich zweifle keinen Augenblick daran, obwohl ich zugebe, daß Frau Scheer ein merkwürdiger, und wie gesagt, höchst origineller Mensch war. Unterdessen kränkelte Scheer, und nach nicht langer Zeit, in einem keineswegs hohen, sondern im verhältnismäßig besten Alter starb er, und Frau Scheer war jetzt allein.

\* \* \*

Von da an bis zu ihrem eigenen Hinscheiden führte die Frau, die der Gegenstand dieser „Studie“ ist, ein Leben, wie es elender und unruhvoller und geplagter kein Mensch zu führen vermöchte. Keine Bettlerin lebte je so arm, beklagenswert und schlecht. Keine arme Arbeiterin oder Arbeiterfrau führte je ein solches armes, trauriges Mühsal-Leben wie diese schwerreiche Frau, und wenn es je auf der Welt, die ein Rätsel ist und immer ein Rätsel bleiben wird, einen Helden oder eine Heldin des Alltages gegeben hat, so war Frau Scheer eine Heldin. Sie kämpfte einen unerhörten Kampf und litt und duldete Unerhörtes. Ein Blick, geworfen in ihre Wohnung, erzählte alles, was sie duldete. War Frau Scheer wahnsinnig? Oft, wenn ich sie so jagen, hastig reden, laufen oder schreiben, telephonieren, rennen und machen sah, stieg mir dieser freilich etwas kühne und verwegene Gedanke auf. Eigensinniges Tun streift oft hart an wahnsinniges. Frau Scheer hätte sich ein Palais, einen wundervollen Sommer- und Wintersitz bauen und wie eine Baronin, Gräfin, Fürstin wohnen können, aber das menschliche Herz ist ein eigentümliches Etwas, und unsere sonderbare Frau hier hing mit dem ganzen Herzen an ihren Geschäften, und mit allen Genüssen, Kostbarkeiten, Herrlichkeiten und Schönheiten der Welt wußte sie nichts anzufangen. Frau Scheer war entsetzlich geizig; Geiz und Gelderwerb waren ihr wie zwei liebe Söhne, die ihr das Beste und Teuerste auf der Erde be-

deuteten. Ja, ich muß es bekennen, diese Frau kam mir unendlich  
interessant vor, ich sympathisierte mit ihr. Sympathien sind seltsam;  
sie lassen sich mitunter kaum erklären. Mir war diese Millionärin  
sympathisch, obwohl sie eine häßliche Figur war; ihr Leid  
5 und ihr Elend breiteten einen romantischen Schönheitszauber  
über sie hin.

\* \* \*

Die Art und Weise, wie ich sie kennen lernte, ist sehr einfach. Ich  
kam eines Tages in ein absonderliches Haus zu einer gewissen  
10 Frau Wilke zu wohnen, welche bald nachher starb. Die Besitzerin  
des Hauses, eben meine Frau Scheer, ließ mir sagen, daß sie mich  
gern in meinem Zimmer weiter wohnen lassen wolle. Die Nachricht  
war mir lieb, denn ich war förmlich verliebt in meine Stube,  
die reizend abgelegen lag. Ich erhielt also in der Frau Scheer eine  
15 neue Zimmerherrin und Hauswirtin. Mit meinen eigenen Ge-  
schäften stand es damals so schlecht, wie es nur irgendwie stehen  
konnte; ich war infolgedessen ein stiller, mürrischer und ver-  
schlossener Mensch, und als solcher kümmerte ich mich anfänglich  
nicht im geringsten um eine in ihrer Art hochbedeutende  
20 Frau. Ich sah sie mitunter, wenn ich aus meinem hübschen Fenster  
herausschaute, in wunderlichem zigeunerinnenhaftem Aufzug,  
mit unordentlichem Haar im Garten auf und ab gehen, und ich  
war ehrlich erstaunt über die nachlässig gekleidete weibliche Ge-  
stalt. Im übrigen nahm ich keinerlei Notiz von ihr, ich Böser, wo  
25 mich doch ganz gewiß, wie ich später zu ahnen begann, die Frau  
vornehmlich deshalb in ihrer Wohnung haben wollte, damit sie  
nur irgendeinen Menschen bei sich habe. Einsamkeit, welch ein  
schreckliches wildes Tier bist du! Doch was für aufmerksame Be-  
achtung konnte ich dieser Frau schenken, da mich doch einzig  
30 nur der armselige, nackte Gedanke beschäftigte, wie ich es anzu-  
stellen habe, daß es meiner eigenen Person wieder ein wenig bes-  
ser gehe. Ich glich selber damals einem hungrigen Raubtier, das

nach irgendeiner passenden Gelegenheit mit wildflammenden Augen späht, Beute zu machen und seine zweifelhafte Lage zu verbessern. Geh in jene wilde Weltstadt, lieber Leser, und erfahre, wie dort Glanz und Glück jäh mit Not und Sorgen abwechseln, und wie dort die Menschen einander die Existenz streitig machen, 5 indem einer auf des andern hingeworfenen Erfolg zu treten versucht, um sich selbst des Erfolges zu bemächtigen.

\* \* \*

414 | „Ich bin arm, und ich mache mich auf noch mehr Armut gefaßt,“  
schrieb ich, wie ich mich erinnere, an die reizende Auguste, meine 10  
bisherige süße kleine Freundin, „und du wirst wahrscheinlich  
einen Brief nimmermehr beantworten, der allzu klägliche Be-  
kenntnisse enthält. Ich verstehe euch Frauen; ihr seid nur hübsch,  
gut und liebenswürdig für die, die sichtliches Glück in der Welt  
haben. Vor dem Mangel, vor der Armut und vor dem Mißgeschick 15  
ekelt euch. Verzeih dem Schmerz, der sich nicht schämt, so zu  
schreiben. Was bin ich imstande, dir zu bieten, wo ich mich selbst  
schon kaum noch über dem Wasser zu halten vermag. Es ist offen-  
bar aus zwischen uns, nicht wahr; denn du wirst für gut finden,  
mich nicht mehr zu kennen. Ich verstehe es. Auch nehme ich 20  
schon heute fröhlich Abschied von dir, denn es gilt jetzt, mit der  
Kraft, die ich besitze, einen allzu unschönen Lebenskampf zu  
kämpfen. Ach, alle die Rosen-Szenen, diese heitere, göttliche Aus-  
gelassenheit, die du mir schenktest, dieses Lachen! Ich werde im-  
mer bereit sein, mich an ein Glück zurückzuerinnern, dessen 25  
schelmische Schöpferin du gewesen bist. Laß mich in Gedanken  
dich so zärtlich küssen, als wenn wir noch berechtigt wären, mit-  
einander zu tändeln. Du wirst bereits begonnen haben, mich zu  
vergessen. Also adieu für immer.“ – Ich flechte diesen Brief ein, um  
dem Leser eine kleine elegante Abwechslung zu bieten. Der Brief 30  
blieb ohne Antwort, und ich erwartete das, denn ich kannte meine  
kluge kleine Auguste. Sie war bei all ihrer witzigen Zierlichkeit

eine entschlossene Seele. Sie ging ihren Weg, und das gefiel mir. Doch nun zurück zu Frau Scheer. Zurück zur Sache.

\* \* \*

In der Nachbarschaft, beim Kaufmann, in der Lebensmittelhandlung, beim Friseur, auf der Straße und in den Treppenhäusern sprach man von der alten geizigen Hexe, von der „Scheer“, und allzu billige und oberflächliche Redensarten verwünschten sie. Es wurde ein Bild von ihr entworfen, das der Wirklichkeit und Wahrhaftigkeit keineswegs entsprach. Ich lernte das später alles unschwer einsehen. Inzwischen kam ich nach und nach in eine Berührung und Bekanntschaft mit der vielbesprochenen, in Ver-  
ruf stehenden Frau. Sie beklagte sich über meine Schweigsamkeit und Zurückhaltung, aber ich fand für angemessen, mich auch weiterhin zurückhaltend und schweigsam zu verhalten. Ich merkte, daß sie völlig verlassen war. Abgesehen von einer Dame, die sehr elegant aussah, und die dann und wann ins Haus kam, und abgesehen von der Emma, ihrem ehemaligen Dienstmädchen, die ihr täglich im Hauswesen ein wenig behilflich war, suchte niemand sie auf. Was sonst ankam und sich mit mehr oder weniger Geräusch bemerkbar machte, waren allerhand Handwerker und Geschäftsleute. Frau Scheer war Boden- und Häuserbesitzerin im großen Stil. Oder es klingelten, klopfen an der Türe an und traten unruhig ein Mieter, die entweder daher kamen, um den fälligen Zins zu zahlen, oder daher zu springen kamen, um zu beteuern, daß sie außerstande seien, zahlen zu können. Oder dann hörte ich plötzlich Schreie und Schimpfworte im Korridor. Das war dann Einer, der sich unrecht behandelt glaubte. Alsdann mußte Frau Scheer telephonisch beim zuständigen Polizeirevier um Hilfe bitten, worauf dann die Polizei erschien, und so sah die  
Wohnung einer Frau, die über einen ungeheuren Reichtum verfügte, häßliche auf häßliche Szenen, Unerfreulichkeiten auf neue Unerfreulichkeiten, so daß die Herrin und Meisterin es noch als

einen Trost und als hohe Erlabung und Erholung empfand, wenn sie abends in ihrem Zimmer sitsitzen und still für sich weinen, ungestört wenigstens noch weinen durfte. Mein Zimmer und Frau Scheers Schreib- und Wohnzimmer lagen hart aneinander, und oft hörte ich durch die dünne Wand einen Ton, den ich mir  
5 nur dadurch zu erklären vermochte, daß ich dachte, es weine jemand. Die Tränen einer reichen und geizigen Frau sind gewiß nicht weniger bedauerlich und kläglich und sprechen eine gewiß nicht weniger traurige und rührende Sprache als die Tränen eines  
10 armen kleinen Kindes, einer armen Frau oder eines armen Mannes; Tränen in Augen von gereiften Menschen sind schrecklich, denn sie legen eine Hilflosigkeit dar, die man kaum für möglich hält. Wenn ein Kind weint, so ist das auf den ersten Blick verständlich, aber wenn alte Leute bewogen und gedrunken werden, noch  
15 in ihren alten Tagen zu weinen, dann öffnet sich dem, der das hört und sieht, das Elend und die Unhaltbarkeit der Welt überhaupt, und er kommt auf den niederbeugenden und drückenden Gedanken, daß alles, alles, was sich auf dieser armen Erde bewegt, schwach und schwankend und fraglich sei, Beute und beliebiges  
20 Spiel einer um alles Vorhandene sich schlingenden Unzulänglichkeit. Nein! Das ist nicht gut, daß der Mensch noch dann weint, wenn er in dem Alter ist, wo es ihn himmlisch schön dünken darf, Kindertränen zu trocken.

\* \* \*

Mit Ausnahme einer Nichte, Frau Regierungsrat Soundso, mit  
25 welcher sie, scheinbar wenigstens, in einem liebenswürdigen Verkehr stand, muß Frau Scheer mit allen ihren Verwandten endgültig verfeindet gewesen sein. Zwischen ihr und einigen von denselben herrschte sogar, wie man mir später sagte, eine tödliche  
30 Feindschaft, fußend auf grimmigem und unversöhnlichem Familienhaß. Wenn es wahr ist, was ich unmittelbar nach Frau Scheers Tod habe erzählen hören, nämlich, daß eine von ihren

Schwestern in den allerdürftigsten Verhältnissen gelebt habe, ohne die kleinste Unterstützung von der reichen Frau Scheer zu erhalten, ja, daß letztere sie sogar noch plagte und drückte, um gleichsam das schwesterliche Elend noch zu verhöhnen, wo daselbe sie völlig kalt ließ, so wirft das natürlich ein eigentümliches Licht auf meine Freundin, und ich fragte mich lebhaft, ob diese denn wirklich der Ruchlosigkeit und Unbarmherzigkeit fähig war. Ihre Verwandten schienen die schlechteste Meinung von ihr zu haben. Allerdings mußte ja doch da wohl im höchsten Maße der persönliche Haß mitspielen. Man versuchte mir Frau Scheer als eine schreckliche Schauspielerin darzustellen, deren Gemüt ganz erfüllt gewesen sei von unersättlichem Egoismus. Haß, Mißtrauen, Bosheit und Falschheit sollen der Zweck und der Sinn ihres verworfenen und verderblichen Lebens gewesen sein. Ich ließ mir dies alles sagen, ohne viel zu entgegnen, hatte jedoch dabei meine durchaus eigenen Gedanken, denn ich schaute die Leute, die mir die Arme völlig versuchten schlecht und schwarz zu machen, noch lange nicht für herzensreine und -gute Menschen an. <sup>415</sup> Hierbei tat es mir weh, daß Frau Scheer nun nicht einmal ein gutes Andenken mehr auf der Welt besaß, auf der sie so viel gestritten und erlitten hatte. Ich muß hier noch auf einen andern sonderbaren Umstand aufmerksam machen, denn ich darf nichts Wichtiges unerwähnt lassen, das meinen Gegenstand zu beleben und zu beleuchten imstande sein könnte. In Frau Scheers nächster Nachbarschaft wurde allgemein ein junges hübsches Mädchen, ein rechtes Gäschen übrigens, eines Polizeinspektors Töchterchen, als die Scheersche Erbin bezeichnet. Ich sah das Mädchen oft in der Wohnung, und ich muß sagen, daß mir das achtzehnjährige, ziemlich alberne Ding, das sich mit allerhand süßen Glücksillusionen erkühnte zu umgeben, keinen sehr vorteilhaften Eindruck machte. Wenn dieses Mädchens leichtgläubige Eltern sich leichtfertigen Hoffnungen mit noch leichtfertigerem Behagen hingegen haben, so sind sie auf eine sehr lehrreiche Art gänzlich ge-

täuscht worden. Von einem Buchstaben zugunsten des Fräulein Naseweis fand sich später nicht die Spur, und das hoffnungsreiche Jüngferchen erbt keinen Rappen. So sollte es allen denen gehen, die ihre Aussichten auf den Tod ihrer Mitmenschen zu gründen sich nicht schämen.

5

\* \* \*

Frau Scheer war von durchaus nicht unansehnlicher, etwas starker Figur. Sie ließ mitunter eine sehr gefällige und anmutige Haltung sehen. Im Sonntagsstaat sah sie ganz wie eine große und vornehme Dame aus. Aber ich sah sie einige Male auf der Straße, wie sie von ihren Häusern zurückkam, und da erschreckte mich jedesmal ihr leidvolles, nach der Seite hingeknicktes Aussehen. Ihr müder, schleppender Gang sagte mit trauriger Deutlichkeit: „Ich sterbe bald.“ Ihre Augen schauten, während sie so einherging, in den Himmel. Bei Frauen merkt man oft ein solches Augen-zum-Himmel-Emporschlagen. Ein schreckliches Flehen um ein wenig Liebe drang dann und wann aus ihren Augen. Wenn sie heiter lächelte, hatte sie etwas Tief-Bezauberndes. Sie muß in ihrer Jugend die Lieblichkeit selbst gewesen sein. Sie selbst sagte einmal lächelnd, daß man sie, als sie ein Kind war, „Nesthäkchen“ genannt habe. Sie ist vielleicht in ihrem Innern immer eine träumerische Kleinstädterin geblieben. Armes Herz! Arme getäuschte Träumereien! Frau Scheer besaß sehr zierliche, kleine Füße. Ich sah oft in der Küche auf dem Küchenboden ihre netten kleinen engen Stiefelchen, die mich interessierten, weil sie mir die Lebensgeschichte der Frau Scheer schienen erzählen zu wollen. Die fanatische Liebe zum Geld, die seltsame leidenschaftliche Freude am Erwerb desselben, die in dieser Frau wohnten, scheinen mir eine echte Kleinstadteigentümlichkeit gewesen zu sein. In ihren jüngeren Jahren reiste sie zusammen mit ihrem Mann einmal nach der Schweiz, für deren Schönheiten sie im Alter noch auf reizende Art zu schwärmen verstand. Sie sah Luzern und war

10

15

20

25

30



auf dem Rigi. Aus einer flüchtigen Bemerkung von ihr ging hervor, daß sie ehemals eifrig Rad fuhr. Ich gestehe, daß das Kleinigkeiten sind, aber sie sind mir teuer, und ich bin nicht imstande, mich kalt über diese kleinen Nebensachen hinwegzusetzen. Auch sehe ich  
5 eigentlich nichts als nebensächlich an. Frau Scheer hatte die Güte, mich aufzufordern, ungezwungen in ihrer ganzen Wohnung umherzugehen, als wenn die Wohnung mir gehöre, und ich machte natürlich gern Gebrauch von einer so freundlichen Freiheit. Die Wohnung enthielt weiter nichts Sehenswertes. Im Arbeitszimmer  
10 der Frau lagen stets Haufen von Geschäftspapieren, die der Erledigung harften. Die Küche war sichtlich unsauber, der Salon strotzte von Unordnung und Staub. Frau Scheer besaß keine rechte Häuslichkeit, sie, die Eigentümerin von fünfzehn Häusern war. Wie oft sie seufzte! Es war mir manchmal, wenn ich sie so  
15 sah, als müsse ich sie jetzt sehen unter der Arbeitslast, die sie trug, zusammenbrechen.

\* \* \*

Wie ich mich erinnere, standen wir beide einmal des Nachts im Gespräch unter der Türe meines Zimmers. Es war das erste Mal nach  
20 nun schon ziemlich langer Zeit, daß ich länger und freundschaftlicher mit ihr redete. Sie horchte mir mit stiller, schöner und sehr zarter Aufmerksamkeit zu. Meine Gesprächigkeit schien ihr die größte Freude zu bereiten. Auch sie redete. Frau Scheer sprach stets mit einer bewundernswerten Leichtigkeit. „Wie sind Sie“, sprach  
25 sie, „bis jetzt, wo wir doch nun schon so lang zusammenwohnen, immer so kalt, so steif, so zurückhaltend gewesen. Das hat mir oft weh getan, aber um so mehr freut mich nun Ihre angenehme freundliche Vertraulichkeit. Immer sind Sie so allein Ihres Weges gegangen, haben mich kaum eines Grußes oder Blickes gewürdigt,  
30 das hat mich schmerzlich berührt. Und Sie können doch, wie ich jetzt sehe und höre, so liebenswürdig sein. Ich dachte manchmal,

weil Sie mir einmal gesagt haben, daß Sie die einsamen Spaziergänge lieben und viel in den Wald gehen, Sie könnten im Sinne haben, sich ein Leid anzutun, oder es könnte Ihnen dort im Wald etwas Unglückseliges begegnen. Zum Glück sehe ich Sie gesund vor mir, und das freut mich.“ – „Verzeihen Sie mir, wenn ich je unartig gewesen bin,“ sagte ich. – Sie erwiderte mit offensichtlicher Lieblichkeit: „Das hat nichts zu sagen.“ Sie stand mit so rührend schöner, jugendfrischer Leichtigkeit da, und ich machte mir im stillen wegen meines bisherigen Betragens Vorwürfe. Ich gab ihr die Hand, um ihr anzudeuten, daß ich die Freundlichkeit und Zutraulichkeit des Augenblickes als etwas Menschlich-Schönes zu würdigen wisse, und sie drückte mir die Hand mit lebhaftem Vergnügen. Das war eine eigentümliche Stunde voll einfacher und starker Wärme; sie wird mir immer im Gedächtnis bleiben.

\* \* \*

Da ich mich selber aus Mangel an regelrechter Beschäftigung vielfach müßig, hingegen Frau Scheer mit Arbeit überladen sah, so bot ich mich ihr bei guter Gelegenheit an, ihr bei ihren zahlreichen Geschäften behilflich zu sein, und sie zögerte keinen Moment, in mein Anerbieten einzuwilligen. Wie schön ist es und wie wohl tut es, einem Menschen, der der Hilfe bedarf, zu helfen. Es freut mich heute, wo das alles längst vorüber ist, tief, daß ich aus Gleichgültigkeit, Kälte und Unanteilnahme dann doch beizeiten noch herausgetreten und in einen guten, teilnahmevollen Verkehr mit der Frau gekommen bin. Es kam mir vor, als werde ich dadurch selber wieder viel jünger. Ich schrieb Briefe, besorgte dieses und jenes, empfing, wenn Frau Scheer abwesend war, begehrliche und dringliche Leute, nahm Zahlungen in Empfang, für die ich schönstens und bestens dankend quittierte, stellte Verträge aus, lief und spazierte als Abgesandter und geheimer Sekretär, als

1 Sie mir] sie mir *Rblde*

Bote und Kommissionär und Vertrauensperson da- und dorthin, in alle möglichen Institute und Häuser, wobei mir die genaue Ortskenntnis, die ich mir auf früheren, vergnüglichen Spaziergängen schon erworben hatte, wesentlich zustatten kam. Ich visitierte als pünktlicher und getreulicher Scheerscher Angestellter Neubauten, wobei es mir beliebte, die strengste und unerbittlichste Amts- und Geschäftsmiene gegenüber Handwerker- und Handlangervolk aufzusetzen, um mir bei Leuten, die nicht gern Respekt zollen, dennoch den höchsten Respekt zu verschaffen; hatte den Kopf voller Grundstücke, Mietsverträge, Hypotheken, Liegenschaften, Gebäulichkeiten und war der reinste Inspektor, Kontrolleur und Verwalter. Ich sah mich oft mit einer verfügbaren Barschaft von Zwanzig- und Dreißigtausend in der Tasche durch die volkreichen Gassen und Straßen gehen und schlendern, und manch ein vorsichtiger Bankbeamter stutzte zuerst ein wenig, ehe er mir hohe und beängstigende Gelder ausbezahlte, indem er sich wohl fragen mochte, wie denn eine reiche Frau dem Subjekt so großes Vertrauen zu schenken sich erlauben konnte. Kam ich heim, so erhielt ich stets ein rührend schönes dankbares Lächeln zur Belohnung für die eifrigen, ehrlichen und aufrichtigen Dienstleistungen. Weiß Gott, mir machte und macht überhaupt derartiger Dienst einen hohen, freudigen Spaß.

\* \* \*

An Aufmerksamkeit ihrerseits ließ es Frau Scheer insofern keineswegs fehlen, als sie keinerlei Mietzins von mir annahm. So wohnte ich mietefrei; auch machte sich die Frau eine Freude daraus, daß sie in der freien Zeit für mich kochte. Ich ließ sie in dieser Hinsicht, wie man denken kann, gern gewähren. Erstens stand es mit meinen eigenen Geschäften, wie ich bereits betont habe, schlecht, und zweitens sah ich mit den Augen und noch mit der Nase und merkte im großen und ganzen zu deutlich, mit wieviel wahren Frauenvergnügen eine Frau auf den Markt lief, um grüne und an-

dere Sachen einzukaufen und sich derart als schaffende und sorgende Hausfrau zu fühlen. Es kränkte sie, wenn ich wenig aß, und es würde sie todunglücklich gemacht haben, wenn ich garnichts hätte essen wollen. Ich finde, daß sich ein Mensch zuzeiten auch einmal Güte und Freigebigkeit muß gefallen lassen, muß man sich ja zu anderen Zeiten auch das Gegenteil gefallen lassen. Wenn ich sonst alles weitere Gute, was mir Frau Scheer zu schenken bereit war, ziemlich rauh ablehnte, so sagte sie: „Sie sind ein Böser,“ und war unzufrieden. Die arme Frau, sie träumte! Sie vergaß, wer sie sei. Sie vergaß ihre traurige unschöne Existenz, ihre Gebrechlichkeit und ihr wehmütiges Alter. Sie vergaß die Unerbittlichkeit der Welt, und wenn irgend etwas sie wieder daran erinnerte, so kamen ihr sogleich Tränen in die Augen. Sie schwärmte, als sei sie Zwanzig, und wenn sie dann an ihr Alter und an all das Böse dieser Welt erinnert wurde, so machte sie unwillkürlich ein böses Gesicht, das Gesicht der bösen, geldgierigen Frau Scheer. Es ging mit ihr ja doch zu Ende, und es muß mir niemand sagen wollen, daß Schlachtfelder und sonstige Schrecknisse schrecklicher und erschreckender seien als eines jeden beliebigen Menschen Ende. Enden ist an sich grausam, und jedes Menschenleben ist ein Heldenleben, und Sterben ist überall und bei welcher Gelegenheit es auch sei, gleich trostlos, grausam und traurig, und jeder Mensch hat sich auf das Ärmste und Schlimmste gefaßt zu machen, und jede Stube, wo ein Toter liegt, ist eine tragische Stube, und in keinem Menschenleben fehlte je die erhabene Tragödie.

\* \* \*

„Ich möchte so gern neu geboren werden, ganz neu anfangen wieder zu leben, ganz klein und jung sein, um von neuem wieder mit dem Leben zu beginnen, aber dann möchte ich ganz anders leben. Dann möchte ich eine unscheinbare arme Frau sein, möchte gut und sanft sein und meine Mitmenschen lieben, um von ihnen wieder geliebt und gern gesehen zu werden. Und meine Lebens-

freude sollte nicht von solch trauriger Art sein. Von ganz, ganz  
anderer Art sollte sie sein. Mein Gott, wie sterbe ich ungerne, weil  
ich noch so gern bessere Wege gehen möchte. Nicht wahr, Sie be-  
greifen, Sie achten mich ein wenig, und Sie haben mich ein we-  
5 nig lieb. Alle Leute verachten und hassen mich, verhöhnen mich  
und wünschen mir Schlechtes. Mein großer Reichtum! Was soll  
ich jetzt damit anfangen, welchen guten Trost gewährt er mir? Ich  
möchte Ihnen eine Million geben! Aber was gebe ich Ihnen damit?  
Ich möchte Ihnen viel, viel mehr geben. Ich möchte Sie glücklich  
10 machen, aber ich sehe nicht ein, womit. Ich habe Sie sehr lieb, und  
das genügt Ihnen vielleicht, denn ich habe es längst bemerkt, daß  
Sie ein genügsamer Mensch sind. Ihnen macht nicht der Besitz  
Freude. Auch haben Sie Ehre, und Sie hüten sie auf das empfind-  
lichste. So lassen Sie mich Ihnen wenigstens sagen, daß Ihre Ge-  
15 genwart mir eine große Freude ist. Ich danke Ihnen, daß Sie je und  
je mit mir ein wenig haben verkehren mögen und daß Sie dann  
und wann freundlich zu mir gewesen sind.“ So sprach sie an einem  
Abend in ihrem Zimmer zu mir. Ich wußte nicht viel darauf zu  
erwidern und lenkte das Gespräch auf andere Dinge.

20

\* \* \*

Ich erinnere mich noch einer Silvesternacht, wo ich mit Frau  
Scheer zusammen am offenen Fenster stand. Alles draußen war  
in dichten Nebel gehüllt. Wir lauschten auf die Neujahrglocken.  
Im darauffolgenden Herbst erkrankte sie und die Ärzte rieten ihr  
25 eine Operation an. Sie hatte sich zu entschließen, und sie ging  
in die Klinik, von wo sie nicht mehr zurückkehrte. Ein Testament  
hinterließ sie nicht. Alles Suchen nach einem solchen war vergeb-  
lich. In das Vermögen teilten sich die Verwandten. Was mich be-  
trifft, so reiste ich bald darauf ab. Es drängte mich, meine ferne  
30 Heimat wiederzusehen, deren Anblick ich lange Jahre hatte ver-  
missen müssen.

Die Rheinlande, Jg. 16, Bd. 26, H. 1, Januar 1916, S. 1–[32]

Wilhelm Steinhausen, *Landschaft am Neuenburger See* [Kunstbeilage, Dreifarbendruck, unpag.]

W. [Wilhelm] Schäfer, *Wilhelm Steinhausen zum siebzigsten Geburtstag* [Mit 4 Kunstbeilagen], 1–[12]

H. [Heinrich] de Fries, *Versuch einer Analyse der Linienstile (Gotik und Rokoko)*, 13–21

Hermann Hesse, *Es war einmal*, 21–23

Josef Oswald, *Der Dichter der Geharnischten Sonette* [Über Friedrich Rückert, Geharnischte Sonette], 23–25

Dr. Ernst Bacmeister, *Der Heilige als Soldat*, 25–26

Robert Walser, *Naturschilderung*, 27–31

Robert Walter\*, *Drei Gedichte*, 31–[32]

[Notizen]

M.....g, *Das Auge*, [32]

\* Zu Robert Walter vgl. das *Editorische Nachwort* zu KWA III 1, S. 322–323.

Ich war dabei innig ergriffen und so seltsam bewegt, wie ich es  
 mir heute kaum noch zu erklären vermag. Ich erinnere mich,  
 5 eines Abends ein entzückendes Abendrot über hohen grünen  
 Sommerbäumen gesehen zu haben. Alles war still, groß, fein und  
 kühn, das war übrigens schon später, und hier möchte ich eigent-  
 lich von Früherem reden. Frühes und Spätes, Längstvergangenes  
 und Jetziges, Halbschonvergessenes und Deutlich-Gegenwärti-  
 10 ges schwimmen und schimmern mir ineinander über, wogen  
 wie blitzende Lichter durcheinander, fallen wie schöne schwere  
 Wellen zusammen. Doch ich liebe dieses eigentümliche Zittern,  
 dieses Blenden. Ich bin ein erklärter Freund des Ungewissen, des  
 Undeutlichen, des Nebelhaften, wo alles Gegenständliche ver-  
 15 geistigt, verfeinert aus allem Sonstigen, aus allem andern hervor-  
 tritt. Ich liebe es, wenn es um den Geist und ums Herz dunkel ist,  
 daß man sich recht im Geist, in der Phantasie und im Herzen an-  
 strengen muß, um halb verloren gegangene liebe Dinge, Schön-  
 heiten, Kostbarkeiten wiederzufinden. Suchen, spüren, spähen,  
 20 horchen und lauschen ist so schön. Also das schöne Abendrot!  
 Einmal sah ich auch eine blühend rote Abendwolke über einem  
 Garten voll blühender Rosen und Lilien. Wie sind die bäurischen  
 Gärten schön im Sommer, so üppig voll von kraftvoller, mitunter  
 gar wilder und phantastischer Schönheit, daß sich die Seele nach  
 25 einem Indien oder nach einer Südseeinsel versetzt fühlt. Eine  
 prächtig gekleidete, gesunde, reiche Bauersfrau in ihren üppigen  
 Gewändern hat mit einem ländlichen Garten Ähnlichkeit. Wie  
 verblaßt, verschwindet da alles Städtische oder gar Großstädti-  
 sche. Auf dem Land ist alles weich, reich und voll, in der Stadt  
 30 ist alles mager, hart und arm. Was sind Blumen in der Stadt? Blu-

Vgl. *Seeland*, 1919, S. [71]–98 (unter dem Titel „Naturstudie“) [KWA I 11, S. 57–78].

men müssen gesehen sein, wie sie im ländlichen Garten mitten in all der sonstigen Pflanzenpracht, mitten im Grün, in frischer gesunder Luft stehen, bestrahlt von der Sonne, umschmeichelt von wohlwollenden zarten Winden, in der Freiheit! Wie ich sehe, bin ich im besten Zug, mich zu verirren, vom wahren Gegenstand abzuweichen. Ich will daher dorthin zurückkehren, wo ich abge-  
bogen bin, damit ich auf dem rechten Weg weitergehen kann. 5

\* \* \*

Bei allem dem war ich, wie ich glaube, vielleicht weniger in irgend-einer schwärmerischen Begeisterung, als weit mehr nur in einer starken Aufmerksamkeit, welche ein Zustand ist, den ich höher schätze als den der Benommenheit, wo das Gefühl alles exakte, bestimmte Beobachten, alles Einprägen, alles Denken mit seinem Überfließen leicht hinwegschwemmt. Wie ich noch sehr genau weiß, war ich den Dingen gegenüber mehr kühl als warm, mehr mißtrauisch als sorgenlos. – Indessen zog mich doch die Wärme bald mit, und eine große, tiefe Freude vermochte mich da und dort hinzureißen und sich aller meiner Überlegungen zu bemächtigen. Ich habe bereits von einer Zärtlichkeit gesprochen, mit welcher ich rings um mich her in die dunklen und hellen Gegenden blickte. Ein Empfinden des Dankes rührte mich. Sonderbares, Wunderbares tastete mich an. Ich stand plötzlich wie angewurzelt vor einer Erstaunlichkeit da, die sich hoch vor mir aufbäumte. Ich hatte mit allerlei Einbildungen, konfusen Gedanken, kleinen wilden Einfällen zu kämpfen. Ich ging und stand still, ging wieder und blieb dann wieder auf dem Fleck stillstehen, indem ich mich nach allen Seiten sorgsam umschaute, als sei ich ein Soldat auf der Wache. Ein Strom des Außerordentlichen floß auf meine Augen zu. Es war, wie gesagt, früh im Jahr. Ich sah in den Gärten und auf den felsigen Abhängen Feuer lodern, und es ist 30

6 zurückkehren] zuückkehren *Rblde*



mir unvergeßlich geblieben, wie die Flammen in die feuchte und dunkle Frühjahrsluft hineinzüngelten. Die Farben machten auf mein schauendes und denkendes Gemüt einen tiefen Eindruck. Allerlei sonderbare und merkwürdige Farben vermischten sich  
5 mit ebensolchen Lebenserinnerungen. Ich trat wie gebannt umher, war wie verzaubert, gleich dem Prinzen im Märchen, wiewohl ich sonst mit irgendeinem Prinzen natürlicherweise nicht das geringste zu tun habe. Aber die Märchenprinzen haben ja ihrerseits mit wirklichen Prinzen auch nichts zu tun. Der Prinz im Märchen  
10 ist Mensch, ist der Mensch, der sucht und sucht. – So suchte auch ich, so ging auch ich suchend nach Erdeneigentümlichkeiten umher, und das Suchen bereitete mir das größere Vergnügen als das Finden. Der Suchende freut sich im voraus aufs Finden; der aber, der etwas gefunden hat, muß sich nun auf neuerliches Suchen vor-  
15 bereiten.

\* \* \*

Indem ich da und dort, an dieser und an jener Stelle, wie unter einem Zauberbann stillstand und das schöne Land mit großen und erstaunten Augen still und lang und sorgfältig anschaute, ge-  
20 schah das Sonderbare, daß es nun auch mich mit allen seinen Eigentümlichkeiten groß und still und lang und erstaunt anschaute. Das Betrachten und sorgfältige Prüfen und die damit verbundene stille Aufmerksamkeit, das andauerliche eingehende Forschen und die damit verknüpfte Staunenswürdigkeit, mit einem Wort,  
25 das Staunen, das Große, das Stille, das Fragliche und Bedenkliche schienen gegenseitig geworden. Das Land und all sein Schönes bekam Augen, mit denen es mich höchst nachdenklich und höchst beharrlich zu betrachten schien, womit ich durchaus zufrieden war. Der Wald schien mir voll von wunderbaren Phantasie-  
30 gestalten. Es duftete und tönte so eigentümlich. Tönen und Duf-ten gingen in entzückender Harmonie leise durcheinander, derart, daß der Abendglanz zu singen und daß der Ton seine eige-

ne Farbe bekommen zu haben schien. Ein altes Landhaus stand still und geheimnisvoll in sich selbst versteckt am dunklen Waldrand da. Die Waldvögel sangen mit bezauberndem, urwelthaftem Schmelz, mit so süßem Weh und mit so liebedurstiger, voller und üppiger Klage. Freude und Weh gingen als Gestalten freundlich durch den stillen, grünen, weichen Wald. Es tönte hier nach einem Vergnügen und dort nach einem unendlichen Verzagen, und das Schönste war noch, wie alles Tönen aus dem Munde der Dunkelheit selbst herauszudringen schien, wie wenn die kleinen lieben Waldvögel den ungeheuren Schmerz der Welt, alles von jeher dagewesene, unbegreifliche und unfaßbare Ungeheure dieses sonderbaren, wehmutterfüllten Daseins versinnlichten und verständlich machten. Ich lauschte, war ganz nur noch Lauschen. Und in mein Lauschen hinab fiel von den Gipfeln der ersten Waldbäume das wunderbare Meeresrauschen, das in Wäldern vernehmlich ist. Und indem ich lauschte, hatten auch die Augen schon wieder etwas Neues, zwar Altbekanntes, doch auch wieder zugleich gänzlich Fremdartiges und Niegesehenes zu sehen. Die Bäume glichen bald feierlichen, bald drolligen Traumgestalten, die schlanken Tannen winkten mir mit ihren langen, edlen Ästen bedeutsam zu. Alles war still, und doch schien sich alles zu bewegen, rundherum zu gleiten, in die Höhe zu steigen und in eine unausmeßbare fabelhafte Tiefe zu sinken. Mir war unsagbar wohl zumute. – Ein Haus mit drei grünen Fensterläden schaute von draußen her still in den Wald hinein, als seien die Fenster seine Augen, und als sei es selbst ein bedächtig ausschauendes Gesicht, das voller guter, ehrlicher Verwunderung um sich blickt. Später kam ich zu den Wiesen – ihr Grün war so tief. Hier hatte jeder Baum, jedes Gestrüpp, jeder Strauch seine liebliche, redliche Eigenart. Die Obstbäume standen fest, trotzig und lustig da. Ich hätte zu ihnen sagen mögen: „Ihr seid noch ehrliche Kerle“. So treuherzig, so kernig, so urwüchsig, wiewohl letzteres Wort viel-

leicht ein wenig abgenutzt und verbraucht ist und darum nicht mehr so viel spricht als es wollte.

\* \* \*

Tag und Nacht, Morgen und Abend hatten einen ungetrübten, unverwaschenen Ausdruck, schauten jedes mich mit seiner eigentümlichen reinen Farbe wie mit natürlich-klaren und schönen Augen an. Was mir besonders angenehm auffiel, war, daß alles Vorhandene seine wesentliche saubere Färbung besaß, der Stein die seine, das Holz der Baumstämme die seine, der Erdboden die seine, die Blätter und Nadeln die ihre – alles war von satter, edler, voller Klarheit; jede Mauer sprach und stach von anderen Dingen ab als Mauer, jeder Baum stand rein und unbenommen als solcher da, war er selbst, diente niemandem als ihm selber, war keinem Park- oder sonstigen Zweck unterworfen, und so wars mit allem andern. Die Stämme strotzten von Frische, Gesundheit und Freiheit, nahmen einen breiten, behaglichen Platz ein, dehnten und reckten ihre Zweige und Äste weit in der prächtigen, glänzenden Luft aus, daß es eine Freude war zu sehen, wie üppig, frech und frei sie sich entfalten durften, wie sie ungestört und ungeplagt wachsen konnten. Jeder Gegenstand, jede Erscheinung stand fest und doch in schöner Weichheit, weich, weil frei, mit allen seinen Eigenheiten und Spuren und Zeichen von Wunderlichkeit und Keckheit fröhlich da, hinderte nicht und war selbst nicht gehemmt und behindert, und in all die breite, helle, wohlige Freiheit hinab und hinein schlich ein heiteres, reizendes, farbdurchtränktes Himmelslicht, denn der Himmel war der große und gute Freund aller dieser wachsenden, gedeihlichen Dinge. Wo bin ich denn jetzt wieder? Ich glaube sehr, daß ich nötig habe, meine Gedanken wieder ein wenig zu ordnen und die zerstreuten Geister, die über alles rasch sich ausbreiten wollen, zu sammeln.

\* \* \*

Von himmlischer Schönheit, Reinheit und Frische war das Früh-  
lingsgrün. Ich glaube bestimmt, daß ich nie in meinem Leben  
etwas so Schönes gesehen habe. Die jungen grünen Blätter hin-  
gen von den hohen Kastanienbäumen wie eine Art Fleisch her-  
unter. Ich werde es wohl schwer beschreiben können; indessen, 5  
wenn ich nur mit der sanften vorsichtigen Feder mit einiger Ge-  
schicklichkeit über all das Schöne leicht hinüberfahre, so will ich  
schon froh sein und es mir nachher wieder wohl sein lassen. Das  
Grün besaß einen wunderbaren Zauberklang von Jugend. – Ro-  
sige Mädchenwangen und -lippen haben etwas von solch einem 10  
göttlichen Reiz, der so sehr Seele als Fleisch, so sehr Gedanke als  
Musik, so sehr Geist als Körper ist. Wie eine fröhliche, zärtliche  
Mozartmusik hing und schwebte und schimmerte es in den Bäu-  
men. Das Grün brach überall hervor, gab überall den schönsten  
und besten Ton an, herrschte überall, hing die Felswand jugend- 15  
lich-mutwillig herunter, wie graziöse Locken über einer Stirne,  
stürzte herab und kletterte andern Ortes hoch empor. Die Sträu-  
cher besaßen vielleicht das schönste, hellste, feurigste, flam-  
mendste Grün, und hinein in dieses liebe Grün floß wieder ein  
anderes Entzückendes, eine andere wunderbare Melodie, eine 20  
andere entzückende Farbe; ein Entzückendes floß und strömte  
so in das andere, daß beides aneinander hing wie Lippen, die ein-  
ander innig küssen, wie Augen, die einander liebevoll anschauen.  
Ich meine, daß in diese Wonne von Grün eine Wonne von Blau  
floß, und daß beides Wonniges und Göttliches gegenseitig viel- 25  
leicht noch streitete, welches das Schönere sei, welches vom  
Himmlischen mehr habe als das andere. Ein blühender Strauch  
ist ebenso himmlisch wie der blaue Himmel. Die Erde ist ebenso  
göttlich wie alles Göttliche. Alles, alles ist göttlich, alles ist  
durchgöttlicht. Ich muß wieder hervorheben, daß ich, indem ich 30  
so herumging, mir Mühe gab, alles so kühl und so fest wie mög-  
lich zu betrachten, und mir alles Gute und Schöne eindringlich  
in den Kopf einzuprägen. Das junge Grün erschien mir als ein

grünes Brennen, als ein süßes, jugendliches Begehren, als ein Feuer und Flammenlodern. Und wieder loderte auch das Blau, derart, daß ich zweierlei Feuer lodern sah. Ein Blühen wars und zugleich ein Glühen. Es glühte grün aus allen kleinen Zweigen  
5 und glühte blau über alle Berge, über die ganze Erde hinweg. Der See in der Nähe hatte einen Anstrich von feurig, von glühendblauem Porzellan. Er glich einem geschliffenen blauen Edelstein und ein himmlischer wilder Wind wehte wie eine weiße Gottgestalt darüber. Der blaue See war weiß durchadert von Schauerlinien  
10 von einem Ufer ans andere. Das Wasser glich einer blauen Glut, und der lebhaft junge Wind setzte diese blaue Glut in wellige Bewegung, und durch den blauen Himmel zogen weiße Wolken wie Jünglinge mit edlen königlichen Gesten, und es ging eine stürmisch-göttliche Bewegung, eine herrliche, liebende Wildheit, ein Stürmen und Drängen, ein blaues, weißes, goldenes Fluten über den gesamten ersichtlichen Raum, von einem reizenden  
15 Horizont zum andern, vom Himmel zur Erde, von Luft zu Luft, von Umfang zu Umfang, daß es einem entzückenden Austoben glich, als wolle eine Welt vor Freude über ihre Schönheit all ihren  
20 Halt verlieren und in ihre eigene Pracht zusammensinken, um dann in müden traurigen Trümmerstücken umherzuliegen.

\* \* \*

Vielmals regnete es in wohligen, warmen, dichten Schauern, hörte auf zu regnen, fing von neuem an, einen halben Tag lang. Nach  
25 dem Regen war alles so naß und durchsichtig, die Luft so weich, die Aussicht so klar, das Bild so voll und üppig, alle Farben so süß, so rein, alles so tonreich, so widerschallend, daß die Geräusche so hell und froh durch die weite feuchte Welt hallten: Das Rollen der nahen Eisenbahn, der Pfiff, das Knallen der Peitschen, das Sausen, das Schreien und von da- und dorthier vereinzelte Rufe, die Welt so hoch, die Wolken dann so schön, das Blau so glücklich, so freudig, so freundlich, und die Häuser im Freien so glänzend,

so sauber, alles umglänzt von Zaubergranz und Zauberlichtern. Einmal stand ich, als es in weichen unaufhörlichen Strömen regnete, im Wald unter einer Tanne, ging später fort und kam in ein wunderbares Vogeljubiliereu und in einen feuchten Abendsonnenglanz hinein, worin alles froh und doch unsagbar nachdenklich war. Das reine Sein war mir ein Glück, für das ich keine Worte, keinen Gedanken fand. Ich mochte mich nur mit den stummen Bäumen vergleichen, die doch auch sind, ohne zu denken, daß sie leben, und wie sies tun, die im Wald stehen und so den Wald bilden, ohne daß sie sich eine Rechenschaft darüber abverlangen, die wachsen, ohne daß sie sich freuen oder grämen müssen, die leben, ohne daß sie sich über das Leben Gedanken machen und vielerlei Fragen vorlegen, wie es die bald übermütigen und bald niedergeschlagenen armen Menschen tun. Ich vergaß den Menschen in mir und alle anderen Menschen, trieb, strich so herum, schlenderte so, mochte nichts denken, aber das Gedankenvolle kam von selber. „Arme verlorene Erde“ murmelte ich für mich hin. Das Wort war mir wie von selber in den Sinn und von da über die Lippen gekommen. Ein anderes Mal schlich ich durch dichtes, dorniges, nasses, grünes Gestrüpp, bis ich bis auf die Haut naß geworden war. Solche stillen Gänge hatten viel Anziehendes, viel Heimliches, viel Freudiges und Ermutigendes. Eines Abends lief ich von einer entferneren Ortschaft auf der Landstraße nach Hause, so rasch wie ich vermochte. Große drohende Wolken flogen wild über mir am dunklen Himmel daher. Staub auf der Straße und vereinzelte schwere Regentropfen, der Sturm fegte über den See. Das hatte eine besondere Art von Schönheit. Ich lief und ging mit dem Sturm, mit dem aufziehenden Ungewitter. In der Nächtlichkeit vermochte ich das Weiß der Kirschblüten zu sehen. Die Erde roch stark, der Himmel war tief bis fast auf das Land herniedergesunken. Alles war von einem dampfenden Rauch umzogen. Auf einem Berg in weiter Ferne strahlte ein mächtiges Feuer. Es donnerte und blitzte. Es war ein Wühlen, ein leises Toben und

ein dumpfes Krachen in der Natur. Rechtzeitig langte ich noch vor dem Ausbruch des Gewitters zu Hause an. Meine Wohnung war dicht neben einem dicken alten Turm gelegen und hatte daher etwas Dumpfes, Gedrücktes. Das Bett war feucht, die Stube voll  
5 zarter geschichtlicher Melancholie.

\* \* \*

Ich vermag nicht auszudrücken und erkläre mich unfähig, zu sagen und zu schildern, wie schön es an hellen, sonnigen, warmen Vormittagen über der Stadt auf dem Berg war, wo die grünen Früh-  
10 lingswiesen wie Gedichte anmuteten, alles im süßesten Sonnenschimmer so still, so eigens für ein heiteres Spazieren ausgebreitet dalag, Wonnen und Bezauberungen und Seligkeiten umherhauchten und -dufteten, wo, wenn ich mich recht noch zu erinnern vermag, die Erde unten in der Tiefe so jung und klein, so  
15 kindheithaft und doch so bedeutend, gut und groß und schimmernd weit, blitzend reich und gewaltig, übervoll an Reichtum und schöner fetter Landschaft, mit Flüssen, Wäldern und Feldern und lieben runden Waldhügeln, mit lieblichen warmen Dorfschaften, zerstreuten freien Ansiedelungen, Fabriken und freundlichen  
20 sonstigen Belebungen, gleich einem reichen kunstvollen Perserteppich, gleich einem schönen, holdseligen Unglaublichen, gleich einem Kindertraum und Herzenstraum sich in alle sonnig-blauen und -grünen Fernen ergoß und ausdehnte. – Ich kanns vielleicht sagen, aber ich sage es sicher nur schwach, stümperhaft und ungenügend. Ich ging mit einer Frau, die ich viele Jahre lang nicht mehr  
25 gesehen hatte, zu der es mich nun wieder mit bestimmter Gewalt hingezogen hatte, freundlich Seite an Seite, auf so wundervollen, hellen, weißen Felsenwegen, wie man sie sich für ein stilles langsames Gehen nicht schöner denken kann, neben Landhäusern und  
30 Lusthäuschen vorbei, die in Laubbäumen und Tannen verborgen standen, den Berg in den Wald hinauf. Von Zeit zu Zeit forschte ich in dem schönen aber kalten Gesicht meiner Begleiterin oder

besser der Frau, in deren Begleitung ich ging, nach einem Zug von  
Freundlichkeit, aber ich entdeckte nichts darin von einer Teilnah-  
me am Zauberspiel der göttlichen Natur. Das Gesicht blieb kalt  
und düster, fast böse. Mit gleichgültiger Anmut schritt sie neben  
mir dahin, und auf alles, was ich sagte, gab sie nur mißmutigen und  
übellaunigen Bescheid. „Sie grollen, Sie zürnen mir,“ wagte ich zu  
sagen. „Machen Sie sich etwas daraus? Ich glaube das nicht, denn  
ich glaube, daß Sie mich längst vergessen haben. Zufällig kommen  
Sie so. Nun ja! Man geht zusammen spazieren. Aber das tut man  
mechanisch. Man denkt nichts, fühlt nichts dabei. Ist mit seinen  
Gedanken anderswo. Ich bin nicht überzeugt, daß Sie ein treuer  
Mensch sind. Ich zürne Ihnen nicht. Ich kann Leuten, die mir  
gleichgültig sind, nicht grollen.“ So sprach sie. Ihr Gesicht blieb  
unberührt, unbewegt. Ich faßte ihre Hand an. „Seltsam,“ murmelte  
ich im stillen zu mir selbst, „das wird ja beinahe ein Roman.“ Laut  
sagte ich: „Ist es wahr? Bin ich Ihnen gleichgültig?“ Sie trotzte,  
machte ihr finsternes zürnendes Gesicht noch immer, schaute vor  
sich hin, aber in ihren großen, blauen, zornigen Augen war etwas  
wie eine Träne zu bemerken. Ihr feiner stolzer Mund, der eine wah-  
re Ablagerungsstelle für kalte Weltverachtung war, verzog sich zu  
einem leichten bitteren Lächeln. „Wie schön ist es heute,“ sagte ich,  
„o wie schön ist die Wärme.“ Sie erwiderte nichts darauf, und still  
verfolgten wir unsern Weg weiter. Ich behielt ihre schmale kühle  
Hand in der meinen. „Warum sind Sie so hart?“ fragte ich sie nach  
einer Weile. „Und Sie, warum lügen Sie?“ gab sie zur Antwort. Ich  
ließ daraufhin ihre Hand fahren. „Vorbei!“ beschloß ich bei mir.  
Das Spiel war verfehlt. Wir gingen nach Hause. „Sagen Sie, kom-  
men Sie morgen zu mir?“ machte sie. Ich wußte, was ich zu entgeg-  
nen hatte und antwortete: „Ich werde weder morgen noch über-  
haupt je Zeit finden, zu Ihnen zu kommen. Andere Dinge nehmen  
mich zu sehr in Anspruch.“ Mit diesen Worten ging ich. Es zerriß  
ihr das Herz. Doch mir auch.

\* \* \*



Mit merklicher Unbedachtsamkeit bin ich da in einen gartenlaubenhaften Romanhandel hineingeglitten. Ich muß, offen gestanden, lachen darüber und darf nun ruhig vom Unwichtigen und Nebensächlichen zum Wichtigen, Bedeutenden und Hauptsächlichen zurückkehren. Ich könnte noch ein anderes kleines Liebes-  
5 Zwischenspiel erwähnen, aber ich will es unterlassen, denn das alles gehört hier, wie ich glaube, nicht recht zur Sache, deren Wesen die Natur ist. Zur Sache, zur Sache! Es ist so schön und so wohlthuend, fest und treu und ausharrlich eine bestimmte Sache  
10 zu behandeln, geradeaus zu schauen wie ein ehrlicher Kerl, sein gutes Ziel im Auge zu haben und eine einmalige runde Aufgabe zu verfolgen. „Seid doch fleißig und arbeitsam, stellt euch eine Aufgabe, Menschen,“ möchte ich ausrufen, „und so werdet ihr nicht nötig haben, Herzensangelegenheiten zu Wichtigkeiten  
15 aufzubauschen. Sie sind es in den meisten Fällen keineswegs. Aber das Tun ist wichtig.“ Ich könnte von einer Schauspielerin-Anfängerin berichten, wie sie in der Frühlings-Vormittagssonne an ihrem offenen Fenster im entzückenden weißen Morgenkleide stand und in die blaue Luft, in das Zwitschern und in das Treiben und Blühen und Grünen hinaus Desdemona-Verse rezitierte, und wie ich schlechter, schlichter Mensch unten in der Allee vorüberging und die junge angehende Künstlerin grüßte. Ich vermöchte ganz federleicht diese und jene nette pikante Episode elegant und mokant anzufügen. Aber will ich denn, du großer  
20 Gott, hier spötteln, witzeln und mokanteln? Spott und Witz sind ein Beizeiz, eine Nebensache, ein ungesunder Pfeffer, ein Gewürz, welches nicht nährt, sondern nur Durst und Hunger und verderbliches Gelüste weckt, verzehrenden unnatürlichen Appetit heraufbeschwört und den schnöden Begehrlichkeiten, schwarzen Wünschen, giftigen Begierden als Sklave dient. Ei doch, zum  
25 Kuckuck damit. Ich könnte mit Schwalbenleichtigkeit mit einer Champagner-Szene und Strumpfband-Angelegenheit graziös herbeifliegen. Dadurch würde ich aber jeden Leser und jede hol-

de, gute, liebe Leserin in ein ganz überflüssiges sittliches Entsetzen versetzen. Gott bewahre mich davor. Ich halte mich an das Gute, und zwar nicht deswegen, weil ich selber etwa gar so rechtschaffen wäre, nein, sondern deshalb, weil ich mich selber immer wieder ein wenig emporschwingen will, denn ich habe es nötig. 5 Warum muß ich denn jetzt so fröhlich herauslachen? Schäme ich mich denn wirklich nicht, so fröhlich zu sein?

\* \* \*

Ich schämte mich mitunter ein wenig, mich so herumstehen und -gehen, so herumstreichen und -schweifen zu sehen, wo ich Ärzte, 10 Buchbinder, Schneidermeister, Stadtpräsidenten, Advokaten, Redakteure, Bankangestellte und -Direktoren, Uhrmacher, Wegmeister, Gärtner, Jäger, Förster, Wäscherinnen, Bäuerinnen, Tramangestellte, Eisenbahner, Schalenmacher, Setzer, Goldarbeiter, Industrielle, Kaufleute und hohe Staatsbeamte ihre Beruflichkeiten 15 ausüben, ihren Obliegenheiten nachgehen und ihre Ämter versehen und bekleiden sah. Aber ich ging ja auch einer Art von beruflicher Pflicht und Obliegenheit fleißig nach, versah ebenfalls eine Art Amt und schaute zu meiner Sache wie irgendeiner. Das war alles so hübsch, so sonnig, so weit, so groß, so klein, so 20 reizend und so heimlich. „Reizendes zierliches Leben,“ sagte ich mehrmals still für mich. Ich war immer nachdenklich und doch immer merkwürdig froh. Ich saß oft am Seeufer auf einer grünen Bank, unter den Zweigen eines feinen Weidenbaumes, und phantasierte so vor mich hin. Der See war ein hellblitzendes Ge- 25 schmeide, bald ein frohes und blaues, bald ein dunkles und düsteres. Einmal stand ich auf dem Felsen über dem See, wo ein weißer Pavillon zierlich steht, schaute in die liebliche Tiefe mit großem Behagen hinunter. Der Himmel war mild und sanft erzürnt, so, als sei er zornig und gütig zugleich. Schatten und 30 Schauer flogen über den silbernen See. Es fing an zu regnen. Aber da und dort floß am Himmel noch göttlich schönes Blau, wie

Liebe, die nie ganz zu verschwinden vermag. Unten auf der Landstraße suchten Leute, die keine Regenschirme bei sich hatten, unter dem dichten Laub von einigen breiten Kastanienbäumen Schutz vor dem Rieseln und Rinnen. Es sah so drollig aus, wie die  
5 guten schönen Bäume den Leuten als Schirm dienten. Kein Tröpfchen vermochte durch die grüne eng aneinandergedrängte Pracht der breiten Blätter auf die Köpfe und Hüte und Kleider der Leute herabzudringen. Milde und gelinde donnerte es. Das Wasser strahlte in allen schönen warmen Farben. Himmlisch schön  
10 und zart bewegte sich das Gewitter am gelblich-dunklen Himmel. Fern sank der Berg mit entzückenden Linien in den See hinab, und auf dem weichen regnerischen See fuhren noch Gondeln und lagen still in der Mitte draußen Fischerboote mit dem seelenruhigen Fischer, der fleißig weiterangelte. Alles so warm und naß  
15 und groß und so voll Duft, Frische und Farben, so gesund und gut, und der nasse warme Himmelsglanz auf allen Gegenständen, auf allen Gestalten; der Himmel so gewaltig ernst; die Welt so leicht, lieblich und glücklich. Ist nicht das von Tränen schimmernde, blitzende Auge schöner als das trockene und tränenlose? Ist nicht eine Freude, auf welcher noch der Nachglanz eines vorübergegangenen Schmerzes liegt, schöner als jede andere Freude, reiner und freudiger? Freudevoller, freudeüberfließender? Und ist nicht das vom Unglück durchschwängerte, durchsättigte, durchdrungene Glück schöner und höher und reicher  
20 als das nie von Unglück und Ungemach heimgesuchte? Ist nicht ein weinender Zorn schöner als eine gemessene Gelassenheit? Ist nicht ein Sturm in seinem beweglichen Stürmen schöner als alle reifliche kühle Überlegung, als alles Gefaßte und Gleichmäßige? Ist nicht die Träne des Verzagens schöner als das bleiche farblose Lächeln des Triumphes? Ist nicht die tränenreiche Niederlage  
30 tausendmal schöner als der Sieg mit seiner wüsten Freude? Ist der Schimmer, der über einem Gegenstand liegt, nicht unendlich  
31 schöner als letzterer selber? Ist denn nicht der zürnende, grollen-

de, donnernde, strahlende Himmel schöner als die freche Erde, welche ohne ihren Himmel, der sie in Lüften aufrechthält, in ein Nichts zusammensinken und in ein Grauen voll Wertlosigkeit hinabstürzen müßte? Ist denn die Seele, die den Körper erst zum Körper macht, nicht schöner, und ist denn das Geistige, das die Körper in Bewegung setzt, nicht schöner? Ist denn Gott nicht immer und überall das Höchste und Schönste? 5

\* \* \*

Die Kindheitwelt, das Kindheitland, die frohe, lichte, helle, schöne Eltern-Erde, Gottes und der Menschen Welt, die Stadt- und Bauernhäuser, die Türme und die hohen glatten Felsen, die kleinen Wege und Pfade, die reizenden ehemaligen Kinder-verstecke zwischen wildem anmutigem Gestrüpp, die Büsche, Gräser, Pflanzen, Kräuter und blauen Blumen, die Blüten mit dem himmlischen Lächeln, der Feen-Blütenbaum, der Apfel-, Kirsch- und Pfirsich-Baum, die tiefsinnig-schönen Lilien mit der süßen Totenblässe, die üppige, göttlich-schöne Rose im dunkelgrünen Morgen- und Abend-Garten, des Morgens Helligkeit und junge frische Hoffnung, sein liebes Götterauge, und der Abend mit den glühend-schönen Wehmutrosen und mit den goldenen Gedankenwellen, mit dem Strom von Liebe und mit seinen Vögel-  
liedern voll Lebensabschiedszauber, sein dunkles Ahnen und Bängen, und die Schwäne auf dem stillen silbernen Wasser; die Nacht mit ihrem Mond und mit ihren schönen geheimnisvollen Sternen und des Halbmondes rätselhaftes Schwermutlächeln. Alles Bleiche und alles Frohe, Volle und Rote. Die rosigen Wolken über dem weißen abendlichen Geistersee und das Morgenrot am jungen Morgenhimmel. Regen, Wind und Sonne und die stille Mittagshitze. Wie dankbar sah ich alles an, wie froh war ich, daß ich alles anschauen konnte, wie glücklich pries ich mich, daß ich 30

20 glühend-schönen] glühend-|schönen *Rblde*

Augen hatte und Ohren hatte und Zeit hatte, zu schauen, zu hören, und daß ich ein Herz hatte, alles zu empfinden und zu fühlen. Die Blumen und grünen Blätter schauten mich wie mit Augen an und lächelten wie mit Lippen und frischen Wangen.

5 Ich war wenig zu Hause, immer draußen, immer nah beim geliebten Lebendigen. Die fleißige Kenntnis des Landes machte mir die Stadt schöner und umgekehrt die Stadt das Land. Eine Arbeit hilft der andern, ein Wissen dem andern, eine Liebe und Sorgfalt der andern. Es hängt ja alles so heiter, so eng, so warm und nah

10 zusammen. Des Abends und Mittags standen in den städtischen Wohnungen alle Fenster offen, daß man in die Stuben und in das verschlossene bürgerliche Leben hineinschauen konnte. An manch einem Fenster saß eine in die Gasse herabschauende Frau. Einmal stand an einem Fenster eine Schöne, die sich in aller Un-

15 gezwungenheit ankleidete, als gebe es keinerlei böse Zungen, keinen Neid und keine schwatzhafte Bosheit mehr auf der Welt. Wie gefiel mir diese Harmlosigkeit am reizenden Geschöpfe.

\* \* \*

Ich will nur rasch in der Erinnerung noch einmal in den Tannen-

20 wald hineintreten und daraufhin eine bescheidene Naturstudie beschließen. Wie heilig-still ist es schon nah am Waldrand. Eine schöne edle Stummheit tritt dir als sichtbar-unsichtbare Gestalt leis entgegen. Du trittst hinein in die hohe Tempelhalle, in das kühle, stille, grüne, freie, hohe Kircheninnere. Der Boden flüstert,

25 in der Luft flüstert es. Fast wage ich nicht vorwärtszugehen, denn ich fürchte, daß ich störend in der Waldesinnigkeit, im Waldeszauber wirke. Ich halte den Atem an und lausche. O wie schön ist es, auf des Waldes, auf des lieben Waldes Stimme zu lauschen. Ein so grundehrlicher, grundgütiger Geselle. Fragend schaut mich

30 alles an, die Tannen stehen wie Könige da. Rätselhafte Schönheit! Alle Gedanken stehen still, alles Fühlen will aufhören. Jeder Schritt ist ein Gedanke. Geburt und Tod, die Wiege und das Grab

tauchen aus der Waldesstille, aus der Waldeseinsamkeit, aus dem Waldesrauschen nah vor meinen Augen auf, Anfang und Ende geben sich die Hand. Alles ist freundlich. Das Kind steht neben dem Greis. Alles, alles ist verständlich. Im Wald ist alles verständlich. Leben und Sterben liegen nah beisammen. O, wer doch entweder 5  
ewig leben oder ewig sterben könnte!

Die Rheinlande, Jg. 18, Bd. 28, H. 1/2, Januar/Februar 1918, S. 1–[40]

Lisbeth Schäfer, *Die „Jugend“ aus den Ländern am Rhein*, 1–13

W. [Wilhelm] Schäfer, *Die Jugend und das Publikum*, 14–[16]

Paul Ernst, *Zwei Novellen* [Aus Paul Ernst, *Die Taufe. Novellen*], 17–20

Paul Ernst, *Die Trachinierinnen*, 20–28

W. [Walter] Cohen, *Alfred Rethel* [Aus Walter Cohen, *Die Rheinprovinz 1815 bis 1915*], 28–30

H. [Heinrich] de Fries, *Die kubische Forderung*, 30–33

Rudolf Klein Diepold, *Zur Psychologie des künstlerischen Schaffens*, 33–39

Max Ströter, *Vier Kriegsgedichte*, 39

[Notizen]

Robert Walser, *Martin Weibel*, 39–[40]

Wilhelm Schäfer, *Die Taufe* [Über Paul Ernst, *Die Taufe. Novellen*], [40]

Martin Weibel.  
Von *Robert Walser*.

Die Familie Weibel war edel. Einer ihrer Vorfahren machte sich im siebzehnten Jahrhundert als Rebell berühmt. Vater Weibel war eine ebenso ehrenwerte wie absonderliche Persönlichkeit. Er war Uhrenfabrikant, aber es wäre ihm vielleicht lieber gewesen, wenn er Söldner oder Bandenführer gewesen wäre. Er besaß das Aussehen eines Korsaren oder Piraten. Schade, daß für gewisse Menschen das Meer und seine Gefahren nicht existieren. Es scheint ziemlich sicher, daß manche Leute wesentlich zu spät auf die Welt kommen, sie verpassen das Jahrhundert, worin sie eine bedeutende Rolle würden haben spielen können. Die Mutter war eine schöne und eigentümliche Frau. Von den Kindern ist zu sagen, daß sie ungewöhnlich begabt erschienen; sie trugen den Stempel der Schönheit, aber ihre Züge waren die Züge eines Adels, für den die Epoche keine rechte Beschäftigung hat. Die Kinder Weibel stellten etwas dar wie ein Patriziat oder Aristokratie ohne Notwendigkeit. Es gab eine Zeit, wo der Aristokrat so nötig war wie in unseren Tagen der Hotelier oder der Gründer eines Warenhauses, doch wozu lange Betrachtungen anstellen. Einer der Söhne ging zur Eisenbahn, ein anderer wurde Offizier, der dritte ertrank im See, der vierte wanderte nach Amerika, nachdem er zur Genüge den Unmöglichen gespielt hatte. Ein fünfter etablierte sich in Paris, der sechste wurde Goldschmied. Von einem weiteren Sohn Weibel wurde bekannt, daß er sich mit einem Fagott in der Freigrafschaft lange Zeit herumtrieb. Dieser war Feinmechaniker. Von zwei oder drei Töchtern wurde die eine so unglücklich, wie wenn das Unglück eine Freude wäre und wie wenn das Mädchen sich aus vollem Herzen nach dieser Freude gesehnt hätte, begehrend, sie an ihr Herz zu drücken. Hier habe ich mich hauptsächlich mit Martin zu beschäftigen. Die Mutter richtete öfters an ihre Söhne, solange dieselben noch zu Hause waren, ermahnende Anspra-



chen, die jedoch nicht viel fruchteten. Die Kinder machten zeitweise so ziemlich was sie wollten. Jeder der Herren ging seiner Liebhaberei nach und beharrte trotzig auf seiner mehr oder weniger angeborenen Eigenart. Der erste lag in seiner Stube, der zweite  
5 strich im Wald herum, der dritte saß auf der Bank vor dem Haus, der vierte tat, was er selber nicht recht wußte. Martin Weibel war intelligent, aber er tat nichts. Er war schön wie ein Halbgott, aber es ist vielleicht für einen Mann ein Unglück, wenn er schön ist. Der Zweck des Manneslebens scheint mir eher auf einer Betrieb-  
10 samkeit als auf einer Schönheit zu beruhen. Er war stolz, aber er wußte nicht, worauf. Er hatte ein höchst zartes Ehrgefühl und tat nicht das geringste, sich Ehre zu erwerben. Eine seltene Rasse sprach aus ihm. Er glich einem Bild. Indem er stand und ging, sah er sich selber. Er kam immer wieder auf sich selber zurück. Er ging  
15 nicht einher wie ein Mann, der ein Geschäft hat, sondern wie einer, der lediglich etwas vorstellt. Ein Höheres hätte ihn hinreißen sollen. Die Leute meinten, daß er eine Künstlernatur sei. Das möchte ich bezweifeln. Er besaß vielleicht einiges Talent, er zeichnete oft in seiner Stube, aber er war kein Künstler. Einen echten  
20 Künstler reißt es fort in die Kunst. Martin Weibel war eine Heldenatur ohne jegliches Heldentum, ein Abenteurer ohne Abenteuer, ein Wanderer, der niemals wanderte, ein Galan, Spanier, fliegender Holländer, Seefahrer, Ritter des Mittelalters, aber ohne Taten von solchen. Wäre er so beweglich, so lebhaft, so tätig ge-  
25 wesen wie schön, so wäre er ein außerordentlicher, ja vielleicht ein großer Mann geworden. So war er jedoch bloß interessant. Seine Ausstaffierung bestand in einem Kostüm, wie es in früheren Zeiten deutsche Künstler in Italien trugen. Auf seinem schönen Kopf saß ein Gavarni-Hut. Es war etwas Wildes und zugleich Graziöses  
30 an seiner Erscheinung, mit welcher er vielen Frauen den Kopf verdrehte. Er machte auf Frauen einen tiefen Eindruck. Dies leugnen hieße ihn mangelhaft zeichnen. Mir scheint aber, daß es für die menschliche Gesellschaft zuträglicher und vernünftiger ist, wenn

Frauen es sind, die bezaubern, und Männer diejenigen sind, die den Kopf verlieren. Ein Mann ist, wenn er bewundert, schöner, als wenn er sich bewundern lassen muß. Liebenlassen schickt sich weniger für ihn als Lieben, weil ersteres abwartend und letzteres tätig und voranmarschierend ist. Angreifen wird immer eher männlich und Abwehren immer eher weiblich sein. Unterliegen und angehören soll ja das Schöne dem Kräftigen, Beweglichen und Tüchtigen. Martin zeigte sich schön, aber nicht tüchtig; interessant, aber nicht arbeitsam. Die Folge davon war ein Stocken, ein Stehenbleiben, wo er stand. Er entwickelte nichts in sich und brachte den Menschen, der er war, nicht zur Reife. Er zeigte keine Leistung, schwang sich zu keinerlei Bedeutung auf. Man muß auf vieles verzichten, wenn man etwas bedeuten will; denn Bedeutung erlangt man nur durch Arbeit. Er war ein prächtiger Ruderer, er liebte die Berge und den See. Er ging so herum ohne Bestimmung, ohne tieferen Zweck. Man sagte mir, daß er bei Gelegenheit ein edles, mitleidiges Herz zeigte, und das glaube ich gern. Gewiß war und ist er von Natur edel. Es ist schade um ihn. Er hätte Veränderungen über sich gehen lassen sollen. Er blieb immer derselbe, der gleiche, und das ist nicht gut. Kein Mensch ist von Haus aus so wertvoll, daß er sich nicht zu verändern suchen müßte, und daß er immer der bleiben dürfte, der er war. Hierfür, meine ich, ist uns ja die Lebensbahn gegeben: damit wir uns – bilden! Bildung ohne Erschütterung, ohne Veränderung, ohne Wandlung ist unmöglich. Der Charakter darf nicht in Hartnäckigkeit, und die Beständigkeit darf nicht in Trotz ausarten. Vielleicht fehlte es ihm an guter Gelegenheit, an günstigen Zufällen und Umständen. Wer kann es wissen?

Er lief mit einer brennenden Fackel in der Hand nachts ins Gebirge, das er liebte wie der getreue Liebhaber die schöne Geliebte. Die Berge drehten sich, gleich Wundererscheinungen, um sein ganzes Wesen. Er kannte die entlegensten Plätze, jede hohe alte Tanne, jede Hütte, jeden Felsblock und Krachen. Gegenüber

Frauen benahm er sich wie Siegfried, wie der ritterliche Flibustier, wie der von Byron besungene fabelhafte Seeräuber, wie Tannhäuser oder wie sonst irgendein Angehöriger von noch nicht gänzlich ausgestorbenen, noch nicht gänzlich verschwundenen Sagen. An 5 Gravität glich er einem Spanier, und an Schweigsamkeit dem Lederstrumpf. Er war ein Waldläufer, aber es fehlte ihm der nordamerikanische Urwald mit seinen Schlingpflanzen, Leoparden, Paradiesvögeln und Indianern. Im Kostüm eines Revolutionsgenerals würde er sich prächtig ausgenommen haben. Unsere 10 Zeit ist grausam mit ihrem ausgesprochenen Nützlichkeitswesen. Ausnützen, Nützlichsein, Dienlichsein sind die drei befehlshaberischen Worte der Zeit, in der wir leben. Das Edle und Schöne muß sich dem unerbittlichen Mechanismus einordnen, sonst stirbt es. Vielleicht war das übrigens immer so. Es kann sein, daß 15 uns die Vergangenheit manchmal nur allzu schön vorkommt. Genug, Martin Weibel hatte es verstanden, interessant zu bleiben, aber er hatte nicht verstanden, „etwas aus sich zu machen“. Er war Schreiber und Rechner auf einer Kanzlei, und diese bescheidene Stellung vermochte in keiner Weise mit seinem schönen Äußeren, 20 mit seiner verheißungsvollen, geheimnisvollen Gestalt und mit seinen ungewöhnlichen Manieren zu harmonieren.

Anna, die Tochter des Präsidenten, liebte ihn und trauerte in ihrem schönen zarten Herzen um den Mann, der einst zu den höchsten Hoffnungen Veranlassung gab, denen er aber nicht ent- 25 sprochen hatte. Sein ritterliches, romantisches Wesen grub sich nur zu tief in ihre Seele ein, und sein Bild gab ihr Tag und Nacht eifrig zu denken. Aber eines Tages schrieb sie ihm folgenden düsteren Brief:

„Meine lieben, sorglichen Eltern, denen ich im höchsten Maße 30 vertraue, sagen mir, daß der Verkehr, den ich mit dir habe, aussichtslos für ein kluges und ehrbares Mädchen sei, und mein ge-

19 Äußeren] äußeren *Rblde*

sunder Verstand, der zum Glück noch nicht von mir gewichen ist, sagt mir, daß meine Eltern recht haben. Sie wünschen und raten mir an, daß ich die Gelegenheit, die sich mir gegenwärtig bietet, einen arbeitsamen und tüchtigen Mann zu heiraten, ohne Zögern 5 ergreife, denn sie sind der Meinung, daß es töricht und unklug wäre, die leisesten Hoffnungen in dich zu setzen dem es, wie sie sagen und glauben, nicht darum zu tun ist, einer Frau eine sichere Existenz zu bieten und sie dadurch glücklich zu machen. Ich muß dir Lebewohl sagen, ich muß mich von dir losreißen, denn ich bin fest entschlossen, meinen guten Eltern zu gehorchen, von denen 10 ich fühle, daß sie stets nur mein Bestes im Sinn haben und von jeher hatten. Du Grausamer, warum darf ich nicht den Mut haben, mich dir anzuvertrauen? Du Räuber eines nur allzu empfindlichen Herzens, warum tust du nichts und hast du nie etwas getan, was dich berechtigen würde, auf Vertrauen zu hoffen, und Vertrauen 15 herauszufordern? So heirate ich nun einen andern, einen, den ich achte, aber nicht liebe. Ich habe Gott gebeten, mir beizustehen und mir zu helfen, dich zu vergessen und den schönen Eindruck zu überwinden, den deine Gestalt nur zu rasch auf mich machte. Ich bitte dich und anempfehle dir auf das strengste, den bisheri- 20 gen freundschaftlichen Verkehr mit mir für gebrochen anzusehen und meine Person sorgfältig zu meiden. Es ist nötig, daß auch der Geruch nur einer Bekanntschaft zwischen uns beiden aufhört zu existieren. Zürne mir nicht und klage mich nicht an, darum, daß ich dich verabschiede. Auch ich kann und will dir nicht zürnen. 25 Die Klage und der Schmerz um dich werden mein Leben, mag es ausfallen wie es will, begleiten, und ich werde nie aufzuhören vermögen, uns zu beweinen: mich, weil ich mich von dir trennen mußte, und dich, weil ich dir das alles sagen mußte. Flieh mich und meide mich. Dein Ritterlichkeitssinn wird dir befehlen, dieses Gebot zu achten.“ 30

Die Rheinlande, Jg. 18, Bd. 28, H. 7/8, Juli/August 1918, S. 125–[164]

L. [Lili] M. Schultheis, *Deutsche Kunst, Darmstadt 1918*, 125–[140]

Werner Scheibe, *Bemerkungen zum städtischen Straßenbau*, 141–147

Josef Oswald, *Wilhelm von Humboldt*, 148–152

K. [Karl] Widmer, *Johann Peter Hebel und Karlsruhe*, 152–154

Robert Walser, *Zwei Männer*, 154–157

Theodor Heuß, *Oberschwäbisches Barock*, 157–160

Erwin Poeschel, *Zum Gedächtnis Ferdinand Hodlers*, 160–161

Caspar W. [Willy] Streiff, *Zwei Gedichte*, 161

[Notizen]

Wilhelm Stapel, *Volksbürgerliche Erziehung*. [Auszug, mit einer Einführung von Hermann Herrigel], 161–162

Hans Natonek, *Die Geburt des Humors*, 162–163

Werner Richter, *Leonhard Frank: „Die Ursache“*, 163–[164]

Walter Eidlitz, *Tantalos von Felix Braun*, [164]

Zwei Männer.  
 Von *Robert Walser*.

Von zwei Männern, die ich nebeneinanderstellen will, sah sich  
 der erste vom sechzehnten Lebensjahr an gänzlich auf eigene  
 Füße gestellt. Frei war er wie der Wind, durfte fliegen, wohin er  
 wollte. Sein Vater erklärte ihn für erwachsen; denn er vermochte  
 ihm für Unterhalt, Studium, Ausbildung keine zwanzig Rappen  
 mehr auszuhändigen. Mittellosen Vaters Sohn zu sein, ist köstlich,  
 macht fürwahr Spaß! Hierbei ist die Erziehung freilich ziemlich  
 mangelhaft; doch, Götter! welcher reiche, helle Kreis von Freiheit  
 dehnt sich vor dem jungen Menschen aus. Dem armen Vater war  
 es herzlich lieb, daß sich der Jüngling auf die Beine machte, um in  
 die Welt hinauszulaufen. An Entwicklung und ähnliche schöne  
 Sächelchen dachte der Bursche nicht gar sonderlich viel. Eher  
 dachte er an Unterschluß, Auskommen, Nahrung und geeignete  
 Versorgung. Munter und keck sprang er von Anstellung zu  
 Anstellung, reiste er von Ort zu Ort, aus einer geringfügigen  
 Position in die nächstbeste andere. In ihm lebte etwas, das ihn  
 trieb, Vagabund zu sein, sich um öffentliche Meinung keinen  
 Augenblick zu kümmern. Dem ärmlichen Luftibus kam die  
 Welt so schön, so gütig vor. Gewiß gab es eine urewige, unversiegbare  
 Güte. Erde, Luft, Häuser, Wälder, Wiesen und blauer Himmel  
 waren für des jungen Mannes Augen ein paradiesisches Gemälde.

Zu vornehmen Leuten staunte er mit der Einfalt eines Kindes  
 hinauf; jede beliebige Frau verehrte er heiß vom ersten Moment  
 an, vergaß jedoch wieder, was er angebetet hatte, da doch immer  
 neues Liebes, göttlich Schönes auf den vielen seltsamen figuren-  
 reichen Wegen daherkam. Er liebte die bestirnte Nacht ebenso  
 innig wie die finstere, sternlose und fand den Regentag ebenso  
 schön wie den heiterhellen, blauen. Am Anblick von Luxus und  
 Eleganz berauschte er sich. Die Schönheit vergötterte er. Von

Neid und Unzufriedenheit wußte er nichts; um keinen Preis der Welt hätte er selber reich, elegant, glänzend und vornehm sein mögen. Er war eine Art Einfaltspinsel, doch ganz gescheit und geschickt dabei. Ein Dummkopf war er ebensowenig als ein Schlawmeier und ein Rechner ebensowenig wie das völlig hoffnungslose Gegenteil davon.

Wie war er glücklich, wenn er Musik hörte! In seiner Phantasie spielte er fabelhaft schön Geige. Wenn er in der Sonne unter einem freundlichen Birn- oder Apfelbaum im saftig-grünen Gras lag und die Augen schloß, so öffnete sich ihm der purpurne Schlund der Welt, und wenn er dazu beide kleine Finger in die Ohren steckte, fing es aus allen Ecken und Enden alsbald himmlisch an zu musizieren. Frauenlippen und -augen lächelten ihn aus unermeßlicher Ferne und wieder aus nächster Nähe liebevoll an.

Als Mitbürger, gesetzter Mensch, Mann und Mensch von exaktem Verstand fiel er, wie er selber ahnte, nicht allzustark in Betracht. Lebte und amtete er in einer großen Stadt, so sehnte er sich so rasch und lebhaft wie möglich nach einem Amt in irgendwelcher kleinen. Kleine Städte waren entzückend schön für ihn, trotz der manchmal engen Begriffe ihrer Bewohner. Kommis und Wanderbursche, Dichter und Bettler, höchlich solider ordentlicher Mensch und zugleich Landstreicher war er. Sein Los war Armut, was er jedoch keineswegs tragisch nahm. Sinnen und Träumen war seine Hauptbeschäftigung. Nebenher war er ganz brav, artig und praktisch. Befand er sich in Geldverlegenheit, so bettelte er. Rührend schöne nette Bettelbriefe, die er an wohl situierte Leute richtete, blieben schlankweg unbeantwortet, was ihn aber glücklicherweise durchaus nicht verstimmte.

Altmodisch, wie er in vieler Hinsicht war, hätte er spielend leicht unter kirchlichem oder adligem Regiment leben können. Für Gewerbefreiheit usw. hatte er keine Augen, weshalb er auch

3 mögen.] mögen, *Rblde*

nicht den geringsten Gebrauch davon machte. Ein- bis dreimal scheint er aus Amt und Stellung schroff entlassen worden zu sein, weil er wesentlich zu langsam und sinnend arbeitete. „Gehen Sie lieber auf eine Kanzlei“, wurde ihm gesagt. Während der Bureauzeit fing er gern an zu zeichnen, was von ungeduldigen Chefs auf die Dauer unmöglich geduldet werden konnte. Energisch war er nie oder nur selten.

Ihm war der Mond wie ein kleines, phantasiebegabtes liebes Mädchen, dessen süße Erscheinung er anbetete. Er betete überhaupt die meiste Zeit irgend etwas Beliebigen, Gedankliches oder Körperliches treuherzig an. Armes, verachtetes Gesindel aus Vorstadt, Wald und Feld grüßte ihn warm. Oft kam es vor, daß ihm alte arme Frauen aus ebenso bekümmerten Augen wie Herzen einen sozusagen dankbaren langen Blick schenkten. Sie fühlten sogleich, wie sehr er jedes armen Mannes und jedes armen furchtsamen Frauchens sanfter guter Freund sei. Gleich und gleich gesellt sich halt scheinbar gern. Manchmal war er zart wie ein Engel. Kränklich war er aber ganz und gar nicht.

Eines Tages floh er aus fester, wenn auch geringer Lebensstellung fort, um sich dem Dichten und seinen natürlichen Folgen gänzlich hinzugeben. Was er tat, war kühn, wenn nicht tollkühn. Eine abenteuerliche, verwegene, in gewissem Sinne lebensgefährliche Handlung wurde hier vollzogen. Ob er verrückt geworden sei? fragte sich der bisherige Bankkommis. Reue, Gewissensbisse stürmten auf ihn ein. Schüchtern genug betrat er die dunkle, krumme, wenig Gutes, dagegen viel Schlimmes versprechende, mattbeleuchtete, zweifelerregende, spärlich mit Vagantenvolk bevölkerte Künstler- und Zigeunergasse, die in das Gebiet freien Schriftsteller- oder unabhängigen Dichtertumes führte.

Bang, schattenhaft und schaurig war dem Waghalsigen zumute. „Wenn ich scheitere,“ sprach er zu sich selbst, „so bin ich selber schuld, und alle Leute, die mich gekannt haben, werden angesichts meines Unglückes sagen: er verdankt seinen Unter-



gang der eigenen Unbesonnenheit.“ Er verglich sich mit einem hilflos dem Verderben überlieferten armen, kleinen, weinenden Kind. Rund um ihn erschien ihm alles wie ein schwerfällig daherschnaubendes, schwimmendes, ungetümes, gespenstisch-  
5 vorwelthaftes Meer. Das Leben schien zu stocken. Auf was würde er sich von nun an stützen können als auf ein Nichts? Was gab es zu hoffen als ungewöhnlich wenig? Doch „vorwärts jetzt!“ rief er aus, und mit diesem Wort marschierte er ins Ungewisse hinaus, wo blinder Zufall, allerlei Gefahr, doch zweifellos nur karger  
10 Lohn auf ihn warteten.

Der Geist bedeutete ihm alles, die Existenz nichts mehr. Laut lachen, hell aufjauchzen, vor Freude hin und her rennen hätte er plötzlich mögen. Wie heiß, wie innig liebte er das in die Schanze geschlagene, auf die <sup>1</sup>Wagschale geworfene Leben. Unwillkürlich  
15 nahm er eine entschlossene Haltung an, und mit froher Miene und lebhaften Schritten ging er des Weges weiter. Wir wollen ihn einstweilen fahren lassen, um uns mit dem andern Mann zu befassen. 156

Dieser andere erhielt eine vorzügliche Erziehung. Dem Sohn  
20 eines der größten Industriellen des Landes wird keinerlei Bildungsanstalt verschlossen gewesen sein. Da er mannigfache Gaben zeigte, Klugheit offenbarte, Geschmack und Verstand entwickelte, sein Rang ihm außerdem jede Türe öffnete, so sah er sich bereits mit jungen Jahren auf bedeutendem, einflußreichem Posten, der  
25 ihm sowohl Macht auszuüben wie Gewinn anzusammeln und wichtige Dinge zu durchschauen gestattete. Seine ruhige, schöne Erscheinung hatte an und für sich schon etwas Großartiges. Als Direktor eines weltumspannenden Geldinstitutes verdiente er mit, wie man sagen möchte, spielender Leichtigkeit halbe Millionen.  
30 Jede erdenkliche günstige Voraussetzung lag ihm dienstwillig wie zu Füßen. In kurzer Zeit war er ebenso reich wie berühmt; in seiner Stellung ebenso befestigt wie in der Gesellschaft beliebt und tonangebend.

Von lauter ihm auf alle Fälle respektierenden Menschen umgeben, sah er sich eines Tages in die wahrhaft stolze, weltmännische Lage gestellt, sich sagen zu dürfen, daß der Posten, den er bekleidete, zukünftig eher hemmend als fördernd auf seine Laufbahn wirken würde. In der klaren Erkenntnis, die ihm eingab, daß der bereits erworbene Reichtum sich nunmehr automatisch, d. h. wie von selbst vermehre, legte er mit eleganter Geste und einer an sich durchaus merkwürdigen Behaglichkeit das Direktorialamt nieder, um fortan als überlegener, freier, reicher Privatmann zu leben. Mit dem Schritt war keinerlei Gefahr verbunden.

Immense Summen gewährten ihrem Besitzer die Erlaubnis, ungewöhnlich großen Aufwand zu treiben, weite Reisen zu unternehmen, Feste zu veranstalten, Schlösser zu bauen oder zu kaufen. So baute er sich z. B. im waldumsäumten vornehmen Außenviertel der Hauptstadt ein Landhaus, dessen Bauplan er selber zeichnete. Vielleicht eiferte er hierin dem großen König Friedrich nach, der bekanntermaßen mit wenigen kühnen genialen Grundstrichen den Gedanken zu seinem Sanssouci auf erhalten gebliebenem kleinem Streifen Papier selbstherrlich festlegte.

Bei dieser Gelegenheit mag uns einfallen, daß es fünf- bis achtköpfige Familien gibt, die sich unter unschönen Sorgen in dürftiger, enger Mietwohnung traurig zusammendrücken müssen. Dem alleinstehenden reichen Herrn fiel vielleicht dann und wann Ähnliches ein. Wir verzichten im übrigen auf jederlei unartige Bemerkung, denn wir sind der Meinung, daß uns ein einfacher Stolz zieme. Die Sprache, die wir führen, soll angenehm und freundlich klingen. Wir wollen heiter und freisinnig, doch nicht bitter sein. Wir haben durchaus nicht nötig, uns unfein zu betragen.

Er kämpfte vielfach mit Unbefriedigtheit. Sein edles Wesen machte ihm um all der Vorteile willen, die er genoß, mitunter lebhaftere Vorwürfe. Manche einfache Gedanken plagten ihn zeitweise arg. Allerhand schlichte Wahrheit war für ihn durchaus unbehaglich. Er fühlte aufrichtig, daß es unrichtig sei, materiell

tausendmal besser zu stehen wie Tausende seiner Mitbürger. Sein Reichtum befriedigte ihn absolut nicht; dazu besaß er allzuviel Sinn für Brüderlichkeit und Gleichheit. Die Idee, daß ein Gemeinsinn zum Herrscher erhoben werden könnte und eine Güte  
5 überall regieren würde, wollte ihm wundervoll dünken. Gerechtigkeitsliebe war ihm angeboren. Hart und hochmütig zu sein verboten ihm seine reichen Kenntnisse. Einmal stand er an einem blitzenden, schäumenden Wasserfall, dessen entzückendes Getöse ihn an Menschenliebe mahnte, die unmöglich aufhören kann,  
10 im geheimen durch die Welt zu brausen. Ein von Arbeitsmännern trefflich gesungenes warmes, schlichtes Volkslied machte ihm tiefen Eindruck. Gewisse Beobachtungen berührten ihn schmerz-  
lich. Möglich ist, daß er sich bisweilen nach Niedrigkeit sehnte, weil er einsah, daß er eine Schönheit, die einzig und allein aus  
15 Sturm, Beweglichkeit und Not hervorblicke, niemals kennen lernen würde. Er fand im stillen, daß seinem Leben ein Feuer fehle, und er mußte sich sagen, es existiere ein Duft von großen Dingen, der ebenso süß wie unbezahlbar und ebenso beglückend wie für ihn unauffindbar sei.

20 Vielerlei aus Erde, Herkunft und Leben wachsende natürliche Genüsse ungenossen lassen zu müssen, konnte nicht anders als ihn verstimmen. Mit einer Art von Wehmut las er Gottfried Keller, dessen kräftige Schriften ihn aufs äußerste entzückten. Im luxuriösen Automobil fuhr er durch seltsame verschollene Länder,  
25 doch obgleich er zahlreiche belebende Gegenden, aufmunternde Ortschaften und viele interessante da- und dorthin treibende tätige Menschen berühren durfte, so fühlte er sich nichtsdestoweniger öfters recht einsam.

Hochgestellte, zu denkbar schöner Verbindlichkeit geneigte  
30 Leute wußten herbeizuführen, daß sich sogar der Kaiser persönlich für ihn interessiere. Der Herrscher gestattete, sich ihm eines Vormittags im Tierpark ungezwungen vorzustellen, was eine

Gnade war, die, wie sich bald herausstellte, weiter jedoch keinerlei Folgen zeitigte. Dies und Ähnliches war überaus angenehm.

Dadurch, daß er viele Bücher las, mochte es sich finden, daß er allmählich anfang, selber welche zu verfassen. Er wurde Schriftsteller. Inzwischen war aber auch vorhinbeschriebener unscheinbarer 5  
Kommis etwas wie Schriftsteller geworden. Mit lumpigen hundert Franken in der Tasche, die sein gesamtes Vermögen ausmachten, hatte derselbe die Keckheit gehabt, in die Hauptstadt zu reisen, wo er sich in einer stillen Stube, nachdem er durch viele lächerliche wilde Erlebnisse hindurchgelaufen war, an den Schreibtisch 10  
warf und ein Buch schrieb, das ziemlich viel Aufsehen erregte. Der kleine Handelsbeflissene geriet für eine Zeitlang in den Wirbel hauptstädtischer Gesellschaft, dermaßen, daß beide verschiedenartige Männer anlässlich eines Klubabends gegenseitig Bekanntschaft machten, was schicklichkeitshalber zu kurzem Gespräch 15  
führte, wobei der ehemalige Bankdirektor zum einstigen Kommis auf liebenswürdige Art sagte:

„Ich habe Ihr Buch, das mich ungewöhnlich fesselte, einer schönen Frau zu lesen gegeben, die etwas Proletarisches stark 17  
darin vertreten fand. Sie meinte, daß sich |der Dichter von einem 20  
Strom des Kleinlichen habe fortreißen lassen, und nannte Ihr Buch eine Werkstatt des Alltäglichen, indem sie bemerkte, daß es ihr fast zu reich an belanglosen, dagegen an wahrhaft bedeutenden Gegenständen fast zu arm erscheine. Was sie sagte, kam mir weder ungerecht noch durchaus richtig geurteilt vor. Dem- 25  
entsprechend erwiderte ich ihr, daß ein Kunstwerk gern aus sorgfältig zusammengetragener Mannigfaltigkeit bestehe. Ebenso glaubte ich äußern zu dürfen, wie sehr ich an eine Größe im Geringfügigen glaube, während manches, was groß erschienen sei, sich schon oft als dürftig und mittelmäßig herausgestellt habe.“ 30

Abgesehen von einigen sonstigen flüchtigen Begegnungen, wo sie sich trafen, um die üblichen höflichen paar Worte miteinander zu wechseln, kamen sie sich kaum noch vor die Augen.

Der Herr hatte ein Schloß in seinen Besitz gebracht, das ehemals der Königin Luise gehörte. Dasselbe liegt in anmutiger Gegend und enthält allerlei feine Dinge, u. a. ein drollig-seltsames, zartes, liebes, mit wundervollen Chinatapeten geschmücktes Teezimmer. Ein hügliger Park umschließt das vormalige Königinnenheim.

Hier verbrachte er die Zeit teils mit freiem Studium, ruhiger Weltbetrachtung, andernteils mit beschaulichem Ergehen in frischer Luft und heiterer Natur. Wissenschaft, Politik und Philosophie, die ihn beschäftigten, ließen ihn seine Zurückgezogenheit als etwas durchaus Lebhaftes empfinden. Dann und wann empfing er Besuch. Unvermutet kam eines Abends der Dichter zu ihm. Das reizende Herbstwetter war Anlaß, daß sie spazieren gingen. Eine rundliche waldige Anhöhe bot ihnen die freundlichste Aussicht dar. Das bescheidene, sympathische Land lag im kühlen Hauch fast wie lächelnd vor ihren Augen.

„Könnte ich Ihnen irgendwie nützlich sein?“ fragte der Schloßbesitzer.

Der andere antwortete: „Ich danke Ihnen, doch halte ich für überflüssig, mir unter den Arm zu greifen. Die Welt ist jahrtausendalt und reich an unverhoffter Aussicht. Das Auge blitzt; der muntere Körper steht auf gesunden Füßen. Ein redlicher Mensch ist mit dem ihm gegebenen Geschick vollauf zufrieden, und fröhliche Zuversicht verspricht Besseres, als was ich mir durch Empfehlung verschaffen könnte. Nach Ihrer und anderer Leute Auffassung bin ich vielleicht ein Taugenichts. Es mag ja sein, daß ich etwas leichtsinnig bin. Dies ist ein Stück meines Wesens und gewiß nicht das schlechteste. Was ich ernstlich in Erwägung zog, fleißig zu prüfen bemüht bin, mag schließlich einzig meine Sache bleiben. Verübeln Sie mir nicht, daß ich kein Blatt vor den Mund nehme. Seien Sie nur immer sich selber nützlich, denn Sie werden dies so nötig haben, wie jeder andere, da wir alle ohne Ausnahme ringen müssen, wobei man es bewenden lassen kann. Ich sende

jeweilen die Seele voraus und gehe hinter ihr her, kenne auf diese Art meine Straße genau, weiß, wer ich bin und was ich soll, und wenn es Dinge gibt, worüber man lachen kann oder irgendwo ein Hohes vorhanden sein könnte, das jedermanns tröstlicher Freund ist, so freue ich mich und bin glücklich, und Sonstiges brauche ich nicht.“ 5

Vielleicht benahm sich der vornehme Mann bei dieser Gelegenheit allzu herablassend, anderseits der Arme allzu hochfahrend. Jedenfalls war etwas Trennendes zwischen beiden Männern. Trotzdem nahmen sie denkbar freundlich Abschied voneinander. 10 Wahrscheinlich werden sie sich im Leben nie wieder begegnen. Womöglich aber kann ein Zufall sie von neuem zusammenführen. Wenn nicht, so gehen sie immerhin, obgleich in verschiedenem Sinn und gegensätzlichem Geiste, demselben Kommenden entgegen. Umschlungen werden sie von ein und demselben Um- 15 fassenden sein. Ein und dasselbe Zwingende wird Druck auf sie ausüben, bis ein gleiches Befreiendes aus lichtem Himmel niederdringen und beide aus wirrer Bemühungen Knechtschaft milde erlösen wird.

Die Rheinlande, Jg. 18, Bd. 28, H. 9/10, September /Oktober 1918,  
S. 165–[208]

- Max Volkhart, *Vor der Sitzung* [Kunstbeilage, Farbendruck, unpag.]  
Dr. Walter Cohen, *Max Volkhart. Zum 70. Geburtstage des Künstler am  
17. Oktober* [Mit 4 Kunstbeilagen], 165–[176]  
W. Gischler [Wilhelm Schäfer], *Alfred Lörcher*, 177–[184]  
Hermann Herrigel, *Idealismus*, 185–190  
Dr. Hans Benzmann, *Oskar Loerke*, 190–192  
Robert Walser, *Die Knaben. Gedichtet 1899*, 192–195  
H. [Heinrich] de Fries, *Architektur*, 195–201  
Dr. Eugen Meller, *Über Goethes unbekannte Librettodichtungen.  
Literarhistorische Mitteilungen*, 201–203  
Albert Zimmermann, *Selige Fahrt*, 203–204  
Ph. [Philipp] Stauff, *Das Lichtkreuz*, 205–206

[Notizen]

- S. [Wilhelm Schäfer], *Der Spiegel*, 206–207  
Dr. Max Strauß, *Karl Scheffler: Der Geist der Gotik*, 207  
Hans Franck, *Richard Dehmel: Kriegs-Brevier*, 207–208  
S. [Wilhelm Schäfer], *Vom sparsamen Bauen* [Über Peter Behrens,  
H. [Heinrich] de Fries, *Vom sparsamen Bauen. Ein Beitrag zur  
Siedlungsfrage*], [208]

Die Knaben.  
 Von Robert Walser.  
 Gedichtet 1899.

*Eine Bergweide.*

*Franz, Hermann, Heinrich. Ganz hinten Peter; klein wie ein Hase.* 5

FRANZ: Man denkt nicht mehr ans Sterben, wenn man so steigen  
 muß. (*Wirft sich auf die Matte.*)

HERMANN: Natürlich nicht, denn die Gedanken haben keine Zeit,  
 Außergewöhnliches auszubrüten.

FRANZ: Hast du schon oft daran gedacht? 10

HERMANN: So oft, daß mir Sterben bald nicht anders als gemein  
 erscheint.

HEINRICH: Du hast eben noch nie daran gedacht, zu probieren.

FRANZ: Heinrich hat recht. Wie reizend muß so ein Probieren sein,  
 es mit dem Tod aufzunehmen. Versuche über diesen Zaun zu 15  
 balancieren, und du fühlst es.

HEINRICH: Fühlen?

FRANZ: Ja. „Gefühl ist alles.“ O mein Goethe! Wann komme ich  
 dazu, deinen Faust auf der Bühne zu geben? Welche Seligkeit.  
 Alles im grellen Lampenlicht, und nun die stille Nacht meines 20  
 Sprechens. Freilich muß man zuerst sprechen können.

*Ins: Die Insel, Jg. III/3, Nr. 9, Juni 1902, S. 254–262 [KWA II 4].*

*Vgl. Komödie, 1919, S. 7–22 [KWA I 10.2, S. 11–22].*

- 1 Die Knaben.] Die Knaben / Ein Akt *Ins*
- 3 Gedichtet 1899.] *fehlt Ins*
- 5 Heinrich] Heinrich treten auf *Ins* hinten] hinten sieht man *Ins*
- 10 schon oft daran gedacht] oft daran gedacht schon *Ins*
- 11 mir Sterben] Sterben mir *Ins*  
 nicht anders als gemein] nichts anderes als eine Gemeinheit *Ins*
- 19 geben?] geben. *Ins*  
 Welche Seligkeit] Ach, eine Seeligkeit *Ins*



HERMANN: Du gehst also zur Bühne?

HEINRICH: Willst du das wirkliche Leben mit dem Schein vertauschen, den Körper mit seinem Reflex?

FRANZ: Uh, die Philosophen! Ich gehe zur Bühne in der Absicht,  
5 mir dort ein lebendiges Leben einzurichten.

HEINRICH: Tu es, tu es. Aber ist es nicht schwer?

FRANZ: Nicht zu schwer; denn es wird leicht genug sein, daß ich es in meine Macht bekomme.

HERMANN: Macht ist öfters nichts als Einbildung.

10 FRANZ: O du bist klug! Einbildung ist ja selbst die Macht. Bilde dir nie etwas ein, und du wirst dir nie etwas unterwerfen. – Ach, wie es hier schön ist. Was für eine Freiheit! Daliegen und von Größe träumen zu können. (*Er erhebt sich.*) Hier herumzugehen und von Größe zu träumen. (*Er schlendert nach hinten.*)

15 HEINRICH: Größe?

HERMANN: Er sagte Größe. Glaubst du daran?

HEINRICH: Ich glaube nicht, daß ich nicht daran glaube. Weiß ich es? Weißt du es?

HERMANN: Ich weiß nicht, was Größe ist.

20 HEINRICH: Ich weiß es, aber ich kann es nicht sagen. Es steckt mir mehr in den Beinen als im Mund.

HERMANN: Ich glaube, dann sollte es mir in den Ohren stecken. 193

HEINRICH: Du bist ja Geiger.

4 Uh, die Philosophen!] Uh – die Philosophen. *Ins*

6 es. Aber ist es nicht schwer?] es, aber es ist schwer. *Ins*

9 öfters] oft *Ins*

10 ja] *fehlt Ins*

11 nie etwas ein] nur nie etwas ein *Ins*

12 Was für eine Freiheit!] Welch eine Freiheit. *Ins*

13 Hier herumzugehen] Herum zu gehen hier, *Ins*

19 Größe] die Größe *Ins*

21 mehr] *fehlt Ins* Beinen als] Beinen, aber nicht *Ins*

23 Du] Ja, du *Ins*

HERMANN: O rede nicht so; ich muß es für Spott nehmen.

HEINRICH: Spotte auch!

HERMANN: Ich kann nicht. Ich habe nicht den nötigen Verstand, um mit Witz spotten zu können.

HEINRICH: Du bist ein guter Kerl. (*Sie schweigen.*) 5

HEINRICH: Jetzt wird bald die Sonne untergehen. Sieh, wie lang die Schatten werden; bald werden sie uns berühren.

HERMANN: Gibt es etwas Zarteres, als das Zunehmen eines Schattens?

HEINRICH: Als ein solches Berühren? 10

HERMANN: Wir fragen die Natur; wir werden nie Antwort bekommen.

HEINRICH: Doch! Von unsern Herzen.

HERMANN: Dann muß man so viel sagen, erklären, betonen.

HEINRICH: Nein, man muß nur immer schweigen. 15

HERMANN: Ach, du! (*Sie umarmen sich.*)

HEINRICH: Nun hat es schon deine Füße.

HERMANN: Was? Ah, der Schatten.

HEINRICH: Was wohl ein Schatten bedeutet?

HERMANN: Den Tod? Das Leben? Die Größe? Die Schweigsamkeit? 20

HEINRICH: Wir müssen das Fragestellen lassen. Man darf nicht laut so viel fragen. Das entzweit uns. Entzweiung mit dir wäre Sterben. Ich habe noch niemand so gern gehabt wie dich.

HERMANN: Ich weiß nicht, wie ich es habe. Aber das mit den Mädchen ist so leer, so lieblos. 25

- 1 so; ich] so. Ich *Ins*  
 2 auch!] auch. *Ins*  
 8 Zarteres,] Zarteres *Ins*  
 13 Doch! Von unsern] Doch, von unseren *Ins*  
 19 ein] so ein *Ins*  
 22 mit] von *Ins*  
 24 den Mädchen] dem Mädchen, das *Ins*

HEINRICH: Ich weiß es nicht. (*Franz kommt zurück.*)

HEINRICH: Hast du von deiner Größe ausgeträumt? Bist du so kleinlich und kehrst zu uns zurück?

FRANZ: Man wird müde vom Träumen.

5 HERMANN: Träumen ist wie Regen; es weicht so auf.

FRANZ: Nein, Träumen ist wie Abendsonne, süß und rot, aber schwer und weh.

HEINRICH: Hat es dir wehgetan?

FRANZ: Als ich von euch wegging, war mein Träumen hell wie der  
10 Mittag, ging tief in die Seele, kehrte frisch wieder zurück. Nun ist es beschädigt, zerrissen, entstellt, entfernt; es ist wie Nacht. Das tut weh. Oder nicht, Page?

HEINRICH: Erwinnere mich nicht daran.

FRANZ: Hört doch, hört doch, ihr dunklen Felsen, schalkhafte  
15 Figuren der Natur: Der da ist ein Page. Er ist bleich vor Liebe zu seiner Herrin, die ein dickes Frauenzimmer ist. Ihre Haare sind rot, ihr Mund ist schwulstig, ihr Kinn doppelt, ihr Gang unbeholfen und ihre Augen sind Blei.

HEINRICH: Still doch, ich habe keine solche Herrin.

20 FRANZ (*unbändig lachend*): Soll ich dir eine andere beschreiben? Vielleicht trifft es zu.

HEINRICH: Beschreibe lieber nichts als eine Grenze um deinen lockeren Verstand, damit er nicht ausschlüpfen kann.

1 zurück.]) zurück; die Vorigen.) *Ins*

2 Hast] Nun, hast *Ins*

3 kleinlich] kleinlich, *Ins*

4 vom] von dem *Ins*

9 Als ich von euch wegging,] Ich ging von Euch weg, da *Ins*

15 Der] der *Ins*

16 Herrin, die ein dickes Frauenzimmer ist] Herrin. Seine Herrin ist ein dickes Frauenzimmer *Ins*

17 rot,] rot; *Ins*

22 Beschreibe lieber nichts] Nein, beschreibe nichts, *Ins*

HERMANN: Wollen wir nicht heimgehen?

FRANZ (*plötzlich ernst*): Heimgehen!

HERMANN: Es wird mir zu kalt hier. Ich muß Bewegung haben.  
Wo bleibt Peter?

HEINRICH: Er ist doch mit uns gegangen. 5

FRANZ: Der wird irgendwo Rüben abschälen oder Gras fressen.  
Kommt, laßt uns gehen.

HERMANN: Peter, Peter! He, Peter! (*Sie geben ab.*)

*Tiefer Abend. Peter tritt auf.*

PETER: Sie schreien mir. Mit welchem Übermut schreien sie mei- 10  
nen Namen. Sie werden heimgehen ohne mich. Es ärgert sie  
vielleicht, daß sie auf dem Heimwege keinen Stoff zur Unter-  
haltung haben. Ich müßte sonst dieser Stoff sein. Wie lächer-  
lich ist ihnen meine Gestalt. Sie ist ihnen eine ewige Lachlust.  
Selbst mein Zorn ist ihnen lächerlich; ihnen, dem Geiger, dem 15  
Schauspieler, dem Pagen.

Ich bin ohne solchen Titel, ohne Talent, wenn nicht Wei-  
nen zu den Talenten gehört. Ich bin mit Weinen begabt. Gewiß  
weine ich mit Talent, doch dies ist keine Kunst in den Augen  
der Künstler. Es ist auch keine Kunst (*er lächelt*), nein, keine 20  
Kunst, denn es kommt allein nur vom Herzen. (*Er liegt auf dem  
Boden.*)

4 Peter?] Peter. *Ins*

6 Der] Ja, der *Ins* abschälen] abschälen, *Ins*

7 Kommt.] Kommt *Ins*

8 He, Peter!] He Peter. *Ins*

12 vielleicht] vielleicht nur *Ins*

13 lächerlich] schrecklich lächerlich *Ins*

15 lächerlich; ihnen] lächerlich. Ihnen *Ins*

17 Ich] *Kein Absatz* *Ins* Weinen] das Weinen *Ins*

18 Gewiß weine ich] Ich weine gewiss *Ins*

19 doch] aber *Ins*

20 lächelt),] lächelt) *Ins*

21 vom] von *Ins*

Die Nacht scheuchte sie fort, mich aber weiß sie zu pflegen.  
Ich bin der Liebling der Nacht. Ich muß doch auch von etwas  
geliebt sein, aber es ist traurig: nur von der Nacht. Sie ist ganz  
schwarz, das sehe ich; sie ist ganz feucht, das fühle ich; sie ist  
5 ganz gut, das weiß ich. Es bleibt mir aufgehoben, ihre tiefen  
Vorzüge noch besser auszumalen.

Ich bin ein Maler. Meine Tränen sind das Öl, womit ich  
die Farben mische, und diese sind meine Empfindungen. Ich  
male mit Gefühlen, als da sind: Seufzen, Jammern, Sehnsucht.  
10 Sehnsucht ist die heißeste meiner Farben. Oft vergehen alle  
meine Farben in einen weiten See, die Liebe. Ich muß immer,  
nur immer lieben; andere stellen dies zumeilen wohl hübsch  
ein. Ich muß immer. Dann kommt eine Nacht, wie heute, wie  
diese, und ich bin nur noch Liebe, Tränen, Verkommenheit.  
15 (*Er liegt mit dem Kopf auf der Erde und weint hörbar.*)

Es muß wohl einmal (*er stützt seinen Kopf auf*) mit dem Lie-  
ben aufhören, aber dann hört mein Leben auf, das weiß ich;  
denn meine Liebe zum Leben ist nichts als Liebe zur Mutter,  
und sie ist tot. Man warf sie mehr in die Erde, als senken. Sie  
20 war eine verachtete, aber schöne Frau. Meine Liebe stürzt ihr  
unsinnig, ganz verzweifelt, nach. Ihre Schönheit, die mehr

1 Die] *Kein Absatz* *Ins*

3 sein,] sein; *Ins*

5 ihre tiefen Vorzüge noch besser] noch besser ihre tiefen Vorzüge *Ins*

7 Ich] *Kein Absatz* *Ins*

9 Seufzen] Seufzer *Ins*

12 dies] das *Ins*

13 ein. Ich] ein, ich *Ins*

14 Tränen,] Thränen, Sehnsucht *Ins*

15 auf] an *Ins*

16 Es] *Kein Absatz* *Ins*

18 nichts] nichts mehr, *Ins*

20 eine verachtete, aber schöne Frau] ein verachtes aber schönes Weib *Ins*

21 unsinnig, ganz verzweifelt, nach] nach, ganz unsinnig, ganz verzweifelt *Ins*

Ihre] Sie war eine arme, aber schöne Frau. Ihre *Ins*

als Schönheit war, reißt mich hinab, wohin sie mehr geworfen  
als gesenkt wurde. Ich hasse die Leute um dessentwillen nicht.  
Man hat keinen Grund, die Hintergangenen zu hassen, und  
die Leute, die meine Mutter warfen, sind Hintergangene. Sie  
werden nie hinter das Rätsel der Schönheit kommen. Ich aber  
sterbe gerne, hinter das Rätsel der Schönheit zu kommen. (*Er  
wird heiter.*)

194 Wenn ich so jung sterben will, so ist das Lust am Schlaf.  
Die Jugend hat Lust am Schlaf, weil sie leicht müde. Und ich  
bin so herrlich müde. Man ist gewohnt, sich von der Müdig- 10  
keit traurig stimmen zu lassen, mich stimmt sie lustig, sie ver-  
spricht mir so viel, sie verspricht mir den Tod: einen Kuß von  
der Mutter. Ich bin gern todmüde, damit es mich schon hier  
an den Kuß erinnert. Ich kann den Kuß nicht ohne den Tod  
haben. Da mir der Kuß so lieb ist, so ist mir der Tod auch lieb. 15  
Der Tod küßt mich. Wär es doch, wär es doch schon. (*Er geht  
ab.*)

*Verwandlung. Eine menschenleere Straße.*

*Franz und Hermann treten auf.*

HERMANN: Was sagte der Schauspieler Jank zu dir? 20

FRANZ: Ich hätte kein Talent, mir fehle der göttliche Funke.

HERMANN: Was ist das?

- 1 als Schönheit war] war als Schönheit *Ins* geworfen] geworfen, *Ins*  
2 dessentwillen] dessetwillen *Ins*  
6 gerne] gern *Ins*  
8 Wenn] *Kein Absatz Ins* jung] jung schon *Ins*  
11 sie verspricht mir] mir verspricht sie *Ins*  
14 an den] an diesen *Ins*  
15 haben. Da] haben; nun, da *Ins* so] *Fehlt Ins*  
16 Wär es doch, wär es doch schon] wäre es doch, wäre es doch, wäre es doch *Ins*  
geht] geht traurig *Ins*  
20 Jank] Jack *Ins*  
21 Talent,] Talent; *Ins*

FRANZ: Das Talent! Ich will es dir breiter erklären. Er hieß mich, ihm ein Gedicht oder eine Rede vortragen.

HERMANN: Das konntest du doch ausgezeichnet.

FRANZ: Ich konnte es nicht ausgezeichnet; denn des Mimen  
5 Miene verzog sich während des Vortrages zu einem besorgten Lächeln, womit man die Talentlosigkeit tröstet.

HERMANN: Und du hast das so hingegenommen und bist abgefahren?

FRANZ: Zuerst wurde der göttliche Funke erklärt und alsdann mir  
10 erklärt, daß ich mich mit dem Schwindel von Bühnenlaufbahn zu empfehlen habe. Er hatte feine Lippen, strenge Sprache, edle Manieren, stramme Haltung, ruhige Bewegungen, vornehmes Tun, und das, was man Gebärde nennt, war ihm wie angegossen. Mir aber wurde dies alles unheimlich. Fast weinte  
15 ich. Da sagte der freundliche große Mann: Mein Lieber, es ist nicht anders, Ihnen fehlt der göttliche Funke.

HERMANN: Hierauf gehst du?

FRANZ: Nein, denn ich hatte noch anzuhören, wie der göttliche Funke nochmals zerlegt und ausgepackt wurde. Mir ward  
20 schlecht dabei, und nun habe ich genug von der Kunst. Mit Funken will ich nichts zu tun haben.

HERMANN: Willst du anhören, wie es mir erging beim Paganini?

1 Talent!] Talent. *Ins*

5 Vortrages] Vortragens *Ins*

7 du hast] hast du *Ins*

11 habe] hätte *Ins*

12 Bewegungen] Bewegung *Ins*

13 Gebärde] Geberde *Ins*

14 unheimlich. Fast weinte ich] unheimlich, ich weinte fast. *Ins*

16 Funke] Funken *Ins*

18 Nein,] Nein; *Ins*

19 Funke nochmals] Funken noch einmal *Ins*  
wurde. Mir ward] wurde; es ward mir *Ins*

20 Kunst] ganzen Kunst, wenn sie ein Funken sein soll. *Ins*

22 du] du auch *Ins*

FRANZ: Erzähle, erzähle.

HERMANN: Zuerst muß ich mit einem spindeldürren Menschen anfangen, denn das war das erste, was der Meister zu zeigen hatte. Dann schob derselbe eine Hand von sich, so dünn, so dünn. Hierauf maß er mich mit den Augen; ich fühlte mich wie gestochen; dann hieß er mich ein Stück spielen: seine Stimme war das zarteste Lied, und das Öffnen seiner Lippen nichts anderes als Bogenstriche. Ich spielte und erntete wenig Beifall, im Gegenteil, ein böses Mißfallen, denn der Meister sagte bloß mit seinem Kopfe: nein. Ich sage dir, ein überdrüssiges, gelangweiltes Nein. Ich wußte nichts zu sagen, steckte die Geige ein und ging, und nun stecke ich das Geigen – auf.

FRANZ: Du hast recht, wenn es Martern dulden muß wie die, einen Meister suchen.

HERMANN: Geben wir alles auf.

FRANZ: Ich gehe in den Krieg, Frankreich wirbt Truppen.

HERMANN: Ich habe etwas Geld, sonst nichts mehr, ich komme mit.

FRANZ: Heinrich wird auch kommen, wenn er mit seiner Dame nicht besser fährt, wie wir mit der Kunst.

HERMANN: Hier kommen sie angefahren.

FRANZ: O Himmel! Versteck dich. (*Sie verbergen sich.*)

1 Erzähle] O erzähle *Ins*

4 sich,] sich, und ich glaubte, sie sei von einem Gespenst, *Ins*

5 Augen;] Augen, *Ins*

6 wie] *Febht Ins*

7 Öffnen] Aufthun *Ins*

10 bloß mit seinem Kopfe: nein] mit seinem Kopfe nur nein *Ins*

11 steckte] ich steckte *Ins*

12 ging, und nun stecke ich das Geigen – auf] ging – und nun – gebe ich das Geigen auf *Ins*

13 es] es solche *Ins*

17 mehr, ich komme mit] mehr. Ich komme auch *Ins*

18 mit seiner Dame nicht] nicht mit seiner Dame *Ins*

19 wie] als *Ins*

21 Versteck] Verstecke *Ins*



*Die noble Dame. Heinrich.*

HEINRICH:

Du bist die schönste aller Frau'n,  
die je ein süßes Kleid nur trug.  
5 | Ich bin Gefangener von dir.  
Ich bin verloren wegen dir,  
da du so schön und vornehm bist.  
O nimm mich doch zum Pagen an,  
zum Schleppenträger deiner Müh.  
10 Wenn auch dein Kleid nicht Schleppe hat,  
so gibt's zu schleppen doch genug  
um dich, die du mir heilig bist.  
O wende dein Gesicht zu mir,  
o schau mich lächelnd einmal an  
15 und nenne treuen Pagen mich,  
der so verliebt ins Dienen ist.  
Dir dienen ist mir Seligkeit,  
ist Kosten an der Schönheit Stamm,  
denn du bist süßer Schönheit Baum.

20 DAME:

Was wollen Sie, mein junger Herr?  
Mir dienen? Ei, das ist ja schön.  
Sie scheinen vielgelehrt zu sein  
im Schmeicheln um des Schmeichelns Kunst.  
25 Sie scheinen auch gar lieb zu sein,  
und gern versäumt mein Auge sich  
bei Ihrem, dessen Schein so treu.

11 genug] gewiss *Ins*

13 mir, / o] mir. / O *Ins*

21 Herr?] Herr. *Ins*

22 dienen? Ei] dienen – ei *Ins*

Nur Probe von der Treue fehlt.  
Doch dieses Fehlen gilt nicht viel.

HEINRICH:

O süße Stimme, klinge doch,  
mein Ohr ist nicht zufrieden noch.

5

FRANZ: O das ist köstlich. Das ist ein Spaß auf Monate hinaus.

HERMANN: Sie sprechen in Versen. Höre doch.

HEINRICH:

Dir dienen, deinen schönen Leib  
befühlen, o du liebes Weib.

10

DAME:

Nur müßten Sie sich nie vergessen.  
Ich will Sie aber immerhin  
mitnehmen in dem strengen Sinn,  
das Kostüm Ihnen anzumessen.

15

HEINRICH:

O lassen Sie die Hand mich küssen,  
die Finger, deren Glätten mich  
so glücklich machen, als es sich  
so glücklich nun hat schicken müssen.

20

DAME:

Willst du ein zarter Knabe sein,  
so übe dich an deinem Finger  
im Küssen, in dergleichen Dinger  
ist man nie zart genug und fein.

25

HEINRICH:

Entschuldige, mein Verliebtsein ist  
noch nicht gewöhnt an Maß und Frist.

*(Sie gehen ab.)*

19 machen] macht *Ins*

24 Dinger] Dingen *Ins*

FRANZ: Wie er ihr die Hand küßte. Wunderbar.

HERMANN: Ein solcher Flegel. Da kommt er schon wieder. (*Verbeugt sich:*) „O lassen Sie die Hand mich küssen.“ (*Die Vorigen. Heinrich.*)

5 FRANZ: Wie, Heinrich? So schnell von einem Orte weg, der dich so mitgerissen hat?

HERMANN: Du machtest artige Fratzen. Wir sahen alles. Es ging zu wie im Theater.

FRANZ: Ihr sprachet in Versen. Abscheulich.

10 HEINRICH: Sie hat mich stehen lassen.

FRANZ: Sie hat dich ausgelacht?

HEINRICH: Sie tat nichts als verschwinden. Ich war so entzückt im Anschauen, so entzückt in Gedanken.

FRANZ: Da hat sie sich in eine Haustüre gemacht.

15 HEINRICH: Ich weiß es nicht.

HERMANN: Hat sie nicht gesagt, deine Seufzer seien ihr zuwider? 195

FRANZ: Dein Betragen sei kindisch?

HEINRICH: Sie hat nichts dergleichen gesagt.

FRANZ: Sie hätte es sagen sollen zu deiner Genesung. Sieh, wir gehen in den Krieg. Kunst ist Simpelei. Der Krieger ist darüber erhaben. Es ist das Letzte, was ich unternehme, aber ich will es als Mann tun.

HERMANN: Ich habe meine Weichheit erschlagen, bin Mann geworden.

25 FRANZ: Seien wir alle drei Männer.

3 sich:] sich *Ins*

5 schnell] schnell wieder *Ins*

7 Fratzen. Wir] Fratzen; wir *Ins*

8 zu wie im] zu, ganz wie auf dem *Ins*

10 lassen.] lassen *Rblde*

19 Sieh,] Sieh: *Ins*

20 Krieg.] Krieg. Alle *Ins*

25 Seien] Werden *Ins*

HEINRICH: Ich auch.

FRANZ: Halt, und Peter?

HEINRICH: Ja, Peter.

HERMANN: Wir müssen den Peter mithaben, dann können wir nie  
aus dem Lachen kommen. 5

FRANZ: Wo steckt er denn?

HERMANN: Ich sah ihn in einem Winkel sitzen wie einen Käfer. Er  
starrte vor sich hin. Seine Hand hing wie eine Weide über dem  
Kopf hinunter. Er hatte Prügel bekommen.

FRANZ: Nun, er soll selber ein Prügel werden. 10

HEINRICH: Mit dem wir Prügel austeilen wollen.

FRANZ: Meinetwegen. Kommt jetzt. (*Alle ab.*)

*Verwandlung. Ein Wald.*

*Peter tritt zwischen den Stämmen heraus.*

PETER: Sie wollten mich mithaben. Ich sagte immer nein. Das ging 15  
so eine Stunde. Zuletzt ließen sie von meiner Halsstarrigkeit  
ab. Es ist jetzt Zeit zum Sterben. Mein Traum geht in Erfül-  
lung. Alles hier ist wie gemacht, ein Ort und eine Stunde der  
Erfüllung zu sein. Wie schön ist es im Wald. Ich höre die lieb-  
lichste Musik, das treueste Sprechen, das redlichste Sehnen. 20  
Mein Weinen hört auf. Was ist es, daß ich nicht mehr weine?  
Ich weiß es, sage es nicht, freue mich nur daran. Ich habe das  
Leben mit Weinen verdient; der Tod kommt unentgeltlich. Für  
das Beste zahle ich nichts, während ich für die Treulosigkeit,  
den Kummer, das Unwissen reichlich zahlte. Ich bin viel ge- 25

4 mithaben] mithaben. Natürlich *Ins*

7 sitzen] hocken *Ins*

8 über dem Kopf hinunter] hinunter über dem Kopf *Ins*

11 Prügel austeilen wollen] die Leute prügeln *Ins*

21 mehr weine] weinen kann *Ins*

23 verdient;] verdient, *Ins*

schlagen worden, nun schlägt der Himmel für mich sein Auge  
auf. Er hat ein groß aufgerissenes Auge. Nun denn, so sterbe  
ich. Ich kann es früh, weil ich schon so früh müde bin. Es wäre  
noch vieles zu sagen, das unaussprechlich ist. Man kann das  
5    Unaussprechliche wohl sagen. Doch die Tannen sind so still,  
daß sie mir Stille gebieten, Tod gebieten. Weil meine Mutter  
so lieb war, sterbe ich. (*Er stirbt.*)

*Der Wind macht den Wald rauschen. Peters Mutter  
kommt mit vorgestreckten Armen, eilt auf ihn zu.*

10

*Vorhang.*

3 schon so früh] früh so *Ins*

4 noch vieles] vieles noch *Ins*

5 Doch] Aber *Ins*

8 Der ... zu.] *in Rblde als Sprechertext gesetzt*

Die Rheinlande, Jg. 19, Bd. 29, H. 3/4, März/April 1919, S. 45–[84]

Heinrich Eberhard, *Kreuzigung (Skizze)* [Kunstbeilage, Dreifarbendruck, unpag.]

Karl Konrad Düssel, *Heinrich Eberhard* [Mit 4 Kunstbeilagen], 45–[56]

Fritz Hoerber, *Ein neues Ledermuseum in Offenbach am Main*, 57–[60]

Nikolaus Schwarzkopf, *Der Schöne Frauentag von Stuppach*, 61–66

H. W. Keim, *Franz Werfel*, 66–71

[Franz Werfel], [Gedichte] *Aus: „Der Weltfreund“. An den Leser; Aus:*

*„Wir sind“. Vater und Sohn; Aus: „Neue Gedichte“. Der Dichter*, S. 71

Josef Oswald, *Jakob Burckhardt's Beziehungen zum Niederrhein*, 71–76

Albert Leopold, *Der Jüngling spricht*, 76

Julius Glarner, *Goethes Unsterblichkeitsglaube*, 76–80

Rudolf Paulsen, *Glosse über den Vers*, 80–81

Robert R. [Renato] Schmidt, *Zwei Gedichte*, 81

[Notizen]

Dr. Luise Straus-Ernst, *Heise, Norddeutsche Malerei*

[Über Karl Georg Heise, *Norddeutsche Malerei*], 82

Dr. Werner Mahrholz, *Max Picard. Expressionistische Bauernmalerei*, 82

Robert Walser, *Zwei Prosastücke*, 82–83

Eduard von Bendemann, *Eduard Bendemanns Porträt seiner Gattin*, 83–[84]

Wilhelm Schäfer, *Maria vom Rheine* [Über Nikolaus Schwarzkopf, *Maria vom Rheine*], [84]

Dr. Werner Mahrholz, *Gute Buchkunst* [Über eine Ausstellung buch künstlerischer Arbeiten von Fritz Helmuth Ehmcke], [84]

I.

Das erste Gedicht.

5 Einer stand im Raume stockstill, schaute bloß herum, tat sonst  
nichts. War er von Gedanken gebannt? Dichtete er? In der Tat kam  
er hierher, um sein erstes Gedicht hervorzubringen. Da er sich da-  
bei beeilt hatte, war er warm geworden. Nun war er halb in Lust,  
halb in Furcht. In Lust, weil er schaffen wollte; in Furcht, weil er  
10 dachte, daß es ihm mißlingen könnte und er dann verdammt, ver-  
kracht, zermalmt wäre.

Obgleich noch jung, rang er schon etliche Zeit glühend; er 83  
hatte bereits ziemlich viel Unbrauchbares geschaffen, d.h. Verse  
verfaßt, die ihm mangelhaft schienen. Verleger brauchten nicht  
15 zu fürchten, daß er ihnen Manuskripte zur Begutachtung ein-  
sende. Er dachte bis dahin zum Glück an Druck nur schwach. Für  
den Buchhandel kam er schwerlich schon in Frage, das sah er eif-  
rig ein. Er war mehr hingebend und sehnd als berühmt, und  
mehr angehend als anerkannt und abgetan.

20 Jetzt zog er sein Taschen- oder Tagebuch aus der Rocktasche  
hervor; ein passender Bleistift war bereits gespitzt, und so konnte  
er ansetzen und mit Tonsatz jeden Augenblick beginnen. Er tat's.  
Bissiger Wind piff ihm durch den dünnen Anzug, der eine Art  
schwarzer Ballanzug war. Der Tanz ging los.

25 Herrlich war er von Liebe zur Sache, von Tapferkeit und Künst-  
lerernst und von Lachlust durchdrungen. Weil er so geduldig da-  
stand, lachte er nämlich laut über sich selbst und rief aus: „Wie bin  
ich spaßhaft, daß ich hier friere und auf die Natur lausche.“

Zu lauschen gab es nicht sonderlich viel. Alles rings verhielt

Vgl. *Der Einzelne*, Jg. 1919, H. 4, 15.4.1919, S. 113f. [KWA II 4].

sich tonkarg, d. h. schweigsam. Hin und wieder schrie nur etwa ein Raubvogel oder ein Fuchs. Wahrscheinlich würden Wenige arm dastehen und aushalten, was er aushielt, der mit halberfrorenen Fingern Verskunst trieb.

Wenn ich sage, daß er lachte, so beruht das auf Wahrheit, und wenn ich handkehrum sage, daß er dabei dennoch tiefernt war, so trifft das nicht weniger zu. Er stehe in offener Welt, die von harten Gesetzen voll sei, wie in einem Tempel voll Ahnung und Erhebung, dachte er und hauchte mehrmals in die Hand, die vor lauter Kälte rot und blau zugleich war. Ehe er von zu Hause weglief, hatte er sich tüchtig die Glieder gerieben, was er regelmäßig und gerne tat, da es wie Religionsübung in Indien aussah. Indien war ja göttlich schön, und Religion war groß und süß, eine wie die andere, jede auf ihre Art.

Es freute ihn, daß er hier im Schweren wie in einem geistigen Feuer stand. Der Gedanke, daß alles Schöne schwierig sei, flößte ihm Trost ein. Ein Blatt zitterte im Wind, als schlottere es. Er nahm es in sein Gedicht auf; ebenso einen Baum, ebenso ein Häufchen Schnee, das in einem Graben lag, ebenso sich selbst, der auch im Froste zitterte und eines Tages im Grabe oder am Boden lag wie das Blatt und das Häufchen Schnee.

Ein Stück Wald sah kahl, doch warm und gut genug aus. Rundumher lagen Berge, und irgendwo in der Gasse, vor der Türe oder an einer Hecke stand ein armer Mann. Dem Schweren entwich niemand; überall mußten ihm die Menschen standhalten, so gut es ging. Doch war's ja schön so.

In der Niedrigkeit lag Höhe, in der Ängstlichkeit Mut, in der Barschheit Güte, in der Armut fröhliche Beweglichkeit, Freiheit und Freude.

Kälte gab Glut. Wer nie in Unsicherheit war, nie um etwas litt, nie um Liebes zitterte, wußte wenig von Glück, und wer jedesmal siegte, wem das Billige immer spielend gelang, war noch nie der wahre Sieger.



Damit er sich Wärme verschaffe, sprang er am Abhang hin und her, was ein wenig närrisch aussah. Unten lag die graue Stadt. „Weint jemand?“ fragte er ernst. Es war ihm, als kehre jemand das Gesicht ab, um die Tränen zu verbergen. In der Luft war ein leises  
5 Schneien. Er nahm nun auch das Gesicht, nebst den Bergspitzen, sowie das Abhärten in der Welt ins Gedicht auf, wovon er hoffte, daß es sich eigne, von Kennern ernst genommen zu werden und lieben Menschen eine kleine Freude zu machen.

Niemand störte ihn, da die meisten Leute lieber zu Hause in  
10 der warmen Stube saßen als im Frierlichen und Fröstlichen spazieren gingen.

Endlich war er fertig und gab dem Gedicht den Titel „Landschäftchen“. Zu Hause würde er es ins Reine schreiben, um es vielleicht bald darauf an eine Frau abzusenden, die an der bescheidenen Gabe Gefallen fände.  
15

Da es zu nächtigen begonnen hatte, ging er heim. Äußerlich war er wie sonst und niemand merkte ihm an, wie froh er war.

## 2.

### Die Straße.

20 Ich hatte Schritte getan, die sich als nutzlos erwiesen, und ging nun auf die Straße, erregt, betäubt. Zuerst war ich wie blind und meinte, keiner sehe mehr den andern, alle seien erblindet, und das Leben stocke, weil alles wirr umhertaste. Angespante Nerven ließen mich die Dinge besonders scharf empfinden. Kalt stiegen  
25 die Fassaden vor mir auf. Köpfe, Kleider kamen hastig daher und verschwanden wie Spukgestalten.

*Vgl. Der Neue Merkur, Jg. III, H. 2, Mai 1919, S. [107]–108, (unter dem Obertitel „Zwei Prosastücke“)[KWA II 5].*

Ein Zittern durchlief mich; kaum wagte ich vorwärtszugehen. Ein Eindruck nach dem andern packte mich an. Ich und alles schwankte. Alle, die hier gingen, hatten einen Plan, eine Absicht. Soeben hatte auch ich etwas beabsichtigt, doch jetzt war ich planlos; forschte aber und hoffte etwas zu finden. 5

Im Gewühle wimmelte es von Energie. Jeder war im Geiste der Vorderste. Männer, Frauen schwebten vorbei. Alle schienen nach ein und demselben Ziel zu streben. Woher kamen, und wohin gingen sie?

Einer war dies, der andere das, der dritte nichts. Viele wurden 10 getrieben, lebten ohne Zweck, ließen sich da- und dorthin werfen. Sinn fürs Gute blieb ungenutzt; Intelligenz griff in ein Leeres; manche schöne Kraft fruchtete wenig.

Abend war's; die Straße glich einem Phänomen. Tausende gingen hier täglich. Sonstwo gab es keinen Platz. Frühmorgens waren 15 sie frisch; nächtlings müde. Sie erreichten vielmals nicht, was sie erringen wollten. Tätigkeiten rollten eine über die andere, und die Tüchtigkeit rieb sich oft vergeblich auf.

Wie ich so ging, traf mich der Blick eines Herrschaftskutschers. Da sprang ich auf einen Omnibus, fuhr eine Strecke weit, sprang 20 dann ab, trat in ein Restaurant, aß etwas und ging wieder hinaus.

Gleichmäßig lief und floß es. In allem war ein Dunst, ein Hoffen. Menschenkenntnis verstand sich von selbst. Jeder wußte vom andern im Nu ziemlich alles, aber das Innenleben blieb ein Geheimnis. Seele erneuert sich fortwährend. Räder knarrten, Stim- 25 men waren laut; dennoch war das Ganze seltsam still.

Ich wollte mit jemand reden, fand aber keine Zeit; wünschte mir einen festen Punkt, entdeckte ihn nicht. Mitten in ununterbrochenem Vorwärts hatte ich Lust, stillzustehen. Das Viele und Schnelle war zu viel und ging zu schnell. Alle entzogen sich allen. 30 Es rann wie ein Rinnendes, ging fort, als ob es zergerhe, kam wie

mechanisch und entfernte sich ebenso. Alles war schemenhaft; auch ich.

Mit einmal sah ich in all der Hast und Eile etwas unsäglich Träges und sagte mir: „Diese angehäuften Gesamtheit will nichts und tut nichts. Sie sind ineinander verknäuelte, rühren sich nicht, sind wie eingesperrt, geknebelt, überlassen sich dumpfer Gewalt, sind aber selber die Macht, die panzerähnlich auf ihnen liegt und Geister und Glieder umklammert.“

Im Vorübergehen sprachen die Augen einer Frau: „Komm doch mit mir. Geh vom Strudel weg, laß das Vielerlei und weile bei der Einen, die dich stark machen wird. Wenn du mit mir ziehst und mir treu bist, wirst du reich sein. Im Getümmel bist du arm.“

Schon wollte ich dem Rufe gehorchen, doch der Strom zog mich fort, und ich ging im Unbestimmten, Unentschlossenen weiter. Die Straße war gar zu hinreißend.

Dann kam ich aufs Feld, wo alles still und schwarz war. Ein Eisenbahnzug mit roten Fenstern sauste noch vorbei. Hier gingen nur einzelne Gestalten. Von fern war das Gewoge, das unaufhörliche feine Donnern des Verkehrs leise hörbar. Ich ging den Tanenwald entlang und murmelte ein Gedicht von Brentano.

Durch die Äste blinkte der Mond. Plötzlich bemerkte ich in kleiner Entfernung einen Menschen, der stockstill stand und mir aufzulauern schien.

Ich ging in großem Bogen um ihn herum, ihn beständig im Auge behaltend, was ihn verdroß, denn er rief mir zu: „Was fürchtest du dich? Komm doch her und schau mich ordentlich an. Ich bin nicht, was du glaubst.“

Ich ging zu ihm hin. Er war wie irgendeiner, sah nur sonderbar aus, weiter nichts. „Guten Abend“, sagte ich und ging wieder fort, d. h. dorthin, wo das Licht, wo die Straße war.

Die Rheinlande, Jg. 19, Bd. 29, H. 9/10, September/Oktober 1919,  
S. 173–[212]

Kurt Karl Eberlein, *Drei Wege der Landschaftsmalerei. Betrachtungen in  
der Mannheimer Kunsthalle*, 173–[180]

Walter Cohen, *Hans Schüz*, 181–[184]

W. [Walter] Müller-Wulckow, *Der Bildhauer Adam Antes*, 185–[188]

E. G. [Erwin Guido] Kolbenheyer, *Wem bleibt der Sieg?*, 189–[193]

Otto Doderer, *Über Leo Sternberg*, 193–194

Leo Sternberg, *Der Fröhmesser*, 195–197

Leo Sternberg, *Fünf Gedichte*, 197–198

Franz Dornseiff, *Die Deutschen und die Musik*, 198–202

Grete Ring, *Die „Galerie der Lebenden“ zu Berlin*, 202–205

Friedrich Fries, *Künstlergeschichte oder Kunstgeschichte*

[Über Ernst Heidrich, *Beiträge zur Geschichte und Methode der  
Kunstgeschichte*], 205–207

Edwin Suermondt, *Der Zauberlehrling* [Über Otto Grautoff,  
*Formzertrümmerung und Formaufbau in der bildenden Kunst*],  
207–208

[Notizen]

Lili du Bois-Reymond, *Nach der Schlacht*, 208–209

Robert Walser, *Das letzte Prosastück*, 209–210

Robert Walser, *Puppe*, 210

Otto Doderer, *Paquet als Reporter* [Über Alfons Paquet, *Der Geist der  
russischen Revolution*], 210–211

Max Fischer, *Das Gedicht-Werk vom Heldentum der Menschheit* [Über  
Alfred Mombert, *Der Held der Erde*], 211–[212]

Leo Lauschus, *Elisabeth Joest: Jens Palmström*, [212]

[Fritz] Meyer-Schönbrunn, *Buddhistische Plastik in Japan* [Über Karl  
With, *Buddhistische Plastik in Japan bis in den Beginn des achten  
Jahrhunderts n. Chr.*], [212]

Wahrscheinlich ist dies mein letztes Prosastück. Allerlei Erwägungen lassen mich glauben, es sei für mich Hirtenknaben höchste  
5 Zeit, mit Abfassen und Fortschicken von Prosastücken aufzuhören und von offenbar zu schwieriger Beschäftigung zurückzutreten. Mit Freuden will ich mich nach anderer Arbeit umschaun, damit ich mein Brot in Frieden essen kann.

Was tat ich zehn Jahre lang? Um diese Frage beantworten zu  
10 können, muß ich erstens seufzen, zweitens schluchzen und drittens ein neues Kapitel oder frischen Abschnitt beginnen.

Zehn Jahre lang schrieb ich fortgesetzt kleine Prosastücke, die sich selten als nützlich erwiesen. Was habe ich dulden müssen! Hundertmal rief ich aus: „Nie mehr wieder schreibe und sende  
15 ich“, schrieb und sandte aber jeweilen schon am selben oder folgenden Tag neue Ware, derart, daß ich meine Handlungsweise heute kaum noch begreife.

Was ich an Einsenden leistete, macht mir kein Zweiter nach. Dies steht einzig da und gehört um seiner Possierlichkeit willen  
20 an die Plakatsäule geheftet, damit jedermann über meine Treuerzigkeit staunen kann. Etwas Ähnliches kommt nie wieder vor. In bezug auf Herstellen und Fortfliegenlassen von passenden Prosastücken legte ich einen unsagbaren Eifer und eine unbeschreibliche Geduld an den Tag. Das flog aus meinem Uhrmacheratelier  
25 oder Schneider- und Schusterwerkstatt nach allen Windrichtungen wie Tauben aus einem Taubenschlag oder Bienen aus einem Bienenhäuschen. Mücken und Fliegen summen und schwimmen nicht emsiger hin und her, wie die Prosastücke hin- und herflogen, die ich an allerlei Redaktionen sandte.

Was taten die Herren Bibliothekare mit den Skizzen, Studien,  
30 Aufsätzen, womit ich sie überhäufte? Sie lasen sie, benäselten, beaugapfelten sie, zogen sie in Erwägung und legten sie säuberlich

in ihre Behälter oder Schubladen, wo sie aufbewahrt und für eine passende Gelegenheit liegen blieben.

Kam dieselbe jeweilen rasch herbei? Absolut nicht! Sie hatte es nie sehr eilig. Es ging mitunter jahrelang, bis sie sich zeigte, und unterdessen raufte sich ein Unglücksmensch in seiner Dachstube das Haar aus. 5

Was ich freudig schrieb und fortjagte, wurde in die Verborgenheit geworfen, wo es langsam zusammenschrumpfte. Zeilen, Sätze, Blätter gingen in der Schubladenluft jämmerlich zugrunde, indem sie eintrockneten und welkten. Was ich flott hervorbrachte, 10 ließ man alt, matt, blaß und bleich werden.

Einmal blieb ein jugendlich grünendes, rotbackiges, hübsches rundes Prosastück volle sechs Jahre lang an öder Stelle liegen, wo es mit der Zeit ganz dürr wurde. Als es endlich zum Vorschein kam, d. h. im Druck auftauchte, so weinte ich vor Freude, indem ich mich wie ein armer Vater gebärdete, den die Zärtlichkeit über- 15 mannt.

Was erlebt nicht ein Mensch, der sich in den Kopf setzt, Prosastücke zu schreiben und an allerlei Redaktionen in der Hoffnung abzusenden, daß die Stücke den Wünschen entsprechen und 20 hübsch in den Rahmen passen würden. Sollte mich jemand, der sich aufs Stückeschreiben werfen will, um Rat fragen, so rate ich ihm ab, indem ich ihm sage, daß ich seine Absicht für unglücklich halte.

Die Tag- und Nacht-, Land- und Wasser-, Lust- und Trauer-, 25 Rühr- und Zier-, Türen- und Treppen-, Schmuck- und Kunststücke, die ich fortwährend hoffnungsvoll fortschickte, erwiesen sich meistens als unbrauchbar, paßten selten oder nie in den Rahmen und entsprachen den Wünschen vielmals keineswegs.

Ließ ich mich durch trügerische Hoffnungen abschrecken? 30 Keine Spur! Immer wieder fand ich den Mut, herzustellen und

11 man] ich *Rblde*

wegzugeben, anzufertigen und fortzuschicken. Zehn Jahre lang stopfte ich unermüdlich anderer Leute Fächer, Löcher, Lagerhäuser mit Stoffen und Vorräten voll, worüber sich die Herren Dirigenten krumm und krank lachten.

5 Ich füllte anderer Leute Lücken mit Prosastücken. Der Verstand will mir stocken, wenn ich daran denke. Die Minister schüttelten sich vor Lachen, wenn sie meine Wagenladungen anlangen sahen. Ich brachte ganze Güterzüge zum Versand. Was ich fortfliegen ließ, wurde gnädig in Empfang genommen.

10 Wo andere hell im Kopf und klug bis in die Fingerspitzen waren, blieb ich dumm bis oben hinaus und noch einen Meter dazu. Wo ich nackt ging, herrschte bei zweifellos netten Leuten Luxus und Reichtum. Indem ich meine eigenen Schubladen sauber und platt leerte, so füllte ich fremde. Wo ich für gährende Leere bei  
15 mir selber sorgte, war ich für Hülle und Fülle bei sonst netten und reizenden Leuten eifrig besorgt. O wie sich die Götter und Halbgötter über des Einsenders Einfalt lustig machten! Sie fürchteten oft, vor Lachen zu zerbrechen. Auf der einen Seite Übermut, auf der andern Seite Tränen. Einerseits Riesen, anderseits Zwerge.  
20 Hier Herren, dort Knechte.

Wenn ich mich schüchtern erkundigte, ob die Kinder gut aufgehoben und hübsch gesund oder überhaupt noch am Leben seien, so erhielt ich den niederschmetternden Bescheid: „Das geht Sie nichts an.“ So gingen einen Vater die eigenen Kinder nichts  
25 mehr an, und die Sachen und Säckelchen, die ich im Schweiß meines Antlitzes hergestellt hatte, waren Dinge, wozu ich nicht das mindeste sagen durfte.

Einmal wurde mir mitgeteilt: „Ihre Prosastücke sind im Tumult und Wirrwarr verloren gegangen. Nehmen Sie uns das nicht übel  
30 und schicken uns Neues. Wir wollen es wieder verlieren, worauf Sie uns wiederum Neues einsenden können. Seien Sie recht sehr fleißig. Verbeißen Sie jeden überflüssigen Mißmut. Sie tun uns immerhin leid.“

Was nützte es mir, daß ich ausrief: „Nie mehr wieder schreibe und sende ich.“ Verlich ich doch meinem Ruhm, der sanftmütigste Mensch zu sein, dadurch neuen Glanz, daß ich schon am selben oder folgenden Tag neue schöne Stücke wegwarf. Ein Esel wird in Gottesnamen mit Ladungen beladen, und so lange es Schafe auf der Welt gibt, haben die Wölfe gute Tage; doch ich will demütig sein und den Mund halten; fleißig weiter nette kleine Prosastücke schreiben. Sollte mich jemand, der sich aufs Prosastückeabschicken stürzen will, um Rat fragen, so rate ich ihm ab, indem ich ihm sage, daß ich seine Absicht komisch finde. 10

„Sie sollen etwas erleben! An Ihnen will ich mich rächen, daß Sie zittern und um Verzeihung betteln lernen werden,“ schrieb mir eines Tages einer der Derwische, die über Wohlergehen und Unwohlbefinden gebieten, als wenn das Leben ein Kartenspiel wäre. 15

Wird eine Sache mit Müh und Not perfekt, und erscheint dann solch ein mageres, armes, um Nachsicht bittendes, kleines zartes Prosastück im Druck, so steht der Autor vor neuer Schwierigkeit, nämlich vor dem nie hoch genug geschätzten Publikum. Ich will es lieber mit weiß nicht was als mit Leuten zu tun haben, die sich für die Erzeugnisse meiner Feder interessieren. Jemand sagte mir: „Schämen Sie sich nicht, mit solchem Gesudel vor die Öffentlichkeit zu treten?“ So sieht der Dank aus, den diejenigen ernten, die sich mit Abliefern von Prosastücken ihr Brot verdienen wollen. 25

In alles will ich mich fröhlich schicken, wenn ich nur nicht auf trügerische Hoffnungen mehr zu bauen brauche. Endlich bin ich befreit, ich juble, und wenn ich nicht juble, so lache ich, und wenn ich nicht lache, so atme ich auf, und wenn ich nicht aufatme, so reibe ich mir die Hände, und wenn mich jemand, der gewisse Absichten hat, um Rat fragen sollte, so rate ich ihm ab, indem ich ihm sage, was ich jedem sagen werde, der mich um diesbezügliche Auskunft ersucht. 30



Von selbst versteht sich, daß ich jeweilen auf lichte Frühlingszeit ein fröhliches Frühlings-, auf die Herbstsaison ein bräunliches Herbst- und auf Weihnachten ein Weihnachts- oder Schneegestöberstück schrieb. Ich will derartiges zukünftig unterlassen und nie  
5 wieder tun, was ich zehn Jahre lang getan habe. Endlich habe ich unter die nachgerade erstaunlich große Rechnung den Abschlußstrich gezogen und bin mit einer Ausübung fertig geworden, wofür ich nicht schlau genug bin.

Erfrechte ich mich, Wahrheiten, Ungebärdigkeiten einzusen-  
10 den, so wurde mir mit den Worten heimgeleuchtet: „Wissen Sie nicht, daß hüben und drüben herzlich wenig Freiheit herrscht? Daß jeder auf jeden verflucht gut aufpaßt? Schreiben Sie sich das hinters Ohr, und seien Sie froh, wenn Sie ungeschoren sind.“

Mit mir steht's bö. Hierüber ist kein Zweifel möglich. Früher  
15 war's einfach, da annoncierte ich jeweilen: „Junger Mann sucht Beschäftigung.“ Heute muß ich annoncieren: „Leider nicht mehr junger, sondern bereits etwas ällicher, abgenutzter Mann fleht um Erbarmen und Unterschlupf.“ Die Zeiten ändern sich, und die Jährchen vergehen wie Schnee im April. Ich bin ein armer, nicht  
20 mehr junger Mann, der gerade noch so viel Fähigkeit besitzt, wie nötig ist, um Prosastücke abzufassen, wie:

„Trab, trab, trab. Was ist mit mir? Bin ich nicht gescheit? Was soll aus mir werden? Etwa Laufbursche? Ich ziehe eine derartige Notwendigkeit stark in Erwägung. Eins, zwei, drei und vier, fünf,  
25 sechs. Zwischen Schlafen und Wachen hörte ich es, als wenn es bis in alle Ewigkeit fort dauern wolle. O da stieß ich einen Schrei aus, und mehr wie je war ich mir der Summe meiner Kleinheit bewußt. Nein, der Mensch ist nicht groß, er ist hilflos und schwach. Schon gut.“

30 An einundzwanzig bis achtunddreißig Redaktionen sandte ich „Trab, trab, trab“ in der Hoffnung, daß es in den Rahmen passe;

15 da annoncierte] daa nnoncierte *Rblde*

doch die Hoffnung erwies sich einundzwanzig bis achtunddreißig mal als trügerisch, und das Schauerstück fand nirgends Anklang.

Dreißig bis vierzig Übermenschlichen weigerten sich, das zweifellos hervorragende Stück anzunehmen. Vielmehr lehnten sie es mit aller Entschiedenheit ab und sandten es mir flugs zurück. 5

Einer der Diktatoren schrieb mir: „Mon dieu, was fällt Ihnen ein?“ Ein anderer meinte: „Ach wollen Sie doch Ihr Zauberstück lieber der ‚Venetianischen Nacht‘ überlassen, die sich sicher ungewein freuen wird. Uns jedoch bitten wir mit Trab, trab, Trabereien und Fünf- bis Sechserleien gütig verschonen zu wollen.“ 10

Ich sandte „Trab, trab, trab“ an genannte Zeitung, die sich höflichst bedankte, indem sie sagte: „Ach möchten Sie doch eher glauben, das entzückende Stück eigne sich nicht recht für uns.“

„Was dem einen mißfällt, schmeckt vielleicht dem andern“, dachte ich und sandte das Stück nach Kuba, das sich durchaus uninteressiert zeigte. Ich glaube, das beste wird sein, wenn ich mich in eine Ecke setze und still bin. 15

Puppe.  
Von Robert Walser.

Schaut mich bitte einmal an,  
findet ihr mich nicht gediegen?  
5 Puppe bin ich, ungemain  
interessante Augen hab ich,  
die zwar nur aus Glas bestehen,  
folglich leider nicht viel taugen.  
Glieder sind voll Sägemehl.  
10 Gehen ist mir rein unmöglich,  
sitzen geht schon etwas besser,  
liegen kann ich ausgezeichnet.  
Arbeit hab' ich nie verrichtet,  
Hände sind zu ungelenkig,  
15 Lippen bleiben mir verschlossen,  
Red' ist ihnen nie entflohen,  
Stimme ließ ich nie vernehmen.  
Puppen schweigen wie die Fische.  
Lachen, weinen kann ich nicht.  
20 Schmerz und Freude, Haß und Liebe  
überlasse ich den Menschen,  
die bekanntlich nur zu hurtig  
in Empfindlichkeit geraten.  
Irgendwelchen Änderungen  
25 bin ich nimmer unterworfen,  
lasse mich durch nichts beirren,  
bin durchaus nicht zu erschüttern,  
spüre, denke, fühle nicht das  
mindeste und bin apatisch  
30 geradezu im höchsten Grade.  
Puppen aus der Ruh zu schrecken,  
dürfte schwerlich je gelingen.

Ständig sieht man mich dieselbe  
 sonderbare Miene schneiden.  
 Seele hab' ich nie besessen,  
 Rührung liegt mir gänzlich fern,  
 bin an Unbeweglichkeit 5  
 sozusagen ein Phänomen,  
 welch ein schändliches Geständnis!  
 Zeichnet etwa eine Puppe  
 durch Lebendigkeit sich aus?  
 I bewahre, ich beruhe 10  
 ja ganz einfach nur auf Täuschung.  
 Kinder wissen mich zu schätzen;  
 ihnen bin in jeder Hinsicht  
 ich als Spielzeug hochwillkommen,  
 können sich mit mir beschäft'gen, 15  
 weil sie Phantasie besitzen.  
 Die Erwachsenen dagegen  
 fühlen sich auf alle Fälle  
 mir gegenüber sehr erhaben. 20  
 Das hat freilich seine Gründe,  
 denn ich bin im allgemeinen  
 unbeschreiblich unbehilflich.  
 Eigenmächtig zu verfahren,  
 kommt mir gar nicht in den Sinn,  
 seh mich völlig nur auf gut'ge 25  
 Unterstützung angewiesen.  
 Proben, daß ich ungewöhnlich  
 leblos, steif und trocken bin,  
 hab' ich oft schon abgelegt.  
 Kindlichen Gemütern jedoch 30  
 bin ich ganz und gar lebendig,  
 esse, trinke, geh spazieren,  
 leg' mich schlafen wie ein Mensch

5

und kann reden zum Entzücken;  
all dies stell'n sie sich bloß vor,  
sind noch fähig, dies und jenes  
müheles sich einzubilden.  
O die Kleinen sind um Vieles  
klüger, als die Großen meinen.  
Sie sind's, die zu leben wissen.



## Editorisches Nachwort

Der vorliegende Band dokumentiert die Veröffentlichungen Robert Walsers in der Zeitschrift *Die Rheinlande*.<sup>1</sup> Es handelt sich um 50 Beiträge<sup>2</sup> in 40 Hefen, die in chronologischer Folge von 1907 bis 1919 wiedergegeben werden. Um die Vollständigkeit des Konvoluts sicherzustellen, wurden sämtliche Ausgaben im gesamten Erscheinungszeitraum der Zeitschrift (Oktober 1900 bis Dezember 1922) autopsiert. Nach heutigem Kenntnisstand handelt es sich bei 48 der hier versammelten Texte um Erstdrucke.

Im *Dokumentarischen Anhang* finden sich Zeugnisse, die die Zeitschrift während der Zeit, in der Walsers Beiträge in ihr erschienen sind, charakterisieren und die über seine Beziehung zu Verlag und Redaktion Aufschluss geben.<sup>3</sup>

### 1. Grundsätze der Textwiedergabe

#### 1.1 Der Text

Textvorlage der vorliegenden Edition sind die Drucke in der Zeitschrift *Die Rheinlande* (*Rhlde*).<sup>4</sup> Der Druck der *Rheinlande* ist von guter Qualität. Zu

1 Zur Zitierweise: Robert Walsers Buchpublikationen werden mit Kurztitel und Erscheinungsjahr der Erstausgabe zitiert; die Kurztitel sind im Verzeichnis der *Editorischen Zeichen und Kürzel* aufgelöst. Folgende Ausgaben werden abgekürzt zitiert: SW = Robert Walser, *Sämtliche Werke in Einzelausgaben*, hrsg. v. Jochen Greven, Zürich, Frankfurt am Main 1985–1986; BA = Robert Walser, *Werke. Berner Ausgabe*. Bd. 1–3: *Briefe*, hrsg. v. Peter Stocker, Bernhard Echte, Berlin 2018; RWHb = Lucas Marco Gisi (Hrsg.), *Robert Walser Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, Stuttgart 2015.

2 Bei dieser Zählung werden die Texte, die im Druck durch Obertitel zusammengefasst wurden, einzeln gezählt.

3 Die Dokumente werden mit der entsprechenden Nummer (Dok Nr.) zitiert.

4 Zugrundegelegt wurden die in der Universitätsbibliothek Heidelberg vollständig digitalisierten Ausgaben der *Rheinlande* (Jahrgangsbände), vgl. <https://doi.org/10.11588/diglit.19301>. Das dort fehlende Heft Jg. 12, Bd. 22, H. 7, Juli 1912 (mit Walsers Beitrag *Paganini*) wurde anhand des Exemplars im Robert Walser-Zentrum, Bern (RWZ) dokumentiert und der Text danach konstituiert. Um die Gestaltung der Einzelhefte und die in den Bänden fehlenden *Monatlichen*

emendieren waren nur wenige Fälle, wo offenkundige Satz- und Druckfehler vorliegen: fehlende oder falsche Interpunktion, fehlende, überflüssige, falsche oder verdruckte Buchstaben sowie einige Textfehler.<sup>5</sup> Nicht textrelevante Satz- oder Druckfehler (Spieße, Fliegenköpfe u. Ä.) wurden nicht verzeichnet. Sämtliche editorischen Eingriffe sind im textkritischen Apparat ausgewiesen.

Die Titelgestaltung und das Layout der Zeitschrift werden durch Faksimiles in der Elektronischen Edition (KWA<sup>e</sup>-online) dokumentiert. Im Druck der KWA werden sie vereinheitlicht wiedergegeben.

Aufgrund der fehlenden typographischen Unterscheidung ist bei zusammengesetzten Adjektiven, deren Trennung auf das Zeilenende fällt, nicht erkennbar, ob es sich um einen Trenn- oder einen Bindestrich handelt. In der KWA wurde in diesen Fällen nach der Schreibung des Buchdrucks entschieden oder der Befund nachgewiesen.

### 1.2 Die Marginalien

Als Marginalien werden die Seitenzahlen der *Rheinlande* angezeigt. Die Position des Seitenwechsels wird auf der KWA-Textzeile durch einen hochgestellten Strich | markiert. Dagegen sind die Spaltenwechsel mit einem tiefgestellten Strich | kenntlich gemacht, als Marginalien jedoch nicht verzeichnet.

### 1.3 Der Apparat

Zu Beginn jedes Textes werden über dem Apparat die ausgewerteten Textzeugen mit ihrer Apparat-Sigle angegeben. Zudem wird dort auf zugehörige Texte verwiesen, die in anderen Abteilungen der KWA zu finden sind.

*Mitteilungen* sowie den Inseratenteil mit den Inhaltsverzeichnissen der Einzelhefte beschreiben zu können, wurden zusätzlich die Einzelhefte aus den Beständen der Universitätsbibliothek Basel und des Kunstmuseums Basel, des Heinrich-Heine-Instituts, Düsseldorf (HHI) und des RWZ autopsiert.

<sup>5</sup> Es ist durch verschiedene Briefe belegt, dass Robert Walser den Satz Korrektur gelesen hat, vgl. Dok 42, 45, 49.



In lemmatisierter Form werden die Emendationen nachgewiesen und die Varianten der Textzeugen verzeichnet (vgl. im Einzelnen Abschnitt 2. *Die Textzeugen und ihre editorische Behandlung*).

#### 1.4 Kontextdokumentation

Um den ursprünglichen Veröffentlichungs- und Rezeptionskontext der Texte Walsers und ihre mediale Eigenart als Zeitschriftenbeiträge editorisch sichtbar zu halten, wird jedem Text bzw. jeder Gruppe von Texten, die in einer Nummer der *Rheinlande* erschienen sind, eine Dokumentationsseite vorangestellt, auf der der Inhalt des entsprechenden Heftes mitgeteilt wird.

Für die mit Namenskürzel, unter Pseudonym oder anonym gedruckten Beiträge werden die Autornamen, soweit sie zu rekonstruieren waren, in eckigen Klammern ergänzt.

Die Heftseiten mit Walsers Beiträgen sind in der KWA<sup>e</sup>-online als digitale Bilder zugänglich.<sup>6</sup>

#### 1.5 Elektronische Edition (KWA<sup>e</sup>)

In der KWA<sup>e</sup>-online stehen die edierten Texte für die Volltextsuche zur Verfügung. Sie sind mit den digitalen Bildern der Textträger verknüpft.

Zusätzlich ist ein elektronisches Werkverzeichnis als PDF-Datei zugänglich, das *Findbuch*. Es bietet ein nach Titeln oder, wo solche fehlen, nach Textanfängen geordnetes Register aller bekannten Texte Robert Walsers und verzeichnet zu jedem Titel sämtliche bekannten Textzeugen sowie die Nachweise in den bisherigen Werkausgaben.

## 2. Die Textzeugen und ihre editorische Behandlung

Sämtliche Textzeugen werden im *Alphabetischen Verzeichnis der Texte mit ihren Textzeugen* am Schluss des Bandes aufgeführt.

6 Die komplette Zeitschrift ist digitalisiert zugänglich (vgl. Anm. 4).

## 2.1 Manuskripte

Zu den in den *Rheinlanden* veröffentlichten Texten Walsers sind zwei Manuskripte bekannt, die eindeutig als Satzvorlagen gedient haben: *Die Einsiedelei* (*Rhlde*, Januar 1913) und *Olga* bzw. *Zwei Frauen* (*Rhlde*, Oktober 1914). Auf dem Manuskript zu *Die Einsiedelei*<sup>7</sup> steht am linken Rand ein Begleitschreiben: „Charlottenburg, Spandauerberg 1. Sehr verehrter Herr Schäfer, vielleicht gefällt Ihnen das. Ich empfehle mich Ihnen mit freundlichem Gruß hochachtungsvoll Robert Walser.“ Darunter findet sich von der Hand des *Rheinlande*-Herausgebers Wilhelm Schäfer die Setzeranweisung „Garamond. Januar!“. Der Druck zeigt gegenüber dem Manuskript nur wenige Abweichungen. Im Wesentlichen handelt es sich um Änderungen der Orthographie und Interpunktion.

Das Manuskript *Olga*<sup>8</sup> enthält den ersten Abschnitt von *Zwei Frauen*. Am linken Rand findet sich von Walsers Hand die Ergänzung: „Haupttitel: Zwei Frauen von Robert Walser. Biel, Schweiz, Hotel Blaues Kreuz“, am unteren Rand des Manuskripts „Für die Redaktion der ‚Rheinlande‘“. Bei der Aufbereitung des Manuskripts für den Setzer wurde auf dem linken Rand von fremder Hand „Petit Augustheft“ notiert und die Bezeichnung „Haupttitel“ sowie die Ortsangabe gestrichen. Der Titel „Olga“ ist nicht gestrichen, im Druck wurde er jedoch weggelassen. Sonst weicht das Manuskript vom *Rheinlande*-Druck nur geringfügig in Orthographie und Interpunktion ab.<sup>9</sup>

Die beiden Manuskripte *Die Einsiedelei* und *Olga* werden in KWA V 3 integral ediert.

## 2.2 Drucke

### 2.2.1 Drucke in den von Walser zusammengestellten Buchausgaben

Der erste Beitrag Robert Walsers, der in den *Rheinlanden* abgedruckt wurde, *Der Maler* (*Rhlde*, Juni 1907), ist ein Auszug aus Walsers erstem Buch *Fritz*

7 Ms. Düsseldorf HHI, NI. Wilhelm Schäfer [KWA V 3].

8 Ms. ZB Zürich, Sig. Ms Z VI 315.11, fol. 6v [KWA V 3].

9 Offenbar hat Walser das Satzmanuskript zurückerhalten und das Blatt wiederverwendet: *Olga* wurde gestrichen. Auf der Rückseite notierte er den Text *Die Indianerin* und verwendete das Blatt wiederum als Satzmanuskript für den Druck in *Die Schweiz* (März 1915).

*Kocher's Aufsätze* (1904).<sup>10</sup> Dem Text *Fußwanderung* (*Rhlde*, März 1913) sind Mottoverse vorangestellt, die dem Gedicht *Und ging* aus *Gedichte* (1909) entnommen sind (vgl. KWA I 10.1).

Zahlreiche in den *Rheinlanden* veröffentlichte Beiträge hat Walser in die von ihm selbst zusammengestellten Prosasammlungen aufgenommen. In *Aufsätze*, 1913 im Kurt Wolff Verlag erschienen, finden sich fünf Texte (vgl. KWA I 5).<sup>11</sup> In einer besonderen Beziehung zu den *Rheinlanden* steht das Buch *Kleine Dichtungen*, das 1914/1915 ebenfalls bei Kurt Wolff erschien. 24 Prosastücke aus der Zeitschrift wurden in diese Sammlung aufgenommen (vgl. KWA I 7).<sup>12</sup> Die wenigen Abweichungen dieser Drucke von den Texten in *Die Rheinlande* werden in der Edition der Buchausgaben dokumentiert.

In die 1920 im Rascher Verlag veröffentlichte Sammlung *Seeland* ging eine Neufassung von *Naturschilderung* ein (vgl. KWA I 11).<sup>13</sup>

### 2.2.2 Drucke in Zeitschriften und Zeitungen

*Das Ehepaar* (*Rhlde*, März 1915) erschien am 21. März 1915 mit wenigen Abweichungen in der *Neuen Zürcher Zeitung*. Das Verhältnis der beiden Abdrucke ist unklar; die Abweichungen sind in KWA III 3 verzeichnet.

Im September 1918, während der Entstehung des Bandes *Komödie* (1919), in den das Dramolett *Die Knaben* aufgenommen wurde, erschien in den *Rheinlanden* ein Abdruck des Stücks. Beide Fassungen weichen in unterschiedlicher Weise vom Erstdruck in der Zeitschrift *Die Insel* (Juni 1902) ab und sind textgenealogisch voneinander unabhängig.<sup>14</sup> Die Abweichungen der *Rheinlande*-Fassung zum Erstdruck in der *Insel* werden im Apparat verzeichnet. Nicht verzeichnet werden rein orthographische Varianten. Dabei handelt es sich um Unterschiede in der Zusammen- und Getrenntschrei-

10 Dort lautet der Titel des Prosastücks im Inhaltsverzeichnis ebenfalls *Der Maler*, über dem Text allerdings *Ein Maler*, vgl. KWA I 1, S. 6, resp. S. 62–84.

11 Vgl. das *Editorische Nachwort* zu KWA I 5, S. 161, 171 f.

12 Vgl. unten Abschnitt 3.2 *Robert Walser als Autor der Rheinlande* sowie das *Editorische Nachwort* zu KWA I 7, S. 213 f.

13 Vgl. das *Editorische Nachwort* zu KWA I 11, S. 197 u. 203 f.

14 Vgl. das *Editorische Nachwort* zu KWA I 10.2, S. 131 u. 133.

bung (*zuzeiten* [Rhld] statt *zu Zeiten*), in der Groß- und Kleinschreibung (*hat recht* [Rhld] statt *hat Recht*), um die in den *Rheinlanden* angewendete Vokalkürzung (*gibt* [Rhld] statt *giebt*), um die Verwendung des Dativ-e bei stark flektierten Substantiven (*Tod* [Rhld] statt *Tode*), die regelhaft gewordene Schreibung von t statt th (*tun* [Rhld] statt *thun*) oder um die Schreibung von Doppel-s (*ß* [Rhld] statt *ss*), um das Ausschreiben des Umlauts am Wortanfang (*Ól* [Rhld] statt *Oel*) sowie die (Nicht-)Verwendung des Apostrophs (*Frau'n* [Rhld] statt *Fraun*). Ebenfalls nicht verzeichnet werden Abweichungen, die der unterschiedlichen Gestaltung des Dramensatzes geschuldet sind.

*Das erste Gedicht* (Rhld, März 1919) erschien im April 1919 mit leicht abweichendem Textstand in der Zeitschrift *Der Einzelne*. Im Mai 1919 wurde *Die Straße* (Rhld, März 1919), leicht überarbeitet, in *Der Neue Merkur* veröffentlicht. Diese Fassungen werden in KWA II 4 integral ediert und Abweichungen dort verzeichnet.

Im *General-Anzeiger für Hamburg-Altona* war im Februar 1914 als deklariertes Nachdruck unter dem Titel *Vernachlässigte Erziehung* ein Auszug aus *Brief eines Vaters an seinen Sohn* (Rhld, Januar 1914) zu lesen. In der Zeitschrift *Zeichnen und Handarbeit* erschien 1914 *Fußwanderung* (Rhld, März 1913). Der Text stimmt bis auf eine Kürzung mit dem *Rheinlande*-Druck überein, einschließlich der Mottoverse.

Alle weiteren Zeitungs- und Zeitschriftendrucke folgen einer Buchausgabe oder einer anderen Vorlage und kommen hier editorisch nicht in Betracht.

### 2.2.3 Nachdrucke in Anthologien, Almanachen und in den von Carl Seelig herausgegebenen Auswahlgaben

In Anthologien, Almanachen oder Auswahlgaben sind keine Zweitdrucke bekannt, zu denen der *Rheinlande*-Druck die Vorlage wäre. Die bekannten Nachdrucke folgen sämtlich den späteren Buchausgaben.

## 2.2.4 Die Druckbelege Robert Walsers

In der von Walser angelegten Belegsammlung<sup>15</sup> seiner Publikationen in Zeitungen und Zeitschriften sind zu zwei Beiträgen in *Die Rheinlande* Druckbelege erhalten: *Rosa (Rhld)*, Mai 1915) und *Zwei Männer (Rhld)*, August 1918). Die dort mit Blei- oder Farbstift vorgenommenen Bearbeitungen wie Nummerierung, Korrekturen, Streichung des Autornamens usw. gehen auf die spätere Herausgeberebertätigkeit von Carl Seelig zurück.

## 3. Robert Walser und *Die Rheinlande*

### 3.1 Die Zeitschrift

Die Gründung der Zeitschrift *Die Rheinlande* ist eng verknüpft mit der Düsseldorfer *Industrie- und Gewerbeausstellung* von 1902, die verbunden war mit einer *Deutsch-Nationalen Kunst-Ausstellung*.<sup>16</sup> Seit Mitte des 19. Jahrhunderts hatte sich Düsseldorf zu einem bedeutenden Industriestandort, besonders der Montanindustrie, entwickelt. Hier war eine neue Unternehmerschicht entstanden, die sich den Künsten gegenüber interessiert zeigte und sich mäzenatisch engagierte.<sup>17</sup> Düsseldorf besaß eine renommierte Kunstakademie und eine 1883 gegründete Kunstgewerbeschule, dennoch spielte es als Ausstellungsstadt um die Jahrhundertwende noch eine untergeordnete Rolle.<sup>18</sup> Vor allem für die jungen, progressiven Künstler, die sich ab 1889

15 Vgl. das *Editorische Nachwort* zu KWA III 4, S. 684f.

16 Zu Geschichte und Profil der Zeitschrift vgl. ausführlich Sabine Brenner, „*Das Rheinland aus dem Dornröschenschlaf wecken!*“ *Zum Profil der Kulturzeitschrift „Die Rheinlande“ (1900–1922)*, Düsseldorf 2004 und den Ausstellungskatalog *Die andere Moderne. Kunst und Künstler in den Ländern am Rhein 1900 bis 1922*, hrsg. v. der Städtischen Wessenberg-Galerie Konstanz, dem Museum Giersch Frankfurt am Main u. der Städtischen Galerie Karlsruhe, Konstanz, Frankfurt am Main, Karlsruhe 2013.

17 Vgl. zum gegenseitigen Nutzen der Industrie und der Künste, besonders der angewandten Künste, Peter Hüttenberger, *Industriellenkultur um 1900*, in: Gertrude Cepl-Kaufmann, Winfried Hartkopf (Hrsg.), *Das literarische Düsseldorf. Zur kulturellen Entwicklung von 1850–1933*, Düsseldorf 1988, S. 93–102.

18 Vgl. Julia Drost, Markus A. Castor (Hrsg.), *Eine Erfindung der Moderne: Die Ausstellungen des „Sonderbundes“ im Rheinland und der Kanon der Kunst*, in: *Études Germaniques*, Jg. 64, Nr. 4 (2009), S. 997–1020; Hüttenberger, *Industriellenkultur um 1900* (wie Anm. 17), S. 96.

in sezessionistischen Künstlervereinigungen<sup>19</sup> sammelten, fehlte es an einem Organ, „welche[s] die Interessen der Künstlerschaft nach allen Seiten hin wirksam vertritt und zugleich ein getreues Spiegelbild ihres Schaffens liefert“. (Dok 1, vgl. Dok 2, 66) Mit der Vorbereitung der Kunstausstellung mit nationalem Anspruch von 1902, sah man eine Gelegenheit, die Aufmerksamkeit auf Düsseldorf – nicht nur als prosperierende Industrie-, sondern auch als Kunststadt – zu lenken. Die geplante Kunstzeitschrift sollte „diese Ausstellung mit vorbereiten, ihr die Wege ebnen und ihre Fürsprecherin sein“.<sup>20</sup> (Dok 2) Bei ihrer Konzeption strebte man nach einer Verbindung von Düsseldorfer Großbürgertum (mit dessen Mitteln für ein großzügiges Mäzenatentum) und Künstlerschaft. Im Gründungsaufwurf von 1899 steht formuliert:

Daß mit diesem *industriellen* der *künstlerische Aufschwung* gleichen Schritt halte, muß nicht nur das eifrigste Bestreben der Künstlerschaft sein (denn dies wäre eine Einseitigkeit), sondern es wird ebenso im Interesse aller Gebildeten und Bildungsbedürftigen liegen, wenn ein Mittelpunkt geschaffen wird zur Befriedigung der gesteigerten künstlerischen und geistigen Bedürfnisse des Westens von Deutschland. (Dok 2)

Die Initiative für die Kunstzeitschrift ging vermutlich vom Vorstand der *Freien Vereinigung Düsseldorfer Künstler* aus, genauer ging sie auf den Vorschlag des Malers Theodor Rocholl zurück. (Vgl. Dok 2, 57) Mit dem Blatt, für das in Anlehnung an den traditionsreichen Düsseldorfer Künstlerverein *Malkasten* 1899 der Titel „Malkasten. Düsseldorfer Monatshefte für Deutsche Kunst“

19 In Bezug auf die Zeitschriftengründung seien besonders die Künstlervereinigungen *St. Lukas-Klub*, die *Freie Vereinigung Düsseldorfer Künstler* und die *Künstler-Vereinigung 1899* genannt, deren Mitglieder später auch dem künstlerischen Beirat der *Rheinlande* angehörten. Zur Situation der Düsseldorfer Künstlervereinigungen um 1900 und den Anfängen der Zeitschrift vgl. Nicole Roth, *Die Künstler der Zeitschrift „Die Rheinlande“ – Nördliche Rheinprovinz und Westfalen*, in: *Die andere Moderne* (wie Anm. 16), S. 83–97.

20 Die Ausstellung wurde von den *Rheinlanden* mit Sonderheften publizistisch begleitet (Jg. 2, Juni–August 1902): 1. Ausstellungsheft: *Düsseldorfer Kunst*; 2. Ausstellungsheft: *Altjapanische Kunst (Sammlung Oeder) auf der Düsseldorfer Ausstellung 1902*; 3. Ausstellungsheft: *Die Kunsthistorische Ausstellung Düsseldorf 1902*; 4. Ausstellungsheft: *Das Kunstgewerbe auf der Düsseldorfer Ausstellung 1902*; vgl. dazu auch Dok 12.

vorgesehen war,<sup>21</sup> wollte man ein Bindeglied „für alle Ritter von Geist [schaffen], seien es Künstler oder Beamte, Schriftsteller oder Industrielle“ – die Liste der Unterzeichner des Gründungsaufrufs spiegelt diese Zusammensetzung wider. (Dok 1, 2)

Als Kommissionsverlag konnte die Firma A. Bagel gewonnen werden, ein finanzstarkes Verlags- und Druckereiunternehmen mitsamt Buchhandlung und Papierfabrik, dessen Inhaber August Bagel bereits seit der Gewerbeausstellung von 1880 enge geschäftliche Verbindungen zur Industrie pflegte.<sup>22</sup> Neben den Katalogen für die Industrieausstellungen, Fest- und Jubiläumsschriften verlegte er die auflagenstarke Fachzeitschrift *Stahl und Eisen des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute*.<sup>23</sup> Derart abgesichert gewann Bagel den wirtschaftlichen Spielraum für Unternehmungen wie die geplante Kunstzeitschrift. Sein Name findet sich auch unter den Unterzeichnern vom April 1899. (Vgl. Dok 1)

Die Herausgeberschaft der neuen Kunstzeitschrift übernahm Wilhelm Schäfer (1868–1952), der das Profil der Zeitschrift über 22 Jahre bis zu ihrer Einstellung Ende 1922 entscheidend prägen sollte.<sup>24</sup> Der in Gerresheim bei

21 Die Mitglieder des 1848 gegründeten Künstlervereins *Malkasten* bestimmten das Düsseldorf-Kunst- und Kulturleben um 1900. Vgl. Brenner, „*Das Rheinland aus dem Dornröschenschlaf wecken!*“ (wie Anm. 16), S. 88. Fast alle Mitglieder des künstlerischen Beirats der *Rheinlande* wurden auch im Mitgliederverzeichnis des *Malkasten* von 1900 geführt.

22 August Bagel ‚der Jüngere‘ (1838–1916) übernahm das Unternehmen von seinem Vater Peter August Bagel im Jahr 1881. Zum Verlag A. Bagel vgl. Ariane Neuhaus-Koch, *Düsseldorfer Buchverlage und ihre Geschichte von 1878 bis 1933*, in: Cepl-Kaufmann, Hartkopf, *Das literarische Düsseldorf* (wie Anm. 17), S. 103–116. Zu den wichtigen Düsseldorf-Industrieausstellungen von 1880, 1902 und 1926 vgl. Hüttenberger, *Industriellenkultur um 1900* (wie Anm. 17), S. 102.

23 August Bagel gehörte mit Heinrich Lueg, dessen Bruder Carl Lueg seine Schwester Mathilde Bagel (1842–1929) geheiratet hatte, Franz Haniel junior und Friedrich Vohwinkel zu den Gründern der *Rheinischen Bahngesellschaft AG*. Carl Lueg war Generaldirektor der *Gutehoffnungshütte*, Vorsitzender des *Vereins Deutscher Eisenhüttenleute* und Begründer des *Deutschen Stahlwerksverbands* und versorgte Bagel mit Aufträgen von der Industrie.

24 Einen Überblick über das Leben Wilhelm Schäfers gibt Inga Pohlmann, *Wilhelm Schäfer (1868–1952) – Ein Porträt des Herausgebers der Kulturzeitschrift „Die Rheinlande“*, in: *Die andere Moderne* (wie Anm. 16), S. 15–25.

Düsseldorf aufgewachsene Schäfer, von Beruf Volksschullehrer, hatte sich seit Beginn der 1890er Jahre zunehmend mit sozial- und kulturpolitischen Themen auseinandergesetzt und war zu dieser Zeit auch erstmals als Schriftsteller in Erscheinung getreten.<sup>25</sup> 1894 veröffentlichte er unter anderem das sozialkritische Volksstück *Ein Totschläger*<sup>26</sup> und die Erzählung *Mannsleut. Westerwälder Bauerngeschichten*, die Richard Dehmel im *Pan* als empfehlenswerte Neuerscheinung neben Werken u. a. von Otto Julius Bierbaum und Max Dauthendey auflistete.<sup>27</sup> Die freundschaftliche Verbindung zu Dehmel schuf Schäfer den Kontakt zum Berliner Literaturbetrieb.<sup>28</sup> Er gab seinen Lehrerberuf auf und zog 1898 nach Berlin. Zwar blieb der literarische Erfolg aus – Schäfer musste sich seinen Lebensunterhalt als Werbetexter verdienen,<sup>29</sup> zunächst beim Presseverlag August Scherl, dann für die Tropon

25 Schäfer selbst nennt den Sozialdemokraten Ernst Löwer als wichtigen Einfluss zu dieser Zeit: „Denn es ging, so glaubten wir glühend, nicht um die neue Literatur allein, um die Erneuerung der Dichtung, sondern um eine Wandlung des Menschengesistes, der neue Zustände schaffen würde.“ (Wilhelm Schäfer, *Rechenschaft*, Kempen-Niederrhein 1948, S. 91). Im *Lexikon meiner Mitmenschen*, das im Nachlass Schäfers erhalten ist (zweite endgültige Niederschrift vom 6.9.1940; HHI, NI. Wilhelm Schäfer), lautet der Eintrag zu Löwer: „Er war der erste meiner wirklichen Freunde und brachte mich zur Dichtung.“

26 Das Stück wurde kurz nach der Uraufführung am Elberfelder Stadttheater am 3.1.1894 polizeilich verboten, vgl. dazu das Nachwort in Wilhelm Schäfer, *Die Missgeschickten. Mit einem Kommentar und einem Nachwort neu herausgegeben von Christoph Knüppel und Cornelius Lüttke*, Bielefeld 2011, S. 129.

27 Vgl. Richard Dehmel, *[Bericht aus] Berlin*, in: *Pan*, H.2, 1895, S. 110–117. Zu Schäfers Beziehung zur Zeitschrift *Pan* vgl. Dok 66.

28 Schäfer notiert über Dehmel im *Lexikon meiner Mitmenschen* (wie Anm. 25): „Von meinen Freunden, derjenige, der am meisten Einfluss auf mich hatte. Als er mich zum ersten Mal in Elberfeld besuchte, stand er im Glanz seiner Berühmtheit, und ich bröselte in meinen ersten Anfängen.“ Zu Schäfers Zeit in Berlin und der Freundschaft mit Richard Dehmel vgl. das Nachwort von Christoph Knüppel in Schäfer, *Die Missgeschickten* (wie Anm. 26), S. 132–138 und Gertrude Cepl-Kaufmann, *Von Gerresheim nach Düsseldorf. Wilhelm Schäfers literarische Anfänge*, in: Dies., Hartkopf, *Das literarische Düsseldorf* (wie Anm. 17), S. 165–174, insbes. S. 170–173.

29 Zur späteren schriftstellerischen Tätigkeit Schäfers vgl. S. 233 f. mit Anm. 68. Eine Auflistung der Publikationen Schäfers bis 1937 findet sich in Conrad Höfer (Hrsg.), *Wilhelm Schäfer. Bibliographie*, Privatdruck [Berlin] 1937.



GmbH<sup>30</sup>, später in einer Seifenpulverfabrik<sup>31</sup> – jedoch konnte er während dieser Zeit Kontakte zu zahlreichen Intellektuellen, Schriftstellerinnen und Schriftstellern knüpfen, die für ihn als Herausgeber der *Rheinlande* wichtig werden sollten: Neben Richard und Paula Dehmel gehörten dazu Ida Auerbach, die zweite Frau Dehmels, Paul Scheerbar, Detlev von Liliencron, Franz Servaes, Harry Graf Kessler und Peter Hille. Von besonderer Bedeutung für Schäfer wurde seine Bekanntschaft mit dem rheinischen Industriellen, Komponisten, Schriftsteller und ersten Nietzsche-Herausgeber Fritz Koegel, der bis zu seinem frühen Tod im Oktober 1904 zu seinen wichtigsten Unterstützern gezählt werden kann.<sup>32</sup> Koegel war es auch, der Schäfer schließlich ins Rheinland zurückholte. Im Januar 1900 lud er Schäfer zu einer Lesung vor der *Freien literarischen Vereinigung*, deren Vorsitzender er war, nach Düsseldorf ein. (Vgl. Dok 3, 65, 66) Bei diesem Anlass stellte sich Schäfer einem Konsortium von Künstlern und Kunstfreunden vor und wurde im Frühjahr zum Herausgeber der Zeitschrift ernannt. (Vgl. Dok 4, 6, 66) Im Juni wurde die *Rheinische Kunstzeitschrift G. m. b. H.* gegründet, die bis Oktober 1903 die Trägerschaft für das Vorhaben übernahm.<sup>33</sup> Das erste Heft der Zeitschrift, die vermutlich auf Vorschlag Wilhelm Schäfers schließlich den programmatischen Titel *Die Rheinlande. Monatsschrift für deutsche Kunst* erhielt,<sup>34</sup>

30 Gründer des Mülheimer Unternehmens war Eberhard von Bodenhausen, der erste Vorsitzende der Genossenschaft *Pan*, den Schäfer in Berlin über Harry Graf Kessler kennengelernt hatte. Vgl. dazu Schäfers Ausführungen im Kapitel *Verhehltes Leben* in: Schäfer, *Rechenschaft* (wie Anm. 25), S. 130–167.

31 Es handelte sich um das Chemieunternehmen von Ernst Sieglin, dessen Direktor sein Freund und Förderer Fritz Koegel war. Vgl. dazu Schäfers Rückblick auf diese Zeit in Dok 65.

32 Vgl. den Nachruf Wilhelm Schäfers in den *Rheinlanden* im November 1904 (Dok 19). Zur Freundschaft Koegels mit Schäfer vgl. das Nachwort von Christoph Knüppel in Schäfer, *Die Missgeschickten* (wie Anm. 26), S. 182–190.

33 Eintrag zur Gründung der *Rheinischen Kunstzeitschrift G. m. b. H.*: Amtsgericht Düsseldorf, HRB 68. Geschäftsführer der GmbH war der Schriftsteller Hans Lücke, Fritz Koegel war sein Stellvertreter. Im Oktober 1902 wurde Lücke durch Fritz Bagel, den Sohn August Bagels d.J., ersetzt, der damals den Verlag von seinem Vater übernommen hatte. Vgl. dazu das Nachwort von Christoph Knüppel in Schäfer, *Die Missgeschickten* (wie Anm. 26), S. 185 mit Anm. 197.

34 Vgl. Dok 57. Zu den wechselnden Titeln und Untertiteln der *Rheinlande* vgl. 3.1.2 *Erscheinungsweise, Auflage, Format, Gestaltung*.

erschien im Oktober 1900.<sup>35</sup> Dem Herausgeber Schäfer stand ein elfköpfiger „künstlerischer Beirat“ zur Seite, der mit ihm die Redaktion besorgte, ihm gehörten unter anderem Theodor Rocholl und Fritz Koegel an.<sup>36</sup>

### *Das Programm der Kunstförderung*

Mit einer gehobenen Ausstattung richtete sich *Die Rheinlande* an eine kaufkräftige, elitäre Leserschaft.<sup>37</sup> Ihre Abonnenten erhielten zusammen mit jedem Heft eine oder mehrere mit aufwendigen Drucktechniken hergestellte Kunstbeilagen, daneben erschien zeitweise auch eine „durch feinen Text begleitete Musikbeilage“. (Dok 19, vgl. Abschnitt 3.1.3 *Heftstruktur und Rubriken*) Die Beiträge erstreckten sich über alle Bereiche der Kunst, einschließlich des Kunstgewerbes und der Architektur. Was zunächst lokal begrenzt war und vor allem einem repräsentativen Zweck dienen sollte – die Zeitschrift als „bedingungsloses Werbemittel für die Düsseldorfer Kunst“ (Dok 57, vgl. Dok 66) –, wurde schon bald zu einem umfassenden Instrument der Kunstförderung im gesamten rheinischen Gebiet ausgeweitet. Grundpfeiler der in den *Rheinlanden* propagierten „Pflicht“ zur „Kunstpflege“ war Schäfers Vorstellung einer spezifisch rheinischen Kunst- und Kulturlandschaft – „ehemals das reiche Mutterland der deutschen Kultur“, das nun aus dem „Dornröschenschlaf“ geweckt werden sollte. (Dok 52) Einbezogen wurden dabei alle Länder am Rhein, „von der Quelle bis zur Mündung“ (Dok 8), die nach Schäfers Auffassung eine historisch gewachsene kulturelle Einheit, einen geistigen Rheinbund, bildeten.<sup>38</sup>

35 Angezeigt wurden die *Rheinlande* im *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* am 18.10.1900 (Jg. 67, Nr. 243, S. [7951], Rubrik *Erschienene Neuigkeiten des deutschen Buchhandels*); zur Wahl des Titels vgl. auch Dok 8.

36 Dem Gründungsgedanken folgend, setzte sich dieser aus Künstlern, Industriellen und Beamten zusammen, vgl. Dok 10.

37 Vor Erscheinen des ersten Heftes warb man mit dem „vornehmen Charakter der Zeitschrift“ (Dok 9). Diese Ausrichtung machte das Blatt interessant für das Inserate-Geschäft, das eine wichtige Einnahmequelle der Zeitschrift darstellte (vgl. Abschnitt 3.1.4 *Vertrieb, Preis und Finanzierung*).

38 Vgl. Bernd Kortländer, *Robert Walser, die Zeitschrift „Die Rheinlande“ und ihr Herausgeber Wilhelm Schäfer*, in: *Vorträge der Robert Walser-Gesellschaft* 7 (2004), S. 39–60, hier

Das Ziel einer Wiederbelebung und Neupositionierung der Kunst im Westen Deutschlands verfolgte Schäfer in der Zeitschrift wie auch mit dem von ihm ins Leben gerufenen *Verband der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein*. Im Oktober 1903 hatte er sich nach Zerwürfnissen mit einigen der Düsseldorfer Gründerväter vom künstlerischen Beirat der *Rheinlande* getrennt<sup>39</sup> und den Berliner Kunstverlag Fischer & Franke als „geschäftliche Leitung“ gewonnen.<sup>40</sup> (Dok 13, vgl. Dok 14) Parallel führte er Gespräche über einen Förderverein, dessen Gründung am 30. Mai 1904 in Darmstadt offiziell bestätigt wurde.<sup>41</sup> (Vgl. Dok 16) Die Ziele des *Verbands der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein* deckten sich mit dem Programm der *Rheinlande*: den „starken Talenten gegen den Tagesgeschmack beizustehen“ (Dok 16), sie materiell und ideell zu unterstützen, bspw. durch Vergabe von Ehrengelähtern, Ankäufen und Ausstellungen<sup>42</sup>, Aufträgen sowie durch

S. 44, online unter [www.robertwalsch.ch](http://www.robertwalsch.ch). Vgl. dazu auch ders., *Gibt es rheinische Dichter?*, in: Bernd Kortländer, Gunter E. Grimm (Hrsg.), *„Rheinisch“: Zum Selbstverständnis einer Region*, Stuttgart 2001, S. 145–161, hier S. 153 u. Brenner, *„Das Rheinland aus dem Dornröschenschlaf wecken!“* (wie Anm. 16), S. 90–92: „Der Rhein wird in der Zeitschrift als kulturprägender Faktor empfunden und avanciert so zum länderübergreifenden und ländervereinenden Symbolträger.“ 1903 erschien ein Sonderheft der Zeitschrift über den Rhein (*Die Rheinlande*, Jg. 3, Bd. 6, H. 7, April 1903).

39 Zu den Gründen vgl. das Urteil Rocholls in Dok 57. Vgl. dazu auch Roth, *Die Künstler der Zeitschrift „Die Rheinlande“* (wie Anm. 19), S. 85.

40 Am 1. 9. 1903 verlegte der Verlag Fischer & Franke seinen Sitz von Berlin nach Düsseldorf, Grafenberger Chaussee 98 (vgl. *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel*, Jg. 70, Nr. 189, 17. 8. 1903, S. 6283, Rubrik *Geschäftliche Einrichtungen und Veränderungen*).

41 Zur Geschichte des Verbands vgl. Manfred Großkinsky, *Der Verband der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein und seine Aktivitäten*, in: *Die andere Moderne* (wie Anm. 16), S. 29–55 sowie Brenner, *„Das Rheinland aus dem Dornröschenschlaf wecken!“* (wie Anm. 16), insbes. S. 114–146. Die Entwicklung des Verbands aus der Perspektive Schäfers ist dokumentiert in dessen Rückblick *Zur Geschichte des Verbandes der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein*, in: *Die Rheinlande*, Jg. 17, Bd. 27, H. 3, März 1917, S. 58–[72] (in Auszügen: Dok 52).

42 Zur Situation des Ausstellungsbetriebs um 1900 vgl. Barbara Schaefer, *Die Sonderbundausstellung 1912*, in: Dies., *1912 – Mission Moderne. Die Jahrhundertschau des Sonderbundes*, Köln 2012, S. 36–57, hier insbes. S. 39: Der jungen ‚Moderne‘ blieb die Teilnahme an den wirtschaftlich wichtigen Ausstellungen verwehrt, sie präsentierte sich daher in Einzel- oder Gruppenausstellungen, auch fortschrittlich gesinnte Galeristen widmeten den neuen Strömungen regelmäßig Ausstellungen.

die der Zeitschrift beigelegten Kunstbeilagen. Mit dem Maiheft 1904 wurde die Zeitschrift zum Verbandsorgan.<sup>43</sup> 1907 übernahm der Verband dann den *Verlag der „Rheinlande“* als Hauptbeteiligter einer neu gegründeten GmbH mit Wilhelm Schäfer als Geschäftsführer. (Vgl. Dok 23) Nach finanziellen Schwierigkeiten<sup>44</sup> wurde die Zeitschrift ab 1911 erneut vom A. Bagel Verlag herausgegeben. (Vgl. Dok 38–40)

Entlang des Rheins wurden Kunstkommissionen eingerichtet, um „die Ziele des Verbandes in ihrem geographisch gegebenen Wirkungskreis zu fördern“.<sup>45</sup> Vorstand wie auch Kommissionen bestanden aus namhaften Mitgliedern, hervorzuheben sind Wilhelm Trübner, August Deusser, Karl Ernst Osthaus, Joseph Maria Olbrich, Leopold von Kalckreuth, Peter Behrens, und, nach der Anbindung der Schweizer Sektion, Ferdinand Hodler und Max Buri;<sup>46</sup> das Protektorat übernahm mit dem Großherzog Ernst Ludwig von Hessen bei Rhein ein einflussreicher Kunstmäzen, der bereits mit der ‚Mathildenhöhe‘ bei Darmstadt eine weitreichende Reformidee gefördert hatte.<sup>47</sup>

43 *Der Verband der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein* stand von Beginn an in Beziehung zur Zeitschrift, indem er sich auf den Abonnentenstamm der Zeitschrift stützen konnte (zu Beginn des Jahres 1905 hatte er 2557 Mitglieder, Ende des Jahres 2883 Mitglieder, vgl. Dok 21 u. 52). Auch wurden ab Mai 1904 die *Verbandsnachrichten* beigegeben, jedoch die programmatische Unabhängigkeit betont, vgl. Dok 17. Im Januar 1905 kündigte Schäfer eine engere Verbindung von Verband und Zeitschrift an (vgl. Dok 20). Vgl. zum Verhältnis Verband – Zeitschrift auch Anm. 48.

44 Die Übernahme der *Rheinlande*-Geschäfte durch den Verband bewertete Schäfer rückblickend als in finanzieller Hinsicht „folgenschwere[n] Entschluß“ (Dok 52). Dokumentiert ist ein drohender Konkurs des Unternehmens, der 1910 zum Bruch mit Fischer & Franke führte. Zuvor waren von Seiten des Verlags Forderungen nach einem Redaktionswechsel gestellt worden (vgl. Dok 35–37).

45 *Satzung des Verbands*, Paragraph 19 (zit. nach Brenner, „*Das Rheinland aus dem Dornröschenschlaf wecken!*“, wie Anm. 16, S. 116).

46 Vgl. dazu die Auflistung des Vorstands und der Mitglieder der Kunstkommissionen in den *Verbandsnachrichten* (*Die Rheinlande*, Jg. 4, Bd. 8, H. 8, Mai 1904, Beilage) u. Dok 52.

47 Vgl. Dok 16. Zum Mäzenatentum des Großherzogs Ernst Ludwig von Hessen bei Rhein vgl. Gertrude Cepl-Kaufmann, 1919 – *Zeit der Utopien. Zur Topographie eines deutschen Jahrhundertjahres*, Bielefeld 2019, insbes. S. 73–85 u. Sabine Brenner, Gertrude Cepl-Kaufmann, Martina Thöne (Hrsg.), „*Ich liebe nichts so sehr wie die Städte...*“. *Alfons Paquet als Schriftsteller, Europäer, Weltreisender*, Frankfurt am Main 2001, S. 31.

Schäfer wurde zum Schriftführer ernannt, wodurch er sowohl im Verband als auch in der Zeitschriftenredaktion eine gewichtige Stimme hatte.<sup>48</sup> (Vgl. Abschnitt 3.1.1 *Die Redaktion und ihre Mitarbeiter*)

Zunächst bezog sich die Förderung durch Verband und Zeitschrift vor allem auf die bildende Kunst, dann jedoch auch auf Literatur, was 1909 zur Gründung des *Frauenbunds zur Ehrung rheinländischer Dichter* führte, dessen Aktivitäten ebenfalls durch Wilhelm Schäfer gesteuert wurden.<sup>49</sup>

Welche Kunst als förderungswürdig galt, legt Schäfer im Vorwort zum Januarheft 1905 dar. Zum Ideal, an dem sich die ‚moderne‘ Kunst zu messen habe, wird die Malerei des Schwarzwälder Malers Hans Thoma erhoben,<sup>50</sup> der auch Mitglied der Karlsruher Kunstkommission des Verbands war:

Der Name Thoma bedeutet ein Programm [...]. Keiner bezweifelt, daß ein Programm Thoma deutscher ist als ein Programm Liebermann; nicht weil Liebermann in Berlin, und Thoma im Schwarzwald geboren wurde, sondern weil die Wurzeln Thomascher Kunst durchaus in der deutschen Landschaft liegen, was von der Liebermannschen nicht gesagt werden kann. Nicht ein-

48 Vgl. Kurt Kamlah, *Wilhelm Schäfer und der Verband der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein*, in: Karl Röttger (Hrsg.), *Wilhelm Schäfer zu seinem 50. Geburtstag*, München 1918, S. 218–228, hier insbes. S. 225–228: „Insbesondere wahrte er sich das Recht unbeschränkter alleiniger Redaktion.“ (ebd., S. 227). Das Verhältnis von Zeitschrift und Verband wurde in den ersten Jahren durchaus kontrovers diskutiert, ab November 1905 beschränkte sich die Verantwortlichkeit des Verbandsvorstands ausschließlich auf die *Monatlichen Mitteilungen des Verbandes in den Ländern am Rhein*, wodurch Schäfer hinsichtlich des Inhalts der *Rheinlande* gewissermaßen freie Hand hatte. Vgl. Großkinsky, *Der Verband der Kunstfreunde* (wie Anm. 41), S. 48.

49 Vgl. zum *Frauenbund zur Ehrung rheinländischer Dichter* und dessen Auszeichnung für Robert Walsers *Kleine Dichtungen* das *Editorische Nachwort* zu KWA I 7, insbes. S. 228–234. Am 15. 6. 1909 berichtet Wilhelm Schäfer an Blanche von Bodman: „Ich bin am 3. Juli in Darmstadt, das ist alles Neue, was ich weiß; ich will da den Frauenbund gründen, was mir natürlich furchtbar am Herzen liegt.“ (HHI, NI. Wilhelm Schäfer) 1910 wies Schäfer in einem längeren Artikel auf die schwierigen wirtschaftlichen Bedingungen der Dichter in Deutschland hin, vgl. Reinhold Treu [Wilhelm Schäfer], *Der Dichter in Deutschland*, in: *Die Rheinlande*, Jg. 10, Bd. 19, H. 1, Januar 1910. Zum Stellenwert der Literatur in der Zeitschrift vgl. unten Abschnitt *Literarische Beiträge in den Rheinlanden*.

50 Weitere häufig angeführte Bezugspunkte für die bildende Kunst sind Wilhelm Leibl, Wilhelm Trübner, Max Klinger und Arnold Böcklin.

mal Berlin ist darin, wie etwa in Baluschek, oder die Landschaft um Berlin, wie etwa in Leistikow, sondern vieles, was wir aus Holländern und Franzosen kennen: kein Wohlgefühl in der deutschen Kultur, sondern Respekt vor der europäischen, zu viel internationales Bewußtsein und zu wenig eigene Lebenskraft, gleichsam ein künstlich genährtes Kind, dem die Mutter zu wenig natürliche Nahrung mitgab. (Dok 20)

Durch gezielte Förderung einer solchen ‚volkstümlichen‘ Kunst, deren Wurzeln man nicht im Ausland oder in den Großstädten liegen sah, sondern in der deutschen Provinz, insbesondere am Rhein,<sup>51</sup> wollte man dem „unseligen Hang zur Fremdländerei“ (Dok 14) entgegenwirken – „ohne die fremde Kunst oder ihren anregenden Wert für unsere Künstler zu unterschätzen“ (Dok 13). Die Kritik zielte auf die Kunstzeitschriften in den tonangebenden Kunstzentren Berlin und München wie beispielsweise *Pan* (ab 1895), *Kunst und Künstler* (ab 1902), *Jugend* (ab 1896) oder *Die Insel* (ab 1899).<sup>52</sup> Vor allem in den kunstkritischen Beiträgen warf man diesen Blättern vor, sich zu stark am Einfluss ausländischer Kunst, besonders an den französischen Impressionisten, zu orientieren.

Schäfers Kritik zielte einerseits auf das Adaptieren fremder Kunststile, dann aber auch auf die sogenannte Heimatkunst. (Vgl. Dok 13) Jedoch zeigt sich das ideologische Profil der *Rheinlande* in der Praxis weitaus weniger eindeutig, als die programmatischen Texte Schäfers es vorgeben.<sup>53</sup> Im so-

51 Vgl. dazu Kortländer, *Robert Walser, die Zeitschrift „Die Rheinlande“...* (wie Anm. 38), S. 3. Zu dem für die *Rheinlande* zentralen Begriff des „Volkstümlichen“ vgl. Dok 13; Synonym verwendet wird der Begriff „Heimatsgepräge“ (Dok 7).

52 Zur Dominanz der Kunststädte Berlin und München vgl. Dok 15, 20, 52, 55. In ihrem Einsatz für das Nationale sahen sich die *Rheinlande* in der Tradition des von Ferdinand Avenarius herausgegebenen *Kunstwart*, vgl. Dok 13, 14. Der *Kunstwart* verfolgte die Entwicklung der Zeitschrift *Die Rheinlande* mit positivem Urteil (*Der Kunstwart*, Jg. XIX/9, H.1, Februar 1906, S. 523, Rubrik *Neue Zeitschriften*).

53 Vgl. Kortländer, *Robert Walser, die Zeitschrift „Die Rheinlande“ ...* (wie Anm. 38), S. 4: Zum einen lag dies am Anspruch der Zeitschrift, nicht nur die Interessen einer einzelnen Künstlergruppe zu vertreten, sondern eine ganze Region bzw. Nation abzudecken. Zum anderen am „breiten Spektrum der Beiträger“ (kunstkritische Beiträge verfassten für die *Rheinlande* bspw. Hermann Muthesius, Richard Hamann, Fritz Wichert und Walter Cohen). Zur Positionierung des *Verbands der Kunstfreunde* gegenüber den Sezessionen in Berlin und München auch

genannten Vinnen-Streit<sup>54</sup> wandte sich Schäfer 1911 gemeinsam mit Künstlern, Kunsthändlern und Sammlern wie Lovis Corinth, Max Beckstein, Max Pechstein, Franz Marc, Wassily Kandinsky, Max Liebermann, Paul Cassirer, Alfred Flechtheim und Alfred Walter Heymel gegen eine Provinzialisierung der deutschen Kunst.<sup>55</sup> Auch sein publizistisches Engagement für die Künstler des *Sonderbundes*<sup>56</sup> in den Jahren ab 1908 lässt die Zeitschrift durchaus als Sprachrohr eines modernen Stils in Deutschland erscheinen<sup>57</sup> – was Schäfer Kritik auch aus den eigenen Reihen einbrachte. (Vgl. Dok 37)

### *Die Kriegsjahre*

Nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs blieben die *Rheinlande* zunächst in erster Linie eine Kunstzeitschrift, in der das Zeitgeschehen nur am Rande eine Rolle spielte. Das Augustheft 1914 war der Deutschen Werkbundausstellung in Köln gewidmet, die wegen der Mobilmachung aus ihren Räumen verdrängt wurde, das Septemberheft brachte einen vor dem Krieg verfassten Bericht über die Schweizerische Landesausstellung, die, wie ein Rahmentext betont, ursprünglich zum Besuch hätte empfohlen werden sollen, was nun wegen des Krieges den meisten Deutschen „eine Unmöglichkeit

Katrin Schwarz, *Moderne am Rhein und Main – Künstlerische Strömungen aus Darmstadt und Frankfurt in der Zeitschrift „Die Rheinlande“*, in: *Die andere Moderne* (wie Anm. 16), S. 113–133, insbes. S. 118f.

54 Zu den Hintergründen dieser kulturell bedeutsamen Auseinandersetzung vgl. Schaefer, *Die Sonderbundaustellung 1912* (wie Anm. 42), S. 42f.

55 Vgl. *Im Kampf um die Kunst. Die Antwort auf den „Protest deutscher Künstler“*, München 1911.

56 Vgl. dazu bspw. Wilhelm Schäfer, *In eigener Sache*, in: *Die Rheinlande*, Jg. 8, Bd. 15, H. 6, Juni 1908, S. 166–168. Zum Sonderbund vgl. Roth, *Die Künstler der Zeitschrift „Die Rheinlande“* (wie Anm. 19), S. 90–94.

57 Laut Verlagsanzeige im *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* sah der A. Bagel Verlag seine Aufgabe darin, „der modernen Dichtung eine Heimstätte zu bieten“ und bezeichnete *Die Rheinlande* als „wohlfeile und bestrabattierte der modernen, führenden Kunstzeitschriften“. (Dok 40) Vgl. zum Verhältnis der *Rheinlande* zu der sich entwickelnden modernen Kunst Christoph Otterbeck, *Ambitionen und Grenzen bei der Vermittlung Moderner Kunst durch die Zeitschrift „Die Rheinlande“*, in: *Die andere Moderne* (wie Anm. 16), S. 341–349.

geworden“<sup>58</sup> sei. Der Beitrag hätte Teil eines Sonderheftes zur Landesausstellung sein sollen, das nun nicht erschien. Der Krieg hinterließ zunächst vor allem in den Paratexten seine Spuren, die Beiträge orientierten sich weiterhin an kulturellen Ereignissen oder zeitlosen Themen. Allerdings zeichneten viele Artikel dabei ein Bild einer volksverbundenen, starken, in der Landschaft verankerten deutschen Kultur, die gegen Frankreich und England verteidigt<sup>59</sup> und vor Russland<sup>60</sup> beschützt werden musste.<sup>61</sup> Sie lassen sich also durchaus unter die Kategorie der ‚geistigen Krieganleihen‘ rechnen, die helfen sollten, den Krieg zu legitimieren.<sup>62</sup>

Im Januar 1915 war dann ein ganzes Heft der Frage nach der Relevanz der Kunst in Kriegszeiten gewidmet.<sup>63</sup> Nun fand auch die Kriegsliteratur den Weg in die Zeitschrift, die in den ersten Kriegsmonaten inflationär entstanden war.<sup>64</sup> Schäfer besprach die Kriegsliteratur-Sammlung *Der Deutsche Krieg im Deutschen Gedicht*, die Julius Bab in monatlichen Heften herausgab und druckte daraus Proben ab. Es finden sich darunter so unterschiedliche Gedichte wie *Hassgesang auf England* von Ernst Lissauer und *Denken an einen Freund bei Nacht* von Hermann Hesse.

58 *Die Rheinlande*, Jg. 14, Bd. 24, H. 8/9, August/September 1914, S. 323.

59 Z. B. in Rudolf Kleins Aufsatz über *Deutsche Kulturwerte* in *Die Rheinlande*, Jg. 14, Bd. 24, H. 12, Dezember 1914, S. 408–412.

60 In diese Richtung geht z. B. der ausführliche und reich bebilderte Artikel Wilhelm Schäfers über die von Peter Behrens erbaute Deutsche Botschaft in St. Petersburg und ihre reiche Ausstattung mit Kunstschätzen, die nun „beim Ausbruch des Krieges“ dem „Petersburger Straßenpöbel aufgetan worden“ sei, der die „herrlichen Räume“ mit seinen „schmutzigen Stiefeln“ gestürmt habe, wohl als Reaktion auf Proteste und den Vorwurf der Barbarei gegen Deutschland nach der Beschießung der Kathedrale von Reims im August/September 1914. Den Protesten hatte sich auch der von Schäfer verehrte Ferdinand Hodler angeschlossen.

61 Kortländer spricht von einer Obsession Schäfers, bei allen Kunstkritiken den Eigenwert und die Gleichwertigkeit der deutschen Gegenwartskunst zu behaupten, vgl. Bernd Kortländer, *Gedanken zur Wilhelm-Schäfer-Ausstellung, Ottrau 1992*, in: *Wilhelm Schäfer (1868–1952). Ausstellung zum 40. Todesjahr in Ottrau*, hrsg. v. der Gemeinde Ottrau, 1992, [7]–[13], hier S. [11].

62 Zu den ‚Krieganleihen des Geistes‘ vgl. Alexander Honold, *Einsatz der Dichtung. Literatur im Zeichen des Ersten Weltkriegs*, Berlin 2015, S. 205–320.

63 Vgl. besonders Joachim Benn, *Probe auf die Kunst (Kunst und Krieg)*, in: *Die Rheinlande*, Jg. 15, Bd. 25, H. 1, Januar 1915, S. 25–27, hier S. 25.

64 Vgl. dazu Honold, *Einsatz der Dichtung* (wie Anm. 62), S. 13 u. 224.



Im Verlauf des Krieges verstärkte sich die patriotische, nationalistische Ausrichtung der Zeitschrift. Bereits die Namen der Autoren, die während der Kriegszeit in den *Rheinlanden* zu Wort kamen, lassen auf die zunehmende ideologische Verengung schließen: Erwin Guido Kolbenheyer, Paul Ernst, Ernst Bacmeister, Charlotte Westermann, Wilhelm von Scholz oder auch der Schweizer Jakob Schaffner – allesamt Autoren, die sich später während des Nationalsozialismus kompromittiert haben – wären hier anzuführen, außerdem der Esoteriker Rudolf John Gorsleben sowie der völkische Publizist Philipp Stauff.<sup>65</sup> Schäfer selbst gestaltete seine Haltung zum Krieg im Februar 1915 in der Schützengrabennovelle *Puppchen*<sup>66</sup> zur Parabel: Der Krieg soll die Deutschen von der großstädtischen Dekadenz, repräsentiert durch den Gassenhauer *Puppchen, mein Augensterne*, heilen und zurück zu Kulturwerten führen, die im Text durch Luthers Kampflied *Ein feste Burg ist unser Gott* vertreten werden.

Die Aktivitäten des *Verbands der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein* waren während des Krieges stark eingeschränkt und standen im Zeichen der Kriegsfürsorge für die Künstler im Verbandsgebiet.<sup>67</sup>

### *Nachkriegszeit und Einstellung der Zeitschrift*

Im Herbst 1918 siedelte Schäfer auf die ‚Sommerhalde‘ in Ludwigshafen am Bodensee um und zog sich zunehmend aus der Redaktionsleitung der *Rheinlande* zurück, um sich seiner eigenen schriftstellerischen Produktion zuzuwenden.<sup>68</sup> Im Januar 1918 wurde die Zeitschrift aufgrund von Papier-

65 Stauff steuerte ab 1914 mehrere Beiträge bei; sein Thema war der Umgang des Christentums mit germanischen Sitten, Bräuchen und Symbolen. Schon im Oktoberheft 1914 verglich er *Heilige Feme und Justitia*. Im September/Oktober 1918, im gleichen Heft, in dem Walsers *Die Knaben* gedruckt wurde, erschien von ihm der Aufsatz *Das Lichtkreuz*.

66 Wilhelm Schäfer, *Puppchen*, in: *Die Rheinlande*, Jg. 15, Bd. 25, H. 2, Februar 1915, S. 68–71.

67 Vgl. Wilhelm Schäfer, *Zur Geschichte des Verbandes der Kunstfreunde* (wie Anm. 41), hier S. 70: „So brach mit dem Sommer 1914 unsere Tätigkeit in der gewohnten Form ab, an große Ausstellungen, Preisausschreiben oder gar festliche Tagungen war nicht mehr zu denken, die Kunstpflege war eine Notstandsarbeit geworden, um so dringender aber wurde die Aufgabe für unsern Verband. 1915. Das zwölfte Verbandsjahr stand ganz im Zeichen der Kriegsfürsorge.“

68 1918 erschien im Verlag Georg Müller Schäfers *Lebensabriß* und vier Bände *Erzählende*

mangel auf eine Zweimonatsschrift umgestellt (vgl. Dok 53, 54), 1920 erschien sie nur noch als Vierteljahrsschrift.<sup>69</sup> Im Jahr 1919 waren von Schäfer keine Texte im Hauptteil der *Rheinlande* zu lesen. Einsendungen sollten nun nicht mehr an ihn, sondern an den Verlag gerichtet werden. Er blieb aber, unterstützt durch Otto Doderer, den er als seinen Nachfolger vorgesehen hatte,<sup>70</sup> für den literarischen Teil verantwortlich und zeichnete als Herausgeber. Den bildkünstlerischen Teil betreute der Kunsthistoriker Walter Cohen, mit dem Erneuerungsversuche und neue Ideen in der Zeitschrift Platz fanden. So initiierte Cohen 1918 eine Ausstellung des von Herbert Eulenberg, Arthur Kaufmann und Adolf Uzarsky gegründeten Künstlerbunds *Das junge Rheinland*, der wiederum von Karl Koetschau in den *Rheinlanden* besprochen wurde.<sup>71</sup> Auch ermöglichte er es Autoren wie dem Künstler und Mitglied der *Kölnner Progressiven* Franz Wilhelm Seiwert, in den *Rheinlanden* zu publizieren.<sup>72</sup> Daneben finden sich in der Zeitschrift weiterhin aber auch politisch konservative Beiträge wie Leopold Ziegler oder Emil Strauß.<sup>73</sup> Erwin Guido

*Schriften.* 1921 veröffentlichte er *Drei Briefe mit einem Nachwort an die Quäker* und in der von Carl Seelig herausgegebenen Reihe *Die zwölf Bücher* den Erzählungsband *Frühzeit*. In dieser Reihe steht Schäfer u. a. neben Carl Hauptmann, Hermann Hesse, Romain Rolland, Stefan Zweig, Wilhelm Schmidtbonn, André Suarès, Ernst Toller und Henri Barbusse. Vgl. dazu die überlieferte Korrespondenz Schäfers mit Seelig und den Verlagsvertrag im RWZ Bern (Signatur: RWZ, NI. Carl Seelig, B-2-SCHAE). Nachdem 1920 bereits Auszüge in den *Rheinlanden* veröffentlicht wurden, erschien 1922 Schäfers *Die dreizehn Bücher der deutschen Seele*, mit dem er „dem deutschen Volk nach der Niederlage im Ersten Weltkrieg und der Demütigung von Versailles eine Stütze an die Hand geben wollte“.

69 1916 gab es bereits auch zwei Doppelhefte (H. 7/8 u. 10/11). Zwischen 1916 und 1921 sank der Seitenumfang der Jahrgänge kontinuierlich von über 400 Seiten auf weniger als 200, vgl. Otterbeck, *Ambitionen und Grenzen bei der Vermittlung Moderner Kunst ...* (wie Anm. 57), S. 346.

70 Vgl. Brenner, „*Das Rheinland aus dem Dornröschenschlaf wecken!*“ (wie Anm. 16), S. 197 f. sowie Dok 60 u. 66.

71 Karl Koetschau, *Das junge Rheinland*, in: *Die Rheinlande*, Jg. 19, Bd. 29, H. 7/8, Juli/August 1919, S. 133–142.

72 Vgl. Brenner, „*Das Rheinland aus dem Dornröschenschlaf wecken!*“ (wie Anm. 16), S. 184–189.

73 Ziegler und Strauß fanden sich zusammen mit Wilhelm Schäfer, Paul Natorp und Alfons Paquet auch auf der ‚Sommerhalde‘ zu einem von Schäfer einberufenen „seltsame[n] Parla-

Kolbenheyers revanchistisches Pamphlet *Wem bleibt der Sieg?*, in dem er die deutsche Niederlage in einen moralischen Sieg umdeutet und Deutschland zum gefesselten Prometheus stilisiert, war in der gleichen Nummer (September/Oktober 1919) zu lesen wie Robert Walsers *Das letzte Prosastück* und sein Gedicht *Puppe*. Auch nach 1919 vertrat die Zeitschrift also ähnliche Positionen wie während des Krieges. 1921 erklärte Schäfer in den *Rheinlanden* ein rückwärtsgewandtes Programm:

Was auch die Zukunft bringen mag, die Rheinlande müssen wieder werden, was sie waren, anders wird kein Reich sein. So ist jedes auch das geringste zu begrüßen, was der Wiederbelebung der alten rheinländischen Kultur dient. (Dok 58)

Mitgliederschwund und Inflation gruben der Zeitschrift nach und nach die finanzielle Basis ab. Bemühungen, sie im Georg Müller Verlag unterzubringen, um „aus den ‚Rheinlanden‘ eine größere Revue zu machen“, scheiterten.<sup>74</sup> (Dok 60, vgl. Dok 62) Mit dem Doppelheft 3/4 musste die Zeitschrift schließlich Ende 1922 eingestellt werden.<sup>75</sup>

Wilhelm Schäfer, der sich rückblickend als Diener und „Sprecher“ des „deutschen Volkstums“ bezeichnet hatte,<sup>76</sup> blieb auch nach der Macht-ergreifung durch die Nationalsozialisten als angesehener Kulturagitator,

ment“ ein, um in der geistigen Not der Nachkriegszeit wieder die „Volkskräfte [zu rufen]“. Zum Bund *Sommerhalde*, vgl. Manfred Bosch, „*Ich folge dem Ruf meines Volkes ...*“. *Wilhelm Schäfer auf der Sommerhalde*, in: Ders., *Bohème am Bodensee. Literarisches Leben am See von 1900 bis 1950*, Lengwil am Bodensee 1997, S. 84–89, hier S. 86 u. ders., „*Wir sind Sitzriesen der Menschenwürde, die, wenn sie aufstehen, verflucht kurze Beine haben*“ – *Wilhelm Schäfer und der Bund der Sommerhalde 1919/20 in Ludwigshafen am See*, in: *Hegau. Menschen – Schicksale*, Bd. 63 (2006), S. 85–112. Vgl. auch die Dokumente zur Gründung des Bunds im HHI, NI. Wilhelm Schäfer.

74 Vgl. die optimistische Aussage Schäfers in einem Brief an Blanche Schäfer vom 17.4.1920: „Von 1921 ab werden ‚Die Rheinlande‘ wieder als Monatshefte erscheinen auf großer Grundlage.“ (HHI, NI. Wilhelm Schäfer).

75 Der *Verband der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein* wurde 1923 aufgelöst; Versuche von Doderer und Schäfer, Zeitschrift und Verband wieder zum Leben zu erwecken, sind bis ins Jahr 1924 dokumentiert (vgl. Dok 63, 64).

76 Wilhelm Schäfer in: *Die schöne Literatur*, Jg. 30, H. 10, 1929, S. 453.

Referent und Publizist aktiv und bediente sich seiner Rolle in den Institutionen des nationalsozialistischen Kulturbetriebs, um seine kulturpolitischen Ziele weiter zu verfolgen.<sup>77</sup>

#### *Literarische Beiträge in den Rheinlanden*

Neben der bildenden Kunst hatte in den *Rheinlanden* von Beginn an auch die Literatur ihren Platz. Schon im Gründungsaufwurf war festgelegt worden: „Literarische Beiträge in lyrischer und novellistischer Form, besonders soweit diese als Vorwurf für Illustrationen in Betracht kommen, treten hinzu.“ (Dok 1) Das erste Heft wurde von einem Gedicht eröffnet, *Dem Künstler* von Hedwig Lachmann. Im Jahrgang 1901 stellte Schäfer im Rahmen einer Serie über rheinische Dichter Heinrich Hansjakob, Karl Henckell und Carl Ferdinands (d. i. Carl Ferdinand van Vleuten) vor, jeweils mit Werkproben. Dabei wurde das Rheinland im Sinne des Programms von Anfang an weit gefasst (vgl. Dok 8), wodurch sich auch der Kreis der zur Auswahl stehenden Dichter vergrößerte.

Die Herkunft der Beiträger aus den Ländern am Rhein spielte später immer weniger eine Rolle. Programmatisch äußerte sich Wilhelm Schäfer 1906 zur Auswahl der literarischen Beiträge: sie sollte „rein künstlerisch und so geschehen, daß wir alle seichte Unterhaltung wie überkünstelte Spielerei vermeiden“. (Dok 13) Die Zeitschrift hatte im Bereich der Literatur den gleichen Anspruch wie in der Kunst, „Anregung zu geben, Vergessenes und wenig Beachtetes hervorzuheben, soweit es unsere Zeit bereichert und belebt“. (Dok 22) Sie tat dies durch Buchkritiken, ausführliche Würdigungen einzelner Autoren und durch den Abdruck von Buchauszügen oder Originalbeiträgen sowie Aufsätzen zu literarischen Themen.<sup>78</sup> Der in den *Rheinlanden* vertretene Literaturbegriff orientierte sich an einem eher klassischen Ideal. Refe-

77 Schäfer war ab Mai 1933 Ehrensator der gleichgeschalteten *Deutschen Akademie der Dichtung*. Vgl. Honold, *Einsatz der Dichtung* (wie Anm. 62), S. 85 f.

78 Vgl. zu den literarischen Beiträgen in der Zeitschrift Inga Pohlmann, *Die Autoren der Zeitschrift „Die Rheinlande – Monatsschrift für deutsche Kunst und Dichtung“*, in: *Die andere Moderne* (wie Anm. 16), S. 361–371.

renzautoren, die in Kritiken oft genannt werden, sind Goethe, Keller, Hebel, zuweilen C. F. Meyer.<sup>79</sup>

Den Bereich der Buchkritiken, Würdigungen und Empfehlungen deckten neben Wilhelm Schäfer zu verschiedenen Zeiten auch Hermann Hesse, Albert Geiger, Karl Röttger, Joseph Oswald, Benno Rüttenauer, Lisbeth Schäfer, Wilhelm Schäfers zweiter Frau, und Werner Mahrholz sowie die zeitweiligen Redaktionsassistenten Alfons Paquet, Joachim Benn und Otto Doderer ab. (Vgl. Abschnitt 3.1.1 *Die Redaktion und ihre Mitarbeiter*). Julius Bab, der für Siegfried Jacobsons *Schaubühne* tätig war, gehörte ab 1911 zu den regelmäßigen Beiträgern der Zeitschrift, vornehmlich mit kritischen Beiträgen zu Drama und Lyrik. Ernst Lissauer war mit Aufsätzen zu literarischen Themen, vor allem zur Lyrik, in der Zeitschrift vertreten.

Kritiken und Würdigungen wurden oft von Auszügen aus den besprochenen Büchern begleitet. Es gab in den *Rheinlanden* aber auch Erstveröffentlichungen literarischer Beiträge. Schäfer rekrutierte viele Beiträge aus seinem persönlichen Bekanntenkreis.<sup>80</sup> Zahlreiche Kontakte stammten wohl noch aus seiner Berliner Zeit, wie Franz Servaes oder Paul Scheerbart. Andere gehören eher zum rheinländischen Umfeld.<sup>81</sup> Schäfer nutzte aber auch gezielt seine Bekanntschaft z. B. mit Hermann Hesse und Richard Dehmel, um mit Autoren, die ihn interessierten, in Verbindung zu kommen.<sup>82</sup>

Einige der Beiträger wurden – wie 1914 Robert Walser – vom *Frauenbund* geehrt, beispielsweise Wilhelm Schmidtbonn, Herbert Eulenberg und

79 Zu weiteren literarischen Leitfiguren im Literaturteil der *Rheinlande* vgl. Pohlmann, *Die Autoren der Zeitschrift „Die Rheinlande ...“* (wie Anm. 78), S. 369.

80 Vgl. ebd., S. 361.

81 Im *Lexikon meiner Mitmenschen* (wie Anm. 25) ist von zahlreichen Autoren dokumentiert, dass Schäfer sie persönlich gekannt hat.

82 Wie die Kontakte zustande kamen, belegt z. B. ein Brief von 1907 an Hermann Hesse, ob dieser ihm „den Schaffner zuführen“ könne. (Dok 27) Im Unterschied zu Hesse, war Dehmel aber selber kaum mit Beiträgen in der Zeitschrift vertreten. Ab 1910 fanden sich unter den Beiträgern vermehrt auch Autoren des Georg Müller Verlags, in dem Schäfer seine Bücher publizierte. Schäfer berichtet im *Lexikon meiner Mitmenschen* (wie Anm. 25), Eintrag zu *Samuel Fischer*, er habe für Georg Müller mit Fischer verhandelt, um für Emil Strauß einen Verlagswechsel zu Müller zu ermöglichen, was am Ende gelang.

Benno Rüttenauer.<sup>83</sup> Daneben finden sich Namen wie Albert Geiger, Karl Röttger, Fritz Wichert, Anna Croissant-Rust, Ernst Schur, Paul Zech, Kasimir Edschmid, Norbert Jacques, die Schweizer Jakob Bosshart, Jakob Schaffner, auch Carl Spitteler, der allerdings nur mit zwei Buchauszügen präsent war. Nicht zuletzt war auch Wilhelm Schäfers eigenes literarisches Schaffen prominent in den *Rheinlanden* vertreten.

Robert Walser war im Vergleich zu anderen Autoren auffällig oft in der Zeitschrift zu lesen, auch über einen langen Zeitraum. Ein weiterer Autor, der quantitativ und qualitativ heraussticht, ist Hermann Hesse, von dem ab 1904 zahlreiche literarische Texte in den *Rheinlanden* erschienen waren. Nach Schäfer selbst hat er die meisten Beiträge für die Zeitschrift verfasst, ab Mitte 1916 war er in den *Rheinlanden* jedoch nicht mehr zu lesen.<sup>84</sup>

### 3.1.1 Die Redaktion und ihre Mitarbeiter

Von den Anfängen 1900 bis zur Einstellung der Zeitschrift 1922 besorgte die meiste Zeit Wilhelm Schäfer die Redaktion der Zeitschrift. Finanzielle Engpässe<sup>85</sup> in den Jahren ab 1907 bis 1911 zwangen Schäfer dazu, zahlreiche Heftbeiträge – oft auch unter Verwendung von Pseudonymen,<sup>86</sup> „damits das Publikum nicht so merkt“ (Dok 27) – selbst zu verfassen. Diese Praxis hat er auch später beibehalten. Während seiner Tätigkeit als Herausgeber hatte Schäfer jedoch auch wechselnde Redaktionsassistenten und -mitarbeiter.

Von Oktober 1900 bis Oktober 1903 war dem Herausgeber ein künstlerischer Beirat zur Seite gestellt, in dem die bildenden Künstler eine Mehrheit

83 Vgl. oben S. 229 mit Anm. 49.

84 Die im Ton freundschaftliche Korrespondenz zwischen Schäfer und Hesse setzte sich indessen fort. Vgl. zum Verhältnis von Schäfer und Hesse Kerstin Glasow, *Hermann Hesse und die Kulturzeitschrift „Die Rheinlande“*, in: Sabine Brenner, Kerstin Glasow, Bernd Kortländer (Hrsg.), *„Beiden Rheinufeln angehörig“ – Hermann Hesse und das Rheinland*, Ausstellung im Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf vom 1. September bis 9. November 2002, Düsseldorf 2002, S. 93–98, hier S. 97.

85 Vgl. Anm. 44.

86 W. Gischler, Karl Pfälzer, Reinhold Treu, Karl Ebinghaus, Einzell, E. P. Keith (vgl. Dok. 66).

stellten. (Vgl. Dok 10, 66) Einige der Beiräte verfassten Beiträge für die *Rheinlande*, auch nach Auflösung des Beirats im Oktober 1903.<sup>87</sup>

1902 konnte Schäfer den gebürtigen Wiesbadener Alfons Paquet gewinnen, wenn auch nur für kurze Zeit.<sup>88</sup> Heinrich Ernst Kromer war von August 1905 bis Frühjahr 1906 als Redaktionsassistent tätig.<sup>89</sup> Im Januar 1909 holte Schäfer Robert Schwerdtfeger aus Berlin in die Redaktion.<sup>90</sup> Von 1911 bis 1915 schrieb Joachim Benn für die *Rheinlande*, ebenfalls als Mitglied der Redaktion. Robert Schwerdtfeger und Joachim Benn fielen im Ersten Weltkrieg. (Dok 66) Ab 1919 wurde Otto Doderer, der schon zuvor Beiträge verfasst hatte, als Redaktionsmitarbeiter eingestellt.

Auch Lisbeth Schäfer arbeitete maßgeblich an der Zeitschrift mit. Sie verfasste ab 1913 regelmäßig Beiträge, darunter viele Buchbesprechungen, und übernahm redaktionelle Aufgaben. Im *Frauenbund zur Ehrung rheinländischer Dichter* war sie als Mitglied der Lesekommission tätig.<sup>91</sup> Ab 1916, nach ihrer Scheidung von Wilhelm Schäfer und dessen Wegzug nach Hofheim am Taunus, intensivierte sich ihre Tätigkeit für die Redaktion.<sup>92</sup>

87 Zwischen 1900 und 1905 haben Fritz Koegel, Heinrich Hermanns, Hans Lücke, Theodor Rocholl und Willy Spatz Beiträge verfasst, vgl. oben S. 225f.

88 Vgl. zu Paquet allgemein Brenner, Cepl-Kaufmann, Thöne, „*Ich liebe nichts so sehr wie die Städte ...*“ (wie Anm. 47). Paquet übernahm im Anschluss seiner Tätigkeit für Schäfer die Redaktion des *Ausstellungsblattes* für die 1902 in Düsseldorf gezeigte *Industrie- und Gewerbeausstellung für Rheinland, Westfalen und benachbarte Bezirke, verbunden mit einer Deutsch-Nationalen Kunstausstellung*, blieb der Zeitschrift aber als gelegentlicher Beiträger erhalten und stand mit Schäfer auch Jahrzehnte später noch in Kontakt.

89 Vgl. Inga Pohlmann, „*Mein Aufsatz gefiel Schäfer über Erwarten*“ – *Der Konstanzer Künstler und Autor Heinrich Ernst Kromer als Mitarbeiter der Kulturzeitschrift „Die Rheinlande“*. Vortrag am 21.1.2014 in der Städt. Wessenberg-Galerie Konstanz, online unter: [https://www.forum-allmende.de/wp-content/uploads/kromer\\_als\\_mitarbeiter\\_der\\_rheinlande.pdf](https://www.forum-allmende.de/wp-content/uploads/kromer_als_mitarbeiter_der_rheinlande.pdf) u. Barbara Stark, *Geöffnete Horizonte – Kunst und Künstler am Bodensee, in der Schweiz und Schwaben*, in: *Die andere Moderne* (wie Anm. 16), S. 225–237, hier S. 227.

90 Vgl. dazu Wilhelm Schäfers Eintrag zu Robert Schwerdtfeger im *Lexikon meiner Mitmenschen* (wie Anm. 25) und die Mitteilung *In eigener Sache*, in: *Die Rheinlande*, Jg. 9, Bd. 17, H. 2, Februar 1909, S. [72].

91 Vgl. das *Editorische Nachwort* zu KWA I 7, S. 230.

92 Vgl. zu Lisbeth Schäfers Redaktionstätigkeit Inga Pohlmann, *Die Autoren der Zeitschrift „Die Rheinlande ...“* (wie Anm. 78), S. 365.

Es gab auch immer wieder Beiträger, die ein bestimmtes Ressort oder Thema regelmäßig bearbeiteten. Von 1903 bis 1906 besorgte Fritz Koegel, ohne dessen Rat „in der sonstigen Leitung, im Text wie im Bild, nichts Wichtiges“ geschah (Dok 19), die Musikbeilagen der *Rheinlande*. Seit der Übernahme des *Verlags der „Rheinlande“* durch den Verband im Jahr 1907 kamen Fritz Wichert für die Kunstwissenschaft, Albert Geiger für die Lyrik, Wilhelm Schmidtbonn für das Drama dazu; Schäfer selbst besorgte die übrige Literatur. Arnold Mendelssohn übernahm die Berichterstattung über die Musik. 1919 übernahm Walter Cohen das Ressort Kunstgeschichte, Schäfer betreute weiter die Literatur, bis es Ende 1920 Otto Doderer übernahm.

Gelegentlich veröffentlichte auch Hans Trog, der Feuilletonredakteur der *Neuen Zürcher Zeitung* in den *Rheinlanden*. Bis 1903 erschienen einige kleinere Beiträge, 1912 dann ein Nachruf auf Josef Victor Widmann.<sup>93</sup>

### 3.1.2 Erscheinungsweise, Auflage, Format, Gestaltung

#### *Erscheinungsweise*

*Die Rheinlande* erschien von 1900 bis 1917 als Monatsschrift in den „ersten Tagen jedes Monats“ und war durch die „Post bis spätestens zum 15. des Monats in den Händen der Mitglieder“. (Dok 15) Ab Jahrgang 18 (1918) konnte die Zeitschrift aufgrund des Papiermangels nur noch in sechs Doppelheften alle zwei Monate erscheinen (vgl. Dok 53, 54), ab 1920 erschien sie nur noch als Vierteljahrsschrift. 1922 brachte dann die Inflation den Jahrgang mit einem „schmalen Heft“ 3/4 zu einem „raschen Abschluß“, da bei einem Heft „im alten Umfang“ seine „Herstellungskosten den Mitgliedsbeitrag um ein Vielfaches überschritten“ hätten. (Dok 62, vgl. Dok 59)

93 H. [Hans] Trog, *Josef Victor Widmann* († 6. Nov.), in: *Die Rheinlande*, Jg. 12, H. 1, Januar 1912, S. 26–28. Über die *Rheinlande* wurde wiederum in der *NZZ* geschrieben. 1908 las Wilhelm Schäfer im *Literarischen Klub* in Zürich aus seinen neu erschienenen *Anekdoten*, vgl. dazu Stark, *Geöffnete Horizonte ...* (wie Anm. 89), S. 227.



Die Hefte waren von Anfang an darauf ausgelegt, zu Bänden zusammengebunden zu werden.<sup>94</sup> (Abb. 5) Zunächst lief die Jahrgangszählung von Oktober bis März und von April bis September. Ab April 1902 wurden die Bände über die Hefteinheit hinweg durchgängig paginiert. 1904 wurde die Zählung durch einen überlangen Band (April–Dezember) mit dem Kalender in Takt gebracht. (Vgl. Dok 15) 1911, mit Band 21, wurde von Halbjahres- auf Jahresbände umgestellt. Die Bände wurden teilweise auch inhaltlich zusammenhängend geplant, so dass die Beiträge und Sonderhefte einen Zusammenhang bildeten und Fortsetzungsbeiträge innerhalb des Jahrgangsbandes abgeschlossen wurden.<sup>95</sup>

Im Verlauf ihres Erscheinens änderte die Zeitschrift mehrmals ihren Titel, Untertitel und den Verlag:

- Jg. 1, H. 1, Oktober 1900 – Jg. 3, H. 12, September 1903: *Die Rheinlande. Monatsschrift für deutsche Kunst*, Kommissionsverlag A. Bagel
- Jg. 4, H. 1, Oktober 1903 – Jg. 4, H. 12, Dezember 1904: *Die Rheinlande. Düsseldorfer Monatshefte für deutsche Art und Kunst*, Verlag der „Rheinlande“ (v. Fischer & Franke)
- Jg. 5, H. 1, Januar 1905 – Jg. 5, H. 12, Dezember 1905: *Düsseldorfer Monatshefte für deutsche Art und Kunst*, Verlag der „Rheinlande“ (v. Fischer & Franke)
- Jg. 6, H. 1, Januar 1906 – Jg. 10, H. 12, Dezember 1910: *Die Rheinlande. Monatsschrift für deutsche Art und Kunst*, Verlag der „Rheinlande“ (v. Fischer & Franke)
- Jg. 11, H. 1, Januar 1911 – Jg. 17, H. 12, Dezember 1917: *Die Rheinlande. Monatsschrift für deutsche Kunst und Dichtung*, Verlag A. Bagel
- Jg. 18, H. 1, Januar 1918 – Jg. 19, H. 11/12, November/Dezember 1919: *Die Rheinlande. Monatsschrift für deutsche Kunst und Dichtung. Organ*

94 Vgl. dazu Abschnitt 3.1.2 zu *Gestaltung*. Einbanddecken konnten über den Buchhandel oder beim Verlag für 2 M. bezogen werden. Ein Inhaltsverzeichnis für die Bände lag jeweils dem letzten Heft eines Jahrgangs bei.

95 Vgl. dazu die redaktionelle Mitteilung *An unsere Leser*, in: *Die Rheinlande*, Jg. 3, Bd. 6. H. 7, April 1903, unpag. Mit dem Jahrgangsband sollte der Leser „in den Besitz von vier abgeschlossenen Werken über den Rhein, die Schweiz, die Mosel und Westfalen“ kommen.

*des Verbandes der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein*, Verlag A. Bagel

– Jg. 20, H. 1, Januar 1920 – Jg. 22, H. 3/4, Juli–Dezember 1922: *Die Rheinlande. Vierteljahrsschrift des Verbandes der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein*, Verlag A. Bagel

Ab Jahrgang 10 (1910) bis Jahrgang 18 (1918)<sup>96</sup> erschien von den *Rheinlanden*, die unter diesem Titel „nur an die Mitglieder des Verbandes der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein als Verbandsorgan geliefert“ wurde, zudem unter dem Titel *Deutsche Monatshefte* eine „Ausgabe für den Buchhandel“. (Dok 39, vgl. Dok 38, 40 u. Abb. 3)

### *Auflage*

Für die Auflagenhöhe der Zeitschrift lässt sich eine Größenordnung aus der Zahl der Abonnenten bzw. der Mitglieder des *Verbands der Kunstfreunde* erschließen: Zu Beginn des Jahres 1905 hatte der Verband 2557 Mitglieder, Ende des Jahres 2883 Mitglieder. (Vgl. Dok 21 u. Dok 52) Aus dem Jahr 1910 ist ein Vertragsentwurf mit dem A. Bagel Verlag überliefert, in dem von einer Auflage von 2500 Exemplaren ausgegangen wurde, die allerdings nach Bedarf erhöht werden konnte. (Vgl. Dok 38) In den Kriegsjahren war die Abonnentenzahl gesunken.<sup>97</sup>

Über die Auflage der Buchhandelsausgabe der *Rheinlande*, die *Deutschen Monatshefte*, ist nichts bekannt.

### *Format*

*Die Rheinlande* erschienen im Quartformat. Das Heftmaß betrug bis 1905 ca. 23,6 × 29,7 cm, der Satzspiegel 17 × 22,9 cm. Danach reduzierte man das

<sup>96</sup> Vgl. dazu die Angaben bei Carl Diesch, *Bibliographie der germanistischen Zeitschriften*, Bd. 1, Leipzig 1927, S. 334 (Nr. 4605) und Thomas Dietzel, Hans-Otto Hügel, *Deutsche literarische Zeitschriften 1880–1945. Ein Repertorium*, Bd. 4, München, New York, London, Paris 1988, S. 1034.

<sup>97</sup> Vgl. Brenner, „*Das Rheinland aus dem Dornröschenschlaf wecken!*“ (wie Anm. 16), S. 184.

Format leicht auf 23 × 29,3 cm mit einem Satzspiegel von 17 × 23,4 cm.<sup>98</sup> Dies blieb während des gesamten Zeitraums, in dem Walsers Beiträge in der Zeitschrift abgedruckt wurden (1907 bis 1919), unverändert.

### *Gestaltung*

Auf die gestalterische Qualität der Zeitschrift wurde von Beginn an sehr viel Wert gelegt. Mit sparsam eingesetzten Vignetten und Zierleisten erschien *Die Rheinlande* weitgehend durchkomponiert. „Ohne im Buchschmuck aufzugehen“ wollte man „ein Muster eines einfachen und doch vornehmen deutschen Buchsatzes“ geben. (Dok 7) Die Beigabe von Originalgraphiken zeugt vom hohen gestalterischen Anspruch. Es wurden je nach Technik der wiedergegebenen Bilder verschiedene, entsprechend geeignete Papiere verwendet. (Vgl. Dok 18, 20, 40) Ab 1907 gab es einen Wechsel im typographischen Konzept: die bisher mehrheitlich verwendete Antiqua wurde durch eine traditioneller wirkende Fraktur ersetzt, die bis 1922 Verwendung fand. Das Druckbild war aufgrund des großen Formats und breiten Seitenrandes licht. Es gab keine Rubrikentitel, allerdings eine Gliederung durch die Typen-Größe.<sup>99</sup>

Für die graphische Gestaltung der Heftdeckel bzw. der Einbände der Jahrgangsbände waren von 1900 bis 1907 die Maler und Graphiker Hermann Emil Pohle (vgl. Abb. 1), Josef Adolf Lang und Johann Vinzenz Cissarz tätig. Zunächst ganz dem Jugendstil verpflichtet, wurde das Layout der Heftdeckel bzw. Einbände zunehmend schlichter. Ab Januar 1908 gestaltet Emil Rudolf Weiß, der sich bereits durch seine Tätigkeit für *Die Insel* und *Die neue Rundschau* einen Namen gemacht hatte, den Heftdeckel der *Rheinlande*. (Vgl. Dok 28, 29) Weiß' Entwurf ist hinsichtlich der Komposition an die Heftdeckel der *Neuen Rundschau* angelehnt,<sup>100</sup> auch versuchte er – vergeblich –, Schäfer von deren „wundervolle[m] havannabraune[m] englische[m] Papier

98 Vgl. dazu Otterbeck, *Ambitionen und Grenzen bei der Vermittlung Moderner Kunst ...* (wie Anm. 57), S. 342.

99 Vgl. unten Abschnitt 3.1.3 *Heftstruktur und Rubriken*.

100 Vgl. dazu das *Editorische Nachwort* zu KWA II 1, S. 182 f. u. Stark, *Geöffnete Horizonte ...* (wie Anm. 89), S. 231–233.

als Umschlag“ zu überzeugen, das das aus seiner Sicht „greuliche tote Grau“ der *Rheinlande* ersetzen sollte. (Dok 29) In einem schlichten, dreigeteilten Rahmen fanden der Zeitschriftentitel, Herausgeber, Verlagsname und -ort, eine Inhaltsangabe, die „dann immer in einen freien Raum eingedruckt“ wurde, sowie Jahrgangs- bzw. Heftnummer und Informationen zum Bezug der Zeitschrift ihren Platz (Abb. 2 a). Für die Inhaltsangabe bestimmte Weiß, daß sie ohne Seitenzahlen gedruckt werden sollte, dies sollte der „Inhaltsangabe im Heft überlassen“ bleiben.<sup>101</sup> Zur Ausstattung der Hefte gehörte auch ein Lesebändchen. Weiß gestaltete außerdem den Ganzleinen-Einband zu den Jahrgangsbänden der *Rheinlande* (Abb. 5).

Weiß' Entwurf wurde bis 1920 beibehalten. Danach verwendeten die *Rheinlande* bis zu ihrer Einstellung auf dem Heftdeckel das von Johann Vinzenz Cissarz gestaltete Signet des Verbands,<sup>102</sup> das die Namen der sechs Städte Düsseldorf, Frankfurt, Karlsruhe, Straßburg, Stuttgart und Darmstadt um ein Bild des Loreley-Felsens gruppierte (Abb. 4).

„[U]nter anderem Umschlag“ jedoch mit demselben Inhalt wurde die zwischen 1910 und 1918 erschienene Buchhandelsausgabe der *Rheinlande*, die *Deutschen Monatshefte*, vertrieben. (Dok 38) Der repräsentative, rote Heftdeckel der *Deutschen Monatshefte* unterschied sich deutlich von dem der Verbands-Ausgabe; gestaltet wurde er von Fritz Helmuth Ehmcke, der seit 1903 an der Düsseldorfer Kunstgewerbeschule lehrte (Abb. 3).

101 Dok 29. Die Inhaltsverzeichnisse der Einzelhefte (vgl. Abb. 2b) waren in der Schrift von Peter Behrens gesetzt, von der Schäfer schrieb, sie sei „von allen modernen Schriften die deutlichste und als einzige über die bloße Formspielerei hinaus zur typographischen Klarheit und Bestimmtheit gebracht“ (Vorwort zum 4. Ausstellungsheft der *Rheinlande*, August 1902: *Das Kunstgewerbe auf der Düsseldorfer Ausstellung 1902*; vgl. dazu Anm. 20). Weiß war der Ansicht, dass die „Behrenstyp“ „ganz gut“ mit seiner Type „zusammengeht“.

102 Cissarz hatte 1904 das Plakat der ersten Wanderausstellung des *Verbands der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein* entworfen, von dem später die Titelvignette der Zeitschrift und das Signet des Verbands übernommen wurden, vgl. dazu *Die andere Moderne* (wie Anm. 16), S. 64 u. 380.

### 3.1.3 Heftstruktur und Rubriken

Die Hefte der *Rheinlande* waren zu Beginn auf 6 Bogen (48 Seiten) geplant (vgl. Dok 1, 8), doch konnte der Umfang leicht variieren. In den Jahren, in denen Walsers Beiträge in den *Rheinlanden* erschienen, betrug der Heftumfang durchschnittlich zwischen 4 und 5 Bogen (32 und 40 Seiten). Die Einzelhefte enthielten vorne und hinten zusätzlich mehrere Seiten mit Inseraten und Mitteilungen, ab Juni 1904 die *Mitteilungen des Verbandes der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein*.

Die Hefte gliederten sich nach einer experimentellen Anfangsphase fast im gesamten Erscheinungszeitraum in zwei Teile, die sich auch durch das Papier voneinander unterschieden. Der erste Teil auf Kunstdruckpapier (meist Bogen 1 bis 3) war illustriert und der bildenden Kunst gewidmet; neben Illustrationen enthielt er Kunstbeilagen, in der Regel eine farbige zu Beginn des Heftes (unpaginiert), vier weitere am Ende des ersten Beitrags. Die dem Heft beigegebenen Kunstblätter in aufwendigen Drucktechniken sollten ein wesentliches Verkaufsargument für die Hefte darstellen. (Vgl. Dok 1, 7, 22) Der zweite Teil auf einfacherem Papier war nicht illustriert und enthielt „Abhandlungen, Erzählungen, Gedichte und Besprechungen“ (Dok 22). Dieser Teil gliederte sich wiederum typographisch in einen Hauptteil mit namentlich gezeichneten Beiträgen und einen in kleinerer Type gesetzten Teil, der in den Inhaltsverzeichnissen als *Notizen*, zum Teil auch *Besprechungen und Notizen* oder nur *Besprechungen* betitelt wurde. In den *Notizen* fanden sich einerseits redaktionelle Hinweise und Besprechungen, die mit Kürzel gezeichnet waren oder ohne Autorangabe blieben, andererseits aber auch namentlich gezeichnete Beiträge. In beiden Teilen waren aber auch literarische Texte zu lesen. Die Beiträge in den *Notizen* waren nicht notwendigerweise kürzer als die im Hauptteil.

In den Heft- und Bandinhaltsverzeichnissen wurden die Texte nach Gattungen oder inhaltlichen Kriterien gruppiert (*Kunstbeilagen, Abhandlungen, Dichtungsproben, Erzählungen und andere Prosa, Gedichte, Abhandlungen, Musikbeilage, Notizen, Berichte, Buchbesprechungen, Briefkasten*), die Rubrizierungen sind im Heft aber weder genannt noch typographisch abgegrenzt. Robert Walsers Beiträge finden sich sowohl im Hauptteil des

zweiten Teils wie in den *Notizen*. Für den Text *Rosa* ist belegt, dass Walser die Platzierung „ganz nach Belieben vorn oder hinten in der Abteilung für Anmerkungen“ recht sei, und es ihm „nur drauf ankommt, daß es erscheint.“ (Dok 49)

Ab Oktober 1902 enthielten die *Rheinlande* eine *Musikbeilage* mit Noten.

#### 3.1.4 Vertrieb, Preis und Finanzierung

Die *Rheinlande* konnten ab dem ersten Heft im Abonnement bezogen oder als Einzelheft erworben werden. Das Abonnement musste über den Zeitraum eines Bandes abgeschlossen werden, zunächst also für sechs Monate, ab 1911 für ein Jahr. Es kostete zu Beginn zwölf Mark für ein halbes Jahr, ab 1905 zwölf Mark für ein Jahr. Das Einzelheft war zunächst für 2.50 Mark zu bekommen, später für 2 Mark. Mit Jahrgang 13 erhöhte sich der Preis für das Jahresabonnement auf 13 Mark. Mitglieder des *Verbands der Kunstfreunde* waren automatisch Abonnenten. (Vgl. Dok 15, 22)

Von den *Deutschen Monatsheften* (Jg. 10 bis 18 der *Rheinlande*) kostete im Jahr 1911 der Jahrgang (12 Hefte) zwölf Mark. (Vgl. Dok 40)

Neben den Abonnementseinnahmen bzw. den Verbandsbeiträgen wurde die Zeitschrift über einen den Einzelheften beigebundenen Anzeigenteil externer Inserenten mitfinanziert.<sup>103</sup> Auch die Verbandsnachrichten und Heftdeckel wurden als Inserate-Fläche verwendet. In den Jahren 1913 und 1914 wurde selbst das Lesebändchen als Werbeträger genutzt. Einzelnen Nummern wurden zusätzlich Verlagsprospekte beigelegt.

#### 3.1.5 Die Autorenhonorare

Über die Honorare der *Rheinlande* an Walser liegen keine Informationen vor. Aus der Korrespondenz von Wilhelm Schäfer mit anderen Autoren der Zeitschrift und den überlieferten Dokumenten lässt sich jedoch erschließen, dass die *Rheinlande*, wie Hesse bemerkte, im „Honorarzahlen“ mit „den Geldblättern der großen Verleger“ nicht konkurrieren konnte. (Dok 26) 1907 schrieb

103 Einzelhefte der *Rheinlande* inklusive Anzeigenteil sind wegen der Jahrgangsbindingen bzw. Halbjahrsbände nur selten überliefert.

Schäfer an Hesse, er habe für das Heft einen „Honoraransatz von 300 Mark“ zur Verfügung.<sup>104</sup> (Dok 27) Hesse beklagte sich in Briefen wiederholt über die schlechten Konditionen der *Rheinlande*, die Mitarbeit bei der Zeitschrift sei ihm, da er „anderwärts im Honorar stark gestiegen [sei], ein mehr ideales Vergnügen geworden“.<sup>105</sup> Eine dokumentierte Honorarforderung Richard Dehmels, 60 Mark für „3 Lieder“, wurde von Schäfer offenbar erfolgreich auf 30 Mark für zwei Lieder heruntergehandelt.<sup>106</sup>

### 3.2 Robert Walser als Autor der Rheinlande

#### *Erste Erwähnungen Walsers in den Rheinlanden*

Zum ersten Mal wurde Robert Walser im Juni 1907 in den *Rheinlanden* erwähnt, dem Erscheinungsjahr von *Geschwister Tanner*: Wilhelm Schäfer wies in der Rubrik *Notizen* nachdrücklich auf *Fritz Kocher's Aufsätze* hin, jedoch ohne den aktuellen Roman zu erwähnen.<sup>107</sup> Er führte Walser über den Malerbruder Karl ein, der das Buch 1904 illustriert und gestaltet hatte: „Man kennt den Maler, der sich mit seinen bizarren Phantasien wunderbar genug zwischen dem handfesten Impressionismus der Berliner Sezession ausnimmt.“ Der Schriftsteller, der ja 1907 als Sekretär der Berliner Sezession arbeitete, wird der Leserschaft nun vorgestellt als „ganz seiner [d. i. des Malers] Art, naiv und frühreif, prätentios und bescheiden zugleich“. Das Buch sei „ein Stück Wesensausdruck von einem Menschen, dessen Seele gleichsam zu schlank und zu rasch in die moderne Welt aufgeschossen“ sei. Dadurch

104 Im Oktober 1910 wurden die Kosten für „Redaktion & Honorare“ vom A. Bagel Verlag auf 9600 Mark angesetzt. (Dok 36) Nach Abzug des jährlichen Gehalts Schäfers von ca. 4500 Mark (vgl. Dok 6) bleibt für die Hefte ein Honoraransatz in etwa dieser Größenordnung plausibel.

105 Glasow, *Hermann Hesse und die Kulturzeitschrift „Die Rheinlande“*, in: Brenner u. a., *„Beiden Rheinufnern angehörig“* (wie Anm. 84), S. 97.

106 Vgl. Dehmel an Schäfer, 18.5.1911 u. 25.5.1911: „Falls Du die beiden Lieder für 30 M haben willst, schreib mir's bald! Billiger kann ich nicht; anderswo bekomme ich 50–60“ (HHI, Nl. Wilhelm Schäfer). Die beiden Gedichte erschienen im September 1911 (Richard Dehmel, *Lieder*, in: *Die Rheinlande*, Jg. 11, Bd. 21, H. 9, September 1911, S. 320).

107 S. [Wilhelm Schäfer], *Fritz Kocher's Aufsätze*, in: *Die Rheinlande*, Jg. 7, Bd. 13, H. 6, Juni 1907, S. [200] [KWA Suppl. 1, Nr. 34]. Zu Robert Walser als Autor der *Rheinlande* siehe auch Kortländer, *Robert Walser, die Zeitschrift „Die Rheinlande“*... (wie Anm. 38), S. 45–54.

sei sie „noch im natürlichen Besitz ihrer Naivität“, mit der sie bewusst ein „kokettes Spiel“ beginne. Die im Hauptteil des Heftes gegebene Probe aus *Fritz Kocher's Aufsätzen, Der Maler*,<sup>108</sup> sei zwar „vielleicht nicht einmal das Beste“, aber „dieser Zeitschrift am nächsten“.

Im Oktober 1907 wies Schäfer im Rahmen eines Beitrags über *Vorzüge und Gefahren des schweizerischen Schrifttums* ein weiteres Mal auf Walser hin. Der Aufsatz gehörte wohl zur publizistischen Begleitung der Bildung der Schweizerischen Sektion des *Verbands der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein* im Mai 1907.<sup>109</sup> (Vgl. Dok 15, 17, 23, 52) Schäfer stellte die „Gefahr“ vor Augen, dass die Schweizer Dichter in der Tradition der Sprache von Gotthelf, Meyer und Keller in eine „bequem[ ] Manier“ verfallen, und dass die Ähnlichkeit ihrer Stoffe aus der „kleinstadtbürgerlichen Welt“ dafür sorgen könnte, „daß uns kurz über lang diese Art Schrifttum, seiner Güte ungeachtet, nicht mehr gebührend interessiert“. Neben Spitteler, der ausgenommen wurde als ein Dichter, der „nur zufällig in der Schweiz lebt“, wurde Walser als der Autor herausgestellt, „der am meisten aus dieser Tradition herauskommt, ohne seine schweizerische Eigenart zu verleugnen“. Allerdings könne vorläufig „nicht die Vollendung, sondern der ungewohnte Ton ihn anziehend machen“, während Jakob Schaffner und Carl Albrecht Bernoulli ihn in ihren vollendeten Erzählungen noch überträfen.<sup>110</sup> Diesmal erwähnte Schäfer auch *Geschwister Tanner*. Den zweiten Roman, *Der Gehülfe*, besprach Schäfer dann im November 1908 in den *Rheinlanden* und empfahl ihn im Dezemberheft für den Weihnachtstisch: „Nach diesem ‚Gehülfen‘ muß man ihn zu den wenigen Prosaisten in Deutschland rechnen, die redlich bemüht sind, den Schatz der deutschen Er-

108 Vgl. S. 6–10; vgl. Anm. 10.

109 Reinhold Treu [Wilhelm Schäfer], *Vorzüge und Gefahren des schweizerischen Schrifttums*, in: *Die Rheinlande*, Jg. 7, Bd. 14, H. 10, Oktober 1907, S. 124 f. [KWA Suppl. 1, Nr. 38]. Vgl. dazu Abschnitt 3.1 zu *Das Programm der Kunstförderung* und ebd. *Literarische Beiträge in den ‚Rheinlanden‘*.

110 Zu Schäfers Sicht auf die Schweiz siehe Inga Pohlmann, *Wilhelm Schäfer und die Schweiz – Geschichte einer nachgetragenen Liebe*, in: *Hegau. Personen, Traditionen – Geschichte*, Bd. 67 (2010), S. 243–258.



zählungskunst zu mehren.“<sup>111</sup> Auch wenn Schäfer nicht sicher war, „ob das Ganze nicht etwas mehr Kunststück als Kunst“ sei, stellte er fest:

Man muß sagen, daß in der Sprache Gottfried Kellers mehr Welt verdichtet ist, aber daß Walser genau so sicher alle Dinge um sich in seine kapriziösen Sätze zwingt wie sein großer Landsmann, darf wohl behauptet werden. Jedenfalls – und über das Wort erschrecke mir keiner – braucht man ihn nur im Vergleich zu C. F. Meyer zu lesen, um den natürlichen Fluß seiner Sprache wohliger erstaunt zu bemerken.

Im Dezember 1909 wies Hermann Hesse in den *Rheinlande* unter dem Titel *Gute Erzählungen* im Zusammenhang mit den „jüngsten Schweizer[n]“ neben Jakob Schaffner und Albert Steffen auf Walser hin, im speziellen noch einmal auf den Roman *Der Gehülfe*.<sup>112</sup>

#### *Die ersten Beiträge Walsers*

Der erste dokumentierte briefliche Kontakt zwischen Robert Walser und der Redaktion der *Rheinlande* stammt vom Dezember 1909. Walser lehnte eine nicht überlieferte Anfrage der Redaktion dankend ab, stellte aber in Aussicht, dafür „gelegentlich sonst etwas Berlinisches“ zu schicken. (Dok 32) Worum es sich bei der Anfrage gehandelt hatte, ist nicht bekannt. Im Juli 1909 war der *Frauenbund zur Ehrung rheinländischer Dichter* gegründet worden. Wilhelm Schäfer und Hermann Hesse suchten nach möglichen Preisträgern. Aus der gleichen Zeit stammt auch die Würdigung Robert Walsers durch Hermann Hesse im Berliner *Tag*. In einem Brief von Hesse an Schäfer von 1910 ist belegt, dass Walser für den *Frauenbund*-Preis 1910 im Gespräch war.<sup>113</sup>

111 S. [Wilhelm Schäfer], *Der Gehülfe*, in: *Die Rheinlande*, Jg. 8, Bd. 16, H. 11, November 1908, S. [168] [KWA Suppl. 1, Nr. 61] u. ders., *Können Sie mir ein gutes Buch empfehlen?*, in: *Die Rheinlande*, Jg. 8, Bd. 16, H. 12, Dezember 1908, S. [206].

112 Hermann Hesse, *Gute Erzählungen*, in: *Die Rheinlande*, Jg. 9, Bd. 18, H. 12, Dezember 1909, S. 421 f.

113 Hermann Hesse, *Robert Walser*, in: *Der Tag* (Berlin), Jg. 9, Nr. 98, 28.4.1909, Ausgabe A, Illustrierter Teil, S. [1]–[3]. Vgl. zum *Frauenbund*-Preis 1910 das Editorische Nachwort zu KWA I 7, S. 232 f. sowie dort Dok 5.

Es gab auch eine mögliche private Beziehung Walsers zu Schäfer in dieser Zeit: Im März 1909 wohnte Blanche von Bodman, noch verheiratet mit dem Schriftsteller Emanuel von Bodman, nach ihrer Verlobung mit Schäfer vorübergehend bei Robert Walsers Schwester Fanny in Bern. Überliefert sind Schreiben Wilhelm Schäfers, die an „Frau Baronin Bodman“ „(bei Fräulein Fanny Walser)“ adressiert worden sind (vgl. Abb. 10). Ein weiterer Aufenthalt ist im September 1909 belegt.<sup>114</sup> Als am 28. Januar 1914 Walsers Vater Adolf Walser starb, bedankte er sich freundlich für ein nicht überliefertes Kondolenzschreiben Schäfers an ihn und seine Schwester Fanny.<sup>115</sup> (Vgl. Dok 43)

Mit dem Prosatext *Bedenkliches* erschien dann im Januar 1910 der erste Originalbeitrag Robert Walsers in den *Rheinlanden*,<sup>116</sup> eine Art Traktat, das mit seiner Kritik an der „geschwätzigsten Moderne“ wie auf *Die Rheinlande* zugeschnitten scheint. Er lässt sich aber auch in Beziehung zu den Reden Johanns aus dem kurz zuvor erschienenen Roman *Jakob von Gunten* brin-

114 Briefe vom 23.3.1909, 24.3.1909 (mit hs. Eintrag von Blanche von Bodman: „erster Brief nach unserer Verlobung“) u. 10.9.1909; HHI, Nl. Wilhelm Schäfer. Emanuel von Bodman brach aufgrund der Verlobung den Kontakt mit Schäfer ab und schrieb auch keine Beiträge mehr für die *Rheinlande* (vgl. dazu auch Walter Rügert, Claudia Black-Rügert (Hrsg.), *Lassen Sie bald wieder Mutiges und Gutes von sich hören. Briefe von und an Emanuel von Bodman aus den Jahren 1893–1946*, Frauenfeld 2004, insbes. S. 120f.). Walser schildert diese Episode ausführlich in seinem Brief an Frieda Mermet vom Oktober 1925 (BA Nr. 661). Blanche von Bodman lebte mit ihrem im November 1910 geborenen Sohn Klaus Schäfer in Hofheim am Taunus, wo sich wiederum Fanny Walser im Frühjahr 1911 einige Wochen als ihre Gesellschafterin aufhielt (vgl. die Briefe Blanche von Bodman an Wilhelm Schäfer, 23.12.1910 u. 11.2.1911; Wilhelm Schäfer an Blanche von Bodman, 25.12.1910 u. 10.2.1911, HHI, Nl. Wilhelm Schäfer). Schäfer lebte bis 1916 weiterhin bei seiner Familie, Lisbeth Schäfer und seinen Kindern, in Vallendar. Vgl. dazu Pohlmann, *Die Autoren der Zeitschrift „Die Rheinlande ...“* (wie Anm. 78), S. 363f. sowie dies., *Wilhelm Schäfer (1868–1952)* (wie Anm. 24), S. 18f.

115 Schäfer erwähnte den Tod Adolf Walsers gegenüber Blanche von Bodman, deren Mutter fast zeitgleich verstorben war (vgl. Dok 44).

116 Im gleichen Heft findet sich Schäfers Beitrag *Der Dichter in Deutschland*, der die materielle Situation der Schriftsteller in Deutschland beleuchtet (Reinhold Treu [Wilhelm Schäfer], *Der Dichter in Deutschland*, in: *Die Rheinlande*, Jg. 10, Bd. 19, H. 1, Januar 1910, S. 35–37). Vgl. zum Förder-Engagement Schäfers Abschnitt 3.1 zu *Das Programm der Kunstförderung*.

gen.<sup>117</sup> Das Versprechen auf etwas „Berlinisches“ löste dann der nächste Beitrag im September 1910 ein: *Die Großstadtstraße*.

1912 intensivierte sich die Präsenz Walsers in den *Rheinlanden*. Von Oktober 1912 bis März 1914 war Walser in jeder Nummer der Zeitschrift vertreten, zunächst mit fünf Texten, die anschließend in die Prosasammlung *Aufsätze* aufgenommen wurden.<sup>118</sup> Im Dezemberheft 1912 ging Joachim Benn unter dem Titel *Bleibende Bücher* noch einmal ausführlich und sehr positiv auf *Geschwister Tanner* ein.<sup>119</sup>

### *Die Entstehung von Kleine Dichtungen*

Ab Februar 1913 erschienen in schneller Folge Beiträge, die dann in Walsers Sammlung *Kleine Dichtungen* eingingen. Korrespondenz ist aus dieser Zeit kaum überliefert. Walser kehrte im März 1913 aus Berlin in die Schweiz zurück. Ab Februar 1914, während der eigentlichen Produktion des Buches *Kleine Dichtungen*, das vom *Frauenbund zur Ehrung rheinländischer Dichter*<sup>120</sup> ausgezeichnet werden sollte, intensivierte sich der Kontakt zwischen Walser und Wilhelm Schäfer,<sup>121</sup> der auch als literarischer Berater des *Frauen-*

117 Vgl. KWA I 4, S. 57 f., 101 sowie 123. Vgl. dazu auch Bernhard Echte, „Bedenkliches“. Überlegungen zur Kulturkritik bei Robert Walser, in: Wolfram Groddeck, Reto Sorg, Peter Utz, Karl Wagner (Hrsg.), *Robert Walsers ‚Ferne Nähe‘. Neue Beiträge zur Forschung*, München 2007, S. 203–213.

118 *Paganini* (Juli 1912), *Aus Stendhal* (Oktober 1912), *Im Wald* (November 1912), *Der fremde Geselle* (Dezember 1912) und *Die Einsiedelei* (Januar 1913). *Der fremde Geselle* und *Die Einsiedelei* wurden gar während der Drucklegung des Buchs in den *Rheinlanden* gedruckt und „aus der ‚Rheinlande‘-Druckerei“ direkt dem Kurt Wolff Verlag für die Aufnahme in das Buch übersandt. Vgl. dazu das *Editorische Nachwort* zu KWA I 5, S. 162 u. 171 f. sowie Dok 42.

119 Joachim Benn, *Bleibende Bücher*, in: *Die Rheinlande*, Jg. 12, Bd. 22, H. 12, Dezember 1912, S. 430–433 [KWA Suppl. 1, Nr. 124]. Im selben Heft war von Walser *Der fremde Geselle* zu lesen.

120 Vgl. zum *Frauenbund* und seinem Zusammenhang mit dem *Verband der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein* Abschnitt 3.1 zu *Das Programm der Kunstförderung*.

121 Dokumentiert ist aus dem Jahr 1914 auch ein Widmungsexemplar von Walsers gerade erschienenen *Geschichten* für Wilhelm Schäfer, vgl. KWA I 6, S. 140. Vgl. Dok 48: „Ich sandte Ihnen vor einiger Zeit mein Geschichtenbuch und hoffe, daß es Ihnen ein wenig Vergnügen hat bereiten können.“

bundes tätig war.<sup>122</sup> (Vgl. Dok 45, 46) In der Zeitschrift wurden die Ehrungen durch den *Frauenbund* jeweils publizistisch begleitet. Joachim Benn veröffentlichte im April 1914 in den *Rheinlanden* eine ausführliche Würdigung Robert Walsers und seines bisherigen Schaffens.<sup>123</sup> Walser war im Vorfeld über den Plan zu diesem Aufsatz informiert worden. (Vgl. Dok 45) Benn ordnete Walser zunächst historisch ein als Dichter, der den „Naturalismus, der sich als Form und Gesinnung zum Impressionismus verfeinert hatte, mit der Sprachmelodie und der poetischen Lebensfassung der alten Romantik so verbunden“ habe, dass er „immer deutlicher als Bindeglied zweier Zeiten“ hervortrete. Darin sei er seinem Bruder Karl Walser vergleichbar. Mit dieser historischen Einordnung sei aber noch „nichts Wesentliches gesagt“, sondern Walser wolle „vor einem ewigen Hintergrund als einmaliges seelisches Ereignis, einmalige Mischung aus Sein und Nichtsein betrachtet werden“. Dies tat Benn in der Folge, um schließlich auch auf *Fritz Kocher's Aufsätze, Geschwister Tanner, den Gehülften*, auf den der „Idee nach [...] bedeutendsten“ Roman *Jakob von Gunten* und auf *Aufsätze* einzugehen.<sup>124</sup>

Ab 1914 wurden Beiträge, die für das Buchprojekt *Kleine Dichtungen* vorgesehen waren, in Gruppen von drei bis vier in der Zeitschrift vorabgedruckt. Walser erbat sich jeweils zwei Korrekturabzüge, um, wie er schrieb, „mit dem einen Abzug in die Verlagsdruckerei laufen“ zu können. (Dok 45) Ähnliche Gruppen von Texten, die bereits für das Buch vorgesehen waren, wurden auch im März, in der *Vossischen Zeitung*, in den *Weissen Blättern* und im *Neuen Merkur* abgedruckt.<sup>125</sup>

Das Buch erschien Anfang 1915 (Impressum 1914) in einer ersten Sonderausgabe für den *Frauenbund* und im gleichen Jahr in einer zweiten Auflage für den Buchhandel. Die Ehrung durch den *Frauenbund* wurde in der

122 Vgl. dazu ausführlich das *Editorische Nachwort* zu KWA I 7, insbes. die Kapitel 3.1 bis 3.4 sowie Anm. 49.

123 Joachim Benn, *Robert Walser*, in: *Die Rheinlande*, Jg. 14, Bd. 24, H. 4, April 1914, S. 131–134 [KWA Suppl. 1, Nr. 148].

124 Vgl. KWA Suppl. 1, Nr. 148, hier S. 258–266.

125 Vgl. dazu auch das *Verzeichnis der Einzeltexte und ihrer Erstdrucke* zu KWA I 7, S. 323–328.

Presse relativ breit zur Kenntnis genommen. Walser bedankte sich bei Wilhelm Schäfer in einem Brief vom Juli 1914. (Vgl. Dok 48) Diese Dankbarkeit scheint für Walsers weitere Beziehung zu Wilhelm Schäfer eine Rolle gespielt zu haben.<sup>126</sup>

### *Beiträge in der Zeitschrift ab 1915*

Nach Erscheinen des Buchs wurden weiterhin Beiträge von Walser in den *Rheinlanden* abgedruckt, 1915 noch mit hoher Kadenz.<sup>127</sup> Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs und die mehreren Monate Aktivdienst, die Walser zu leisten hatte, schienen zunächst nichts daran zu ändern. Auch die programmatische Verengung, die sich unter Eindruck des Krieges in den *Rheinlanden* feststellen lässt, schien Walser nicht zu betreffen. Er war in der Zeitschrift weiterhin zu lesen, 1916 allerdings nur mit einem Beitrag. Während die Texte, die in die Sammlung *Kleine Dichtungen* eingegangen sind, dem Buchtitel entsprechend von bemerkenswert konstanter Kürze sind,<sup>128</sup> werden die späteren Beiträge viel länger, am längsten *Frau Scheer* (Dezember 1915) und *Naturschilderung* (Januar 1916). Das Prosastück *Rosa* (Mai 1915) trägt den Titelzusatz *Eine Novelle*. Auch in anderen Zeitschriften finden sich zwischen Ende 1914 und 1916 Beiträge Walsers mit der Gattungsbestimmung ‚Novelle‘ im Titel, beispielsweise *Sebastian* (*Der Neue Merkur*, Dezember 1914), *Werner* (*Die Schweiz*, November 1915), *Marie* (*Schweizerland*, April 1916), *Hans* (*Die Schweiz*, August 1916) oder *Leben eines Malers* (*Die neue Rundschau*, Januar 1916).<sup>129</sup> Diese ‚Novellen‘ wollte Walser 1917 zusammen mit

126 Im Nachlass Schäfers findet sich ein ihm gewidmetes Exemplar von *Kleine Dichtungen* (2. Aufl., 1915). Widmung: „Herrn Wilhelm Schäfer mit freundlichem Gruß / Biel, Schweiz, Hotel Blaues Kreuz / Robert Walser“, vgl. auch Dok 56.

127 Zu einigen der Stücke ist Korrespondenz überliefert, so zu *Traktat* (Februar 1915) und *Rosa* (Mai 1915) ein Brief an die *Rheinlande*-Redaktion (Dok 49), zu *Martin Weibel* (Januar/Februar 1915) ein Brief an die Zeitschrift *Die Ähre* (Dok 50) sowie zu *Frau Scheer* (Dezember 1915) ein Brief an die Redaktion der *Schweiz* (Dok 51).

128 Vgl. dazu das *Editorische Nachwort* zu KWA I 7, S. 218–222.

129 Es gibt aus dieser Zeit auch Texte Robert Walsers, die sich mit der Novelle auseinandersetzen, z. B. *Die Novelle*, Rückseite von *Die Fee* (MS DLA Marbach, A:Heuss/Redaktionskorrespondenzen 73.4858) von 1914 oder *Die italienische Novelle* (Prosastücke, 1917). Robert Walsers

anderen längeren Texten, darunter weitere aus den *Rheinlanden*,<sup>130</sup> in ein Buchprojekt aufnehmen, das den Titel *Studien* oder *Novellen* hätte tragen sollen.<sup>131</sup> Das Projekt kam nicht zustande, es entstand daraus aber später die Sammlung *Seeland* (1920). Im letzten Plan für *Studien* wie auch in *Seeland* findet sich nur noch ein einziger *Rheinlande*-Beitrag, *Naturschilderung*.<sup>132</sup> Die anderen Texte seien, wie Robert Walser am 12. April 1917 an den Verlag Huber & Co, mit dem er über das Buch zeitweise verhandelte, schrieb, in *Studien* „nicht an ihrem Platz“.<sup>133</sup>

Während Walser 1917 an *Studien* und *Novellen* und dann schließlich an *Poetenleben* arbeitete, erschienen insgesamt wenige Texte in Zeitschriften und Zeitungen, in den *Rheinlanden* im ganzen Jahr keiner. Erst 1918 waren mit *Martin Weibel* und *Zwei Männer*<sup>134</sup> wieder zwei lange Beiträge zu lesen, die die Folge der spätesten *Rheinlande*-Texte eröffneten.

Der Abdruck von *Die Knaben* im September/Oktober 1918 ist wohl im Zusammenhang mit der Entstehung der Bücher *Komödie* und *Gedichte* zu sehen. Das Dialogstück war zuerst im Juni 1902 in der *Insel* erschienen. Walser hat es 1918 für das Buchprojekt *Komödie* überarbeitet.<sup>135</sup> Der Text in den *Rheinlanden* weicht sowohl vom *Insel*-Druck wie auch vom Buchdruck ab. Es scheint, als habe Walser im Zuge der Bearbeitung des Textes mehrere Abschriften der *Insel*-Vorlage angefertigt, die er dabei jeweils sprachlich überarbeitet hat.<sup>136</sup> Im Juni 1918 hatte Walser in der *Neuen Zürcher Zeitung*

Auseinandersetzung mit der Form wird behandelt in: Peter Utz, *Italianismen vom Kollegen Kartoffelstock. Robert Walsers Auseinandersetzung mit der Novellentradition*, in: Anna Fattori, Margit Gigerl (Hrsg.), *Bildersprache, Klangfiguren. Spielformen der Intermedialität bei Robert Walser*, München 2008, S. 33–48.

130 *Das Ehepaar* (März 1915), *Frau Scheer* (Dezember 1915), *Naturschilderung* (Januar 1916).

131 Vgl. dazu ausführlich das *Editorische Nachwort* zu KWA I 9, S. 133–135 und zu KWA I 11, S. 199–202.

132 Der Text erschien in *Seeland* als stark überarbeitete Fassung unter dem Titel *Naturstudie*.

133 BA Nr. 310.

134 Der zweite der *Zwei Männer* lässt sich laut Jochen Greven auf Walter Rathenau beziehen (SW 16, S. 428, Kommentar zu S. 194). Wilhelm Schäfer kannte und schätzte Walter Rathenau, der selber mit Beiträgen in den *Rheinlanden* vertreten war.

135 Vgl. KWA I 10.2, S. 11–22.

136 Vgl. dazu das *Editorische Nachwort* zu KWA I 10.2, S. 143f.

ein Prosastück gleichen Titels veröffentlicht, in dem er seine „Jugendarbeit“ paraphrasiert und ihre Entstehung kommentiert.<sup>137</sup>

In den Zusammenhang dieser Beschäftigung mit seinem frühen Schaffen gehört wohl der Abdruck von *Das erste Gedicht* im März/April 1919. Auch zu diesem Text gibt es eine parallele Fassung, die im April 1919, also fast gleichzeitig mit dem *Rheinlande*-Druck, in der Zeitschrift *Der Einzelne* erschien. Sie wirkt sprachlich etwas straffer. Ähnliches lässt sich auch vom anderen Text aus der gleichen *Rheinlande*-Nummer, *Die Straße* sagen, der schon im Mai in einer sprachlich kompakteren Fassung im *Neuen Merkur* erschien. In den *Rheinlanden* können die beiden als *Zwei Prosastücke* konstellierte Texte durchaus als aufeinander bezogen gelesen werden.<sup>138</sup>

Das letzte Prosastück *und das Ende der publizistischen Beziehung*

Als *Die Rheinlande* 1918 ihren Umfang reduzierten und Wilhelm Schäfer sich auf die ‚Sommerhalde‘ zurückzog,<sup>139</sup> blieb möglicherweise auch weniger Raum für Beiträge von Walser. In den *Rheinlanden* wurde auch keines von Walsers Büchern besprochen, die nach *Kleine Dichtungen* erschienen waren, weder *Kleine Prosa* noch *Prosastücke*, *Der Spaziergang*,<sup>140</sup> *Poetenleben* oder *Seeland*.<sup>141</sup>

Walser gehörte bis 1919 zu den Beitragern der Zeitschrift. Im Oktober erschien *Das letzte Prosastück* zusammen mit dem Gedicht *Puppe*, seinem einzigen lyrischen Beitrag in den *Rheinlanden*. Das Prosastück beschreibt die materiell und ideell unbefriedigende Lage eines Zeitungsschriftstellers, der versuchen muss, seine Stücke an Redakteure zu verkaufen, die damit die Lücken zwischen der Tagesaktualität füllen und ihnen entsprechend wenig

137 Robert Walser, *Die Knaben*, in: *NZZ*, Jg. 139, Nr. 659, 19. 5. 1918 [KWA III 3, S. 91–95].

138 *Die Straße* wird im *Neuen Merkur* wiederum mit einem anderen Prosastück, *Der Philosph*, in interessanter Weise verbunden, ebenfalls unter dem Titel *Zwei Prosastücke*.

139 Vgl. Abschnitt 3.1 zu *Nachkriegszeit und Einstellung der Zeitschrift*.

140 Allerdings ist in Schäfers Nachlass ein Widmungsexemplar von *Der Spaziergang* überliefert (Widmung: „Herrn Wilhelm Schäfer freundlich / Robert Walser“) (HHI, NI. Wilhelm Schäfer).

141 *Fritz Kocher's Aufsätze*, *Geschwister Tanner* und *Der Gehülfe* wurden von Schäfer besprochen, *Jakob von Gunten* und *Aufsätze* in der Würdigung von Joachim Benn behandelt.

Wertschätzung entgegenbringen. Aus der Frustration über die Sinnlosigkeit dieser Tätigkeit wächst der Entschluss: „Mit Freuden will ich mich nach anderer Arbeit umschauen, damit ich mein Brot in Frieden essen kann.“ Dass die materiellen Aspekte des Schriftstellerberufs für Walser in der Zeit von Inflation und Papierrationierung schwieriger wurden, ist wenig überraschend.<sup>142</sup> *Das letzte Prosastück* handelt aber vor allem vom Status des Dichters und der Dichtung innerhalb des Verwertungszusammenhangs Zeitungsfeuilleton.

Im Jahr 1919 kann eine Zäsur innerhalb der Bieler Zeit beobachtet werden, welche eine Veränderung in Walsers Schreiben einleitet, die bereits auf die Berner Zeit vorausweist.<sup>143</sup> Walser verfasste einen Roman mit dem Titel *Tobold*, allerdings gelang es ihm nicht, ihn zu veröffentlichen. In die Zeit um 1919 fallen vermutlich auch die Anfänge von Walsers zweistufigem Schreibverfahren, das schließlich zur Mikrographie führt.<sup>144</sup> Im Text *Freiburg*<sup>145</sup> erwähnt Walser, dass er statt der Stahlfeder einen Bleistift verwende, um zu schreiben. *Freiburg* erschien 1919 in Hermann Hesses *Alemannenbuch*. Der Erzähler betont darin selbst, dass es in dem Stück „französeln“, was er als Schweizer aber „füglich“ dürfe. „Ich kann welsch und deutsch reden hören und finde beides ganz appetitlich. Ich will aber ernstlich aufpassen, dass ich nicht ins Schwabulieren gerate.“ Ob sich Walser durch dieses Bekenntnis zur Zweisprachigkeit und zum Schweizer Standpunkt ausdrücklich von den *Rheinlanden* distanzierte, ist natürlich nicht zu belegen. Anfang 1920

142 Ähnliche Formulierungen wie im Prosastück finden sich z. B. auch in einem Brief vom 8.5.1919 an den Rascher Verlag: Walser schrieb, er wäre froh, wenn er „dieses Jahr noch die Dichterexistenz aufrechterhalten“ könne, er wolle „hernach vom Schauplatz abtreten, d. h. in eine Stellung gehen und in der Masse verschwinden“ (BA Nr. 465). Am 5. 8. 1919 schreibt er an Frieda Mermet, „Schriftstellern“ sei „zur Stunde wohl einer der unlohnendsten Berufe“, er „hoffe [s]ich aber dieses Jahr noch behaupten zu können“ bevor er dann ja „Wärter in Bellelay oder Kaiser von ich weiß nicht welchem Weltreich werden, oder in ein Bureau treten oder als Arbeiter in eine Fabrik gehen“ könne (BA Nr. 482).

143 SW 16, S. 421–423. Siehe dazu auch Marion Gees, Artikel *Prosa der Bieler Zeit*, in: RWHb, S. 168–172, hier S. 171.

144 Vgl. dazu bspw. Christian Walt, *Improvisation und Interpretation. Robert Walsers Mikrogramme lesen*, Frankfurt am Main, Basel 2015, S. 15 f.

145 Robert Walser, *Freiburg*, in: *Alemannenbuch*, S. 76–77 [KWA II 4].



besprach Schäfer in den *Rheinlanden* das *Alemannenbuch*,<sup>146</sup> erwähnte Walsers Beitrag darin aber nicht.

Der Titel *Das letzte Prosastück* könnte Anlass zur Vermutung geben, Walser habe den Verkehr mit der Zeitschrift damit bewusst eingestellt. Im Text wird auf eine zehn Jahre dauernde Praxis der Kurzprosaproduktion zurückgeblickt, ein Zeitraum, der Walsers Beiträgerschaft in den *Rheinlanden* relativ genau abdeckt. Es gibt allerdings keine Korrespondenz, die einen solchen Schritt belegt. Noch im April 1918 hatte er Schäfer gegenüber Emil Wiedmer als „mutige[n], edle[n] Mann“ gelobt, dem er „sehr, sehr viel zu verdanken habe, z. B. den Frauenpreis“. (Dok 56)

Es ist durchaus denkbar, dass Schäfers völkisch-nationale Kunstauffassung, die sich zunehmend artikulierte, Walser am Ende nicht mehr behagte. Auch Schäfers Vereinnahmung der deutschsprachigen Schweiz als Teil des alemannischen Stammesgebietes, die Klage über die „mit Gewehren bewachte Grenzlinie“, die nur „politischen Verhältnissen zuliebe – besser zu leide – die deutsche Schweiz vom deutschen Elsaß, vom deutschen Baden, und vom deutschen Schwaben scheidet“,<sup>147</sup> dürfte kaum in Walsers Sinn gewesen sein, hatte er die Grenze im Aktivdienst doch selber bewacht. In seinem 1920 erschienenen Buch gebärdete Robert Walser sich jedenfalls nicht als alemannischer Rheinländer, sondern widmete es dem zweisprachigen Bieler Seeland.

Basel, im September 2023

Caroline Socha-Wartmann und Matthias Sprünglin

146 S. [Wilhelm Schäfer], *Das Alemannenbuch*, in: *Die Rheinlande*, Jg. 20, Bd. 30, H. 1, Januar 1920, S. 51 f.

147 Ebd., S. 51.



## Dokumentarischer Anhang

### *Vorbemerkung*

Die Dokumentation ist chronologisch geordnet und begleitet die Jahre, in denen Robert Walsers Texte in den *Rheinlanden* erschienen sind. Dokumente, die bereits im Supplementband 1 zur KWA enthalten sind, werden hier nur bibliographisch verzeichnet. Der Supplementband ist elektronisch in der KWA<sup>e</sup> abrufbar.

### *Zur Textgestalt*

Im Kopf eines jeden Dokuments werden ein Kurztitel und die Textvorlage angegeben. Die Texte folgen den jeweils angegebenen Vorlagen. Wo eine editierte Textfassung vorliegt, wurde diese zugrunde gelegt. Wo in den Text eingegriffen werden musste, wird dies durch spitze Klammern < > kenntlich gemacht. Bei den gedruckten Vorlagen wurde auf die Differenzierung zwischen Fraktur und Antiqua verzichtet, bei den handschriftlichen Vorlagen wurde der Wechsel von deutscher und lateinischer Schreibschrift nicht verzeichnet. Hervorhebungen in den Vorlagen (Schriftgröße, Sperrung, Fettdruck, Kursivierung in den Drucken bzw. Unterstreichungen in den Handschriften) wurden einheitlich kursiv wiedergegeben. Die verwendeten Schreibmaterialien wurden nicht vermerkt.

1 Aufruf zur Beteiligung an der Gründung der Zeitschrift, April 1899  
 HHI, Nl. Wilhelm Schäfer

Ein unabweisbares Bedürfniß hat es längst wünschenswerth gemacht, der „Düsseldorfer Kunst“ eine Vertretung durch die Presse zu sichern. Dieses Bedürfniß hat sich angesichts der im Jahre 1902 hier stattfindenden Ausstellung, auf welcher Düsseldorf als Kunststadt mit ganz besonderem Antheil und regster Kraft vertreten sein muß, derart gesteigert, daß die Schaffung einer „Kunstzeitschrift“, welche die Interessen der Künstlerschaft nach allen Seiten hin wirksam vertritt und zugleich ein getreues Spiegelbild ihres Schaffens liefert, unumgänglich nothwendig geworden ist.

Wir gedenken nun, eine „Monatsschrift“ herauszugeben, welche in vornehmster Weise diesem Zwecke dienen soll. Und zwar hoffen wir, dieselbe schon vom 1. October dieses Jahres an erscheinen lassen zu können in Heften zu 2½ Mark, in Stärke von 48 Seiten in Quartformat, jedes Heft geschmückt mit mindestens 2 werthvollen Kunstbeilagen in Photogravüre, Lichtdruck, Lithographie, Radirung etc. und etwa 20 Textillustrationen in Autotypie und Zinkographie. Literarische Beiträge in lyrischer und novellistischer Form, besonders soweit diese als Vorwurf für Illustrationen in Betracht kommen, treten hinzu, außer den fachmännischen Aufsätzen, Ausstellungsberichten und der Behandlung künstlerischer Zeit- und Streitfragen.

Die technische und buchhändlerische Ausstattung wird die denkbar gewählteste sein. Der buchhändlerische Voranschlag ist von fachmännischer Seite geprüft worden. [...]

In erster Linie soll unser Blatt dazu dienen, die „Düsseldorfer Kunst“ stark zu machen zu Abwehr und Angriff, und ihre besten Werke durch vorzügliche Vervielfältigungen der Welt zu vermitteln. Sodann aber soll das Blatt der gesammten „Deutschen Kunst“

dienen, und so eine fühlbare Lücke ausfüllen, indem es im Gegensatz zu vielen bedeutenderen deutschen Kunstzeitschriften, welche fremde Kunst weit eifriger verherrlichen als die eigene, seinem „deutschen Standpunkt“ entsprechend für die Heimath allerorten eintritt und nicht müde wird, heimisches Bewußtsein und deutsche Eigenart zu wecken und zu stärken. [...]

2 Th. R. [Theodor Rocholl], Aufruf zur Beteiligung an der Gründung der Zeitschrift, Oktober 1899<sup>148</sup>  
HHI, Nl. Wilhelm Schäfer

Seit sehr langer Zeit hat sich hier ein fortwährend sich steigerndes Verlangen nach Vertretung der Künstlerschaft durch eine eigene Presse fühlbar gemacht.

Wir leben in einer Zeit des Aufschwungs der heimischen Industrie, wie wir sie wohl noch nie gesehen haben.

Daß mit diesem *industriellen* der *künstlerische Aufschwung* gleichen Schritt halte, muß nicht nur das eifrigste Bestreben der Künstlerschaft sein (denn dies wäre eine Einseitigkeit), sondern es wird ebenso im Interesse aller Gebildeten und Bildungsbedürftigen liegen, wenn ein Mittelpunkt geschaffen wird zur Befriedigung der gesteigerten künstlerischen und geistigen Bedürfnisse des Westens von Deutschland.

Als Sammelpunkt hierfür und als Vermittlerin in erster Linie müssen wir uns die neu zu gründende „Kunstzeitschrift“ denken.

Die ersten Regungen zur Gründung einer solchen reichen Jahre zurück.

Seitdem die „Düsseldorfer Monatshefte“, welche zu ihrer Zeit überall willkommene Gäste waren, entschliefen, hat es an einem solchen Organ gefehlt. [...] Wie oft mußten wir ohnmächtig und ohne irgend ein ausreichendes Mittel zur Gegenwehr zusehen, wie in auswärtigen Blättern unsere Kunst in einer Weise

148 Vgl. dazu Dok 57.

geschmäht wurde, wie sie es wirklich nicht verdiente. Ungerechtfertigte Angriffe aber energisch abzuweisen, soll auch eine der Aufgaben unseres Blattes sein. Eine andere Aufgabe soll es aber sein, den Finger auf vorhandene Schäden und Rückstände zu legen in ernster, nicht bissiger und hämischer Kritik, fördernd, warnend und bessernd einzugreifen, wo es Noth thut.

So soll unsere Monatsschrift der Düsseldorfer Kunst dienen, dann aber auch der Rheinischen Kunst und der Rheinischen Dichtkunst, der Rheinischen Architectur, dem Rheinischen Kunstgewerbe und somit dem ganzen Rheinischen Volke.

Erfüllt das Blatt diese Aufgabe in der vornehmen Weise, wie wir beabsichtigen, so dient dasselbe auch in hohem Maße dem Deutschen Volke, und wir dürfen, auch wenn wir in erster Linie das Blatt zum Organ des Rheinischen Kunstlebens machen wollen, hoffen, auch in weiteren Kreisen Deutschlands Interesse zu erwecken und materiellen Rückhalt zu gewinnen, zumal da die übrige Deutsche Kunst ja keineswegs ausgeschlossen werden, sondern in ihren besten Werken weitgehendste Berücksichtigung finden soll.

„Deutsch“ nennen wir unser Blatt und treten hiermit in die Reihe der Kämpfer für deutsche Art und deutsches Wesen, auch in der Kunst, sehen wir doch, wie überall in der Welt sich Interesse für nationale Eigenart regt. Die Dresdener Künstlerschaft zum Beispiel, welche noch vor zwei Jahren an Internationalität das Aeußerste that, hat plötzlich in diesem Jahre eine streng nationale Ausstellung ins Werk gesetzt, welche von außerordentlichem Erfolge zu sein scheint.

Auch wir bereiten eine solche vor. Und wir wollen nun eine „Deutsche Kunstzeitschrift“ hinzufügen, die diese Ausstellung mit vorbereiten, ihr die Wege ebenen und ihre Fürsprecherin sein soll [...].

Es ist vorgeschlagen, unser Blatt „Malkasten“ zu taufen. [...] Uns scheint der Name passend.

Wie unser „Malkasten“<sup>149</sup> das Bindeglied ist für die gebildeten Stände Düsseldorfs, wie er seine Thore den Gebildeten der Nachbarstädte öffnet [...] – so soll und muß unsere „Kunstzeitschrift“ ein Bindeglied werden für alle Ritter von Geist, seien es Künstler oder Beamte, Schriftsteller oder Industrielle. [...]

1900

3 Wilhelm Schäfer an Richard Dehmel, 22. 1. 1900  
SUB Hamburg, Sig. DA: Br: S: 185

[...] Wie Du siehst, bin ich in Gerresheim, fahre aber Morgen für einige Wochen nach Berlin zurück, um dann ganz ins Rheinland überzusiedeln. Ich war jetzt hier, weil die hiesige resp. die Düsseldorfer Fr. lit. Vergg.<sup>150</sup> mich eingeladen hatte, aus meinen Sachen vorzulesen. [...]

Ich gehe nun wahrscheinlich doch nicht ins Handwerk zurück. Es scheint sich was Besseres für mich zu finden.<sup>151</sup> Vom April an werde ich vielleicht da oben am Rhein rum wohne. Lisbeth trifft Vorbereitungen, uns zu Drei zu machen. Es ist doch eine seltsame schöne Sache mit den Gedanken daran! [...]

149 Zum Künstlerverein *Malkasten* vgl. Anm. 21.

150 Gemeint ist die *Freie literarische Vereinigung*, die Wilhelm Schäfer am 8. 1. 1900 zu einem Vortragsabend eingeladen hatte. Vgl. dazu das Nachwort von Christoph Knüppel in Schäfer, *Die Missgeschickten* (wie Anm. 26), S. 176–183.

151 Anspielung auf die ihm durch Fritz Koegel angebotene Tätigkeit als Herausgeber der neu gegründeten Zeitschrift *Die Rheinlande* (vgl. Dok 6). Vgl. dazu auch Schäfers eher ambivalente Haltung gegenüber seiner Herausgebertätigkeit und dem *Rheinlande*-Projekt, die in seinen Briefen an Richard Dehmel vom 8. 8. 1900 u. 20. 9. 1900 zum Ausdruck kommt (SUB Hamburg, DA: Br: S: 193 bzw. 194).

4 Emily Koegel an Clara Gelzer, 10.3.1900

GSA NZ 06/07, zit. nach Schäfer, *Die Missgeschickten* (wie Anm. 26), S. 184

[...] Schäfer ist gewählt. Noch nicht offiziell von der Generalversammlung bestätigt, aber einstimmig von der Commission gewählt, nun ist das andre nur noch Formalität. [...]

5 Emily Koegel an Clara Gelzer, 25.3.1900

GSA NZ 06/07, zit. nach Schäfer, *Die Missgeschickten* (wie Anm. 26), S. 184

[...] Heut bin ich noch mit Schäfers auf die Wohnungssuche gegangen [...]. Schäfer muß es gleich so machen, wie wir vor einem Jahr; er muß sagen, er brauche mehr Geld als 2000 M.<sup>152</sup> In Berlin haben sie für 300 M gewohnt. Die Maler sind alle sehr herzlich und entgegn kommand mit ihm. Er ist sehr glücklich. [...]

6 Wilhelm Schäfer an Richard Dehmel, 11.4.1900

SUB Hamburg, Sig. DA: Br: S: 186

[...] aus allen Träumereien und anderen Dummheiten wurde ich herausgerissen durch eine „Beruf(un)g“ nach Düsseldorf. [...] Also ich bin ein Mann, der augenblicklich 4500 M Gehalt hat und dafür eine Zeitschrift herausgibt: „Die Rheinlande,“ eine Monatsschrift für rheinische Kultur. Die Rheinlande von der Quelle zur Mündung, und das übrige Deutschland als Anhängsel oder Verehrer rheinischer Menschen und Dinge eingeschlossen. Sag mal, hast Du nicht so etwas rheinisches? Überlegs mal gründlich. Ich rede übrigens augenblicklich von M(anu)s(krip)ten. Das Blatt wird sehr „vornehm“ vorgenommen und kostet jährlich 30 M. Ich kann hoffentlich gutes Honorar geben. – [...]

152 Vgl. zu Schäfers Gehalt Dok 6.



[...] „*Die Rheinlande*“ wollen eine Kulturzeitschrift sein; in dem Sinne, daß sie in der Darstellung alter und neuer Kunst einen Spiegel rheinischer und also deutscher Kultur geben. Rheinische Maler werden durch Wort und Bild in ihren Beziehungen zur rheinischen Kultur vorgeführt, und aus rheinischem Geist wird eine Übersicht über die gesamten bildenden Künste – einschließlich des Kunstgewerbes – gegeben. Auch in der Dichtung ist uns das Rheinische lieb und nichts Deutsches fremd, wenn es nur sein Heimatsgepräge hat. Die alte rheinische Kultur wird soweit herangezogen, als sie uns Lebenden eine Anregung und einen Schlüssel zu neueren Erscheinungen geben kann.

Jedes Monatsheft wird zwei Kunstblätter und zahlreiche Nachbildungen im Text enthalten, neben kurzen kunstbetrachtenden und kunstgeschichtlichen Aufsätzen Proben deutscher Dichtung in Vers und Prosa, Übersichten über das gesamte deutsche Kunstleben (Bildende Künste, Kunstgewerbe, Dichtung und Musik) und Würdigungen bedeutender Bucherscheinungen. Erzählungen, Gedichte u. s. w. werden durch Randzeichnungen und Schlußstücke hervorgehoben. Ohne im Buchschmuck aufzugehen, wollen wir versuchen, ein Muster eines einfachen und doch vornehmen deutschen Buchsatzes zu geben. [...]

8 [Wilhelm Schäfer], *Die Rheinlande. Monatsschrift für deutsche Kunst*

[Werbeprospekt, Korrekturfahnen mit hs. Einträgen von Theobald Ziegler],

Juli 1900

HHI, NI. Wilhelm Schäfer

Indem wir unsere Monatsschrift „*Die Rheinlande*“ nennen, denken wir an all die reichen Lande im Stromgebiet des Rheins, von seinem schweizerischen Quellgebiet durch die gesegneten badischen, elsässischen, hessischen Gaue und die Rheinpfalz hinunter bis zur preussischen Rheinprovinz mit ihren Nachbarbezirken

Wiesbaden und Arnsberg. Nicht nur geographisch gehören diese Landschaften zusammen, nicht nur nach der gemeinsamen allemanisch-fränkischen Bevölkerung: Sie bilden den langen Zug germanischer Länder, in denen durch romanische Elemente eine alte Kultur lebendig geblieben ist. Die meisten ihrer Städte sind römische Gründungen. Der Rest romanischer Bevölkerung, die stete Berührung mit romanischen und gallischen Elementen – denn hier floss der wichtigste Strom des europäischen Handels von Süden nach Norden – der Reichtum und die damit verbundene Pracht: das alles entwickelte eine Bevölkerung, die zwar ihre germanische Seele behielt(,) aber jene romanische Beweglichkeit erwarb, die den Rheinländer zu einem besonderen Volksschlag macht. [...]

So haben wir Rheinländer wohl ein Recht, uns in Kunstdingen auf den eigenen gemeinsamen Boden zu stellen. Vielleicht hat der unerhörte Aufschwung rheinischer Industriestädte von Zürich bis Duisburg und Essen hinunter uns Rheinländer selbst einen Augenblick den Wert unserer alten künstlerischen Kultur vergessen gemacht. Aber jetzt regt es sich an allen Enden: In der Schweiz steht der Nachwuchs der Keller, Meyer und Böcklin, aus den elsässischen Landen kommt die Anregung zur Heimatskunst, Karlsruhe ist längst in die vorderste Reihe der deutschen Kunstschulen getreten, in Darmstadt bereitet ein rheinischer Fürst einer umfassenden künstlerischen Kulturarbeit eine einzigartige Stätte, zu den alten rheinischen Pflegstätten der Musik: Frankfurt a. M., Köln, Mannheim und Aachen gesellt sich die grosse Schwesterstadt der Wupper, die Industrie Krefelds nimmt immer mehr künstlerischen Charakter an und in der Garten- und Malerstadt Düsseldorf setzt über Nacht das alte Leben mit neuen Pulsen ein.

Alle diese Kunstarbeit sammeln, der neuen rheinischen Kultur auf dem ältesten deutschen Kulturboden eine Pflegstätte sein: das will unsere Monatsschrift. Und darum haben wir sie „Die Rheinlande“ getauft.

Jedes Monatsheft enthält neben zwei Kunstblättern Radierungen, Lithographien, Heliogravüren, Lichtdrucken u. s. w. im Format von 24 cm zu 32 cm auf 48 Seiten zahlreiche Nachbildungen im Text, kurze kunstbetrachtende und kunstgeschichtliche Aufsätze, Proben rheinischer Dichtung in Vers und Prosa, Übersichten über das rheinische Kunstleben (Bildende Künste, Kunstgewerbe, Dichtung und Musik) und Würdigungen bedeutender Kunsterscheinungen. Erzählungen, Gedichte u. s. w. werden durch Randzeichnungen und Schlussstücke hervorgehoben. [...]

So wollen „Die Rheinlande“ endlich eine würdige Vertretung rheinischen Deuts(c)htums darstellen. Um das anzubahnen, hat sich eine grosse Anzahl rheinischer Kunstfreunde zu einer Gesellschaft m. b. H. zusammengethan, die den „Rheinlanden“ die nötigen Mittel gewährt. Wir hoffen, alle Rheinländer, von der Quelle bis zur Mündung und die da verstreut sind, als Mitarbeiter zu gewinnen; denn jeder, der es als rheinische Ehrenpflicht erachtet, uns durch ein Abonnement beizutreten, jeder, der „Die Rheinlande“ als Hausfreund liebgewinnt, jeder, der ein Gefühl für rheinische Kunst daraus empfängt und weiterträgt, ist Mitarbeiter an unserm Werk: als echte Rheinländer der ganzen deutschen Kultur zu dienen. [...]

9 Werbeblatt für Inserenten, undatiert [vor dem 1. Oktober 1900]  
HHI, NI. Wilhelm Schäfer

Am 1. Oktober beginnt zu erscheinen:

*„Die Rheinlande“ / Monatsschrift für deutsche Kunst. / Herausgegeben / im Auftrage der „Rheinischen Kunstzeitschrift“ G. m. b. H. / durch Wilh. Schäfer.*

*„Die Rheinlande“*, welche es sich zur Aufgabe machen, die heimatliche Kunst und die bedeutsame Entwicklung des Kunstgewerbes in Wort und Bild eingehend zu würdigen, werden, wie wir hoffen dürfen, ihrem Leserkreise, dem gebildeten und begüterten, also

auch kaufkräftigen Publikum, ein Ratgeber sein in allen Fragen, welche die Kunst und das Kunstgewerbe betreffen.

Es liegt dabei wohl klar auf der Hand, dass durch ständiges Inseriren in unserm Blatte ein guter Erfolg für den Inserenten zu erzielen ist. Wir haben uns demzufolge entschlossen, einem jeden Hefte der „Rheinlande“ einen Inseratenanhang beizugeben, dessen Umfang, dem vornehmen Charakter der Zeitschrift entsprechend, allerdings ein eng begrenzter bleiben muss. [...]

10 Redaktionelle Mitteilung

*Die Rheinlande*, Jg. 1, Bd. 1, H. 1, Oktober 1900, Rückseite des Titelblatts zu Bd. 1

„Die Rheinlande“ erscheinen im Auftrag der G. m. b. H. Rheinische Kunstzeitschrift. Die Redaction besorgt Wilhelm Schäfer gemeinsam mit einem künstlerischen Beirat bestehend aus den Herren: Prof. Clemens Buscher, Bildhauer; Heinr. Hermanns, Maler; Dr. Fritz Koegel, Schriftsteller; Prof. Christian Kröner, Maler; Wilhelm Lohe, Rechtsanwalt; Hans Lücke, Buchhändler; Walter Petersen, Maler; Wilhelm Pfeiffer, Bankier; Theodor Rocholl, Maler; Prof. Willy Spatz, Maler; Hermann v. Wätjen, Regierungsrat a. D.

11 Redaktionelle Mitteilung

*Die Rheinlande*, Jg. 1, Bd. 1, H. 1, Oktober 1900, S. [4]

Dass wir Rheinländer uns eine eigene Kunstzeitschrift schaffen, dazu wäre zu sagen: Der Deutsche hat zwei bedauerliche Eigenschaften: Er läuft dem Fremden nach. Er ist leidenschaftlicher Partikularist. Den ersten Fehler zeigen deutsche Zeitschriften, die das *durchschnittliche* Fremde über das *gute* Deutsche stellen. In den zweiten Fehler könnten wir verfallen.

Wir erwidern: Indem die wohlgerihten Sänger von Rhein und Wein mit dem Karneval als einzige Zeugen rheinischer Kultur gültig blieben, hat sich das im Osten gespiegelte deutsche

Gesamtbild verschoben. Wir ungereimten Rheinländer wollen es wieder richtig machen, indem wir den rheinischen Geist auch noch heute bei der ernsten Arbeit zeigen. Es kann nicht unwichtig für das Ganze sein, wie die reichsten und bevölkersten Landschaften deutscher Zunge künstlerisch und geistig sich geltend machen. Damit das würdig geschehe, müssen wir unnachsichtlich gegen uns sein und das Bedeutende dem Gefälligen vorziehen. Dann haben wir in Wahrheit eine Monatsschrift für deutsche Kunst.

1902

12 Redaktion der „Rheinlande“, *Die Deutschnationale Kunstausstellung zu Düsseldorf*

*Die Rheinlande*, Jg. 2, Bd. 4, H. 7, April 1902, S. 3 f., hier S. 4

[...] Gerade in den letzten Jahren spukt die „Heimatskunst“, zu der ganz eifrige Schreier gleichsam die Klischees verteilen, die von den Künstlern ausgemalt werden sollen. Für den Kunstfreund, den Kunstschriftsteller und Gelehrten ist es eine Pflicht, die Kunst seiner Heimat zu pflegen und für den Deutschen ganz besonders, damit er aus seinem Grundgefühl des Barbarentums sich an eigener Kunst befreit und seinen eigenen Künstlern die notwendige Lebensluft verschafft, aber für den Maler und Dichter giebt es keine thörichtere Forderung als die nach Heimatskunst. [...]

Das wird eine deutsche Kunstausstellung schon zeigen, ob wir bildende Künstler haben, die unbekümmert um höhere Befehle zur idealen- und Gassenrufe nach Heimats-Kunst selbstherrlich aus sich schaffen, die keine Nachahmer fremder Art, sondern Künder deutschen Wesens sind. Dieses deutsche Wesen hat nicht nur Gretchenaugen und Volksliedssentimentalität: es umfasst auch Goethe, Beethoven und Böcklin und vollendet sich in ihrer

gedankenhafte(n) Fülle zu jener Weltmacht, als deren kleinstes Körnchen wir uns stolz geborgen fühlen können. [...]

So könnte Düsseldorf gerade jetzt eine Mission finden, indem es sich zum Sammelpunkt der wesensdeutschen Kunst machte. Die deutschnationale Kunstausstellung im neuen Kunstausstellungsgebäude wäre dann eine Heerschau über diejenigen, die kraft ihrer Natur nicht anders konnten, als deutsch malen. Von ihnen aus müsste sich die verloren gegangene Verbindung zum Volk am ersten finden.

Wir mit unserer Monatsschrift für deutsche Kunst möchten darin gern Bundesgenossen sein und weiterhin ein Bild der gesamten Künste unseres Vaterlands geben, das sich gewiss keinem Programm einfügt, aber gerade darum deutsch ist. Ein wachsames Auge haben auf alles, was irgendwie an Mal-, Dicht- oder anderer Kunst ein Zeichen deutschen Volkstums sein kann, das wäre unsere Aufgabe. Dass dieses Auge nicht von Berlin oder München aus Deutschland überblickt, wird kein Schade sein für die Kultur unseres Volkes, die nicht leicht zu allseitig betrachtet werden kann. [...]

1903

13 Vorwort des Herausgebers Wilhelm Schäfer

*Die Rheinlande*, Jg. 4, Bd. 7, H. 1, Oktober 1903, unpag. Beilage

[...] Monatshefte für deutsche Art und Kunst können sich nicht mit artistischen Spielereien befassen; sie sind nicht für Kunstschwärmer geschrieben und müssen sich ans Volkstümliche halten. Volkstümlich allerdings nicht im gewöhnlichen Sinn, vielmehr als volkseigentümlich verstanden: jedes eigen gewachsene Kunstwerk legt auch Zeugnis ab für das Volkstum seines Künstlers, und wir wollen uns an solche halten, die das am deutlichsten zeigen. Es liegt uns also fern, den Künstlern Volkstümlichkeit

vorzupredigen, wie es namentlich unter dem Schlagwort Heimatkunst Mode geworden ist; die Kunst hat andere Wertmesser und Wegweiser als den Geschmack des Volkes, dem sie erst ein Führer sein will.

Gerade unsere eigentümlichsten, also deutschesten Begabungen setzen sich am schwersten mit der deutschen Gemütlichkeit auseinander. Hier sind Helfershelfer am nötigsten, das wollen wir sein; ohne die fremde Kunst oder ihren anregenden Wert für unsere Künstler zu unterschätzen. Ob aber angeregt oder nicht, wenn erst ein Werk geschaffen ist, geht es zunächst sein Volk an. Nur wir Deutsche scheinen das natürliche Gefühl verloren zu haben, daß der tiefste Kunstgenuß an die Offenbarungen eigener Wesenheit gebunden ist.

Es ist bezeichnend, daß wir bislang kein großes Blatt für deutsche Art und Kunst besaßen. Der sonst vortreffliche Kunstwart ist mehr ein kritischer Wegweiser. Wir wollen nicht nur von den Werken reden und mehr als nur Proben oder Nachbildungen, vielmehr die Werke selbst darbieten. Das gestaltet unsern Arbeitsplan wie folgt:

Ein jedes Heft enthält zwei farbige Original-Lithographien, von denen in diesem Jahrgang immer eine ein Monatsblatt mit Rheinlandschaften von Nikutowski bildet, die am Schluß des Jahres ein seltenes Kalenderwerk ergeben. Da auch solche Zeichnungen, die für den Buchdruck vom Künstler entworfen und gearbeitet wurden, Originalblätter genannt werden müssen, wollen wir auch darin reich und mannigfaltig sein. Malereien, Bauwerke, Bildhauerstücke und kunstgewerbliche Gegenstände können wir nur nachbilden. Aber dafür sollen diese Nachbildungen so gut gedruckt sein, daß sie den Vorbildern nahekommen.

Die Auswahl der Erzählungen, Lieder und Balladen deutscher Dichter soll rein künstlerisch und so geschehen, daß wir alle seichte Unterhaltung wie überkünstelte Spielerei vermeiden. Weil gerade unsere besten Dichter am unbekanntes(t)en zu sein pfliegen,

kann unsere Wahl vielfach auf schon gedruckte Bücher zurückgehen, die zum Teil jahrzehntelang vergeblich auf die Gunst des deutschen Volkes warteten. Wir hoffen, durch manch köstliches Erzähler- und Dichterstück zu überraschen und einen reicheren Genuß versprechen zu können, als er aus dem Abdruck zufälliger Manuskripte allein möglich ist.

Unsere Musik muß sich aus naheliegenden Gründen auf Lieder und kurze Klaviersätze beschränken. Auch hier sollen Schönheiten aufgedeckt werden, die zu herb für den Konzertsaal, aber volkstümlich sind im guten Sinn.

Wie unsere Aufsätze diesen produktiven Teil unserer Monatshefte anregend begleiten sollen, dafür geben die Arbeiten dieses Heftes Beispiele. Namentlich der Aufsatz von Dr. H. Muthesius sagt deutlich, wie wir aus dem sogenannten „Jugendstil“ zu einer sachlichen Ausbildung der Formen hinführen möchten, woraus sich für alle Dinge ein moderner Stil entwickeln muß, wie er sich aus den Maschinen und Eisenbrücken von selbst entwickelte.

Unsere Beobachtung und Mitteilung der Kunstvorgänge, unsere Wegweiser zu guten Büchern, Wandbildern u. s. w. sollen gleichfalls unter der Verpflichtung stehen, deutscher Art und Kunst zur Wirkung zu verhelfen. [...]

*Der Herausgeber.*

---

Im Anschluß an die vorstehenden Worte des Herausgebers sei es auch dem Verlage gestattet, an dieser Stelle in einigen Worten zu den Lesern zu sprechen. [...] Der unterzeichnete Verlag, der vom ersten Werke, das bei ihm erschien, bestrebt war, in all seinen Veröffentlichungen das zu betonen, was unserer deutschen Kunst vor allen anderen eigentümlich ist, sich also bemühte, im besten Sinne national zu sein, ist stolz darauf, daß die Wahl auf ihn fiel und daß man gerade wegen der Gemeinsamkeit des künstlerischen Programms vor andern ihm antrug, die Zeitschrift im bisherigen Sinne fortzuführen.



Durch das Gesagte wird schon dargetan, daß die Grundsätze, welche bisher die leitenden des Herausgebers gewesen sind, in gleicher Weise auch vom Verlage vertreten werden, und wenn wir hier noch besonders das Wort nehmen, so geschieht dies, um darzutun, wie wir durch Bereitstellung der nötigen Mittel in noch erhöhtem Maße zur Erreichung des gesteckten Zieles beitragen wollen. So wird auch in Zukunft die Ausstattung der Zeitschrift die denkbar vornehmste sein, kein Mittel der unaufhaltsam fortschreitenden Technik wird uns zu kostspielig erscheinen, um es zur künstlerischen Ausgestaltung des Ganzen auszuprobieren. In jedem Heft werden wir mindestens zwei mehrfarbige Original-Lithographien hervorragender deutscher Künstler veröffentlichen, und auch sonst soll die Originalkunst in besonderem Maße zur Geltung kommen, die reinen Abbildungen sollen in der Hauptsache nur dort angewendet werden, wo sie zur Ergänzung des Textwortes notwendig sind. [...]

*Fischer & Franke.*

14 Anzeig des Fischer & Franke Verlags  
*Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel*, Jg. 70, Nr. 234, 8.10.1903,  
S. 7884–7885, Rubrik *Künftig erscheinende Bücher*

[...] Die Kunstzeitschrift

*„Die Rheinlande“*

wurde von der Genossenschaft von Kunstfreunden, die dieselbe gegründet hatte, der obengenannten nur für ihren Betrieb neu eingetragenen Firma zur Weiterführung übergeben. Die Zeitschrift wird in ihrem jetzt beginnenden vierten Jahrgang in erweiterter Form fortgesetzt unter de(m) Titel:

*„Düsseldorfer Monatshefte / für deutsche Art und Kunst“*

Der Obertitel *„Die Rheinlande“* bleibt erhalten in einer Sonderausgabe für Westdeutschland und die bisherigen Abonnenten. [...]

Wir haben bezeichnenderweise in Deutschland keine Zeitschrift für deutsche Art und Kunst, das heißt eine, die sich glei-

cherweise der deutschen Dichtung und Musik wie den bildenden Künsten widmet und dem unseligen Hang zur Fremdländerei durch bewußte Pflege deutscher Kunst entgegen arbeitet. Am ersten erfüllt noch der „Kunstwart“ diese Pflicht; aber während er ein vortrefflicher kritischer Wegweiser ist, fehlt es an einer Zeitschrift, die unausgesetzt nicht nur von deutscher Kunst redet, sondern sie selbst in ausgewählten Werken darbietet. [...]

*Von den Mitarbeitern* der „Düsseldorfer Monatshefte“, die in den erschienenen drei Jahrgängen tätig waren, oder für die folgenden gewonnen sind, können wir nur eine kleine Anzahl namhaft machen.

*Erzählungen oder Dichtwerke* veröffentlichten wir oder werden abdrucken von: Detlev von Liliencron – Wilhelm Raabe – Gustav Frenssen – Ferdinand von Saar – Jacob Boßhart – Wilhelm Schmidt – Klara Viebig – Peter Hille – Ferdinand Krüger – Alfons Paquet – Rainer Maria Rilke – Heinrich Hansjacob – Wilhelm Schäfer – Emanuel von (Bodman) – Adolf Vöglin – Anna Croiss(a)nt Rust – Mathieu Schwann. [...]

*Verlag der Rheinlande (Fischer & Franke).*

1904

15 *Verbandsnachrichten* [Über die geplante außerordentliche Generalversammlung vom 2.5.1904]

*Die Rheinlande*, Jg. 4, Bd. 8, H. 7, April 1904, S. [11], unpag. Beilage

[...] In derselben Versammlung soll des weiteren beraten werden, ob nicht auch die deutsche Schweiz zu den Ländern am Rhein zu rechnen sei? [...]

Ob [...] aus dieser gemeinsamen Beratung sich eine lebhaftere Kameradschaft zwischen den Künstlerschaften in Stuttgart, Darmstadt, Karlsruhe, Frankfurt und Düsseldorf entwickeln wird: das käme auf die Neigung der Künstlerschaften an, in einer solchen

durch den gemeinsamen Boden wohl begründeten Gemeinschaft jene Abhängigkeit von Berlin oder München aufzugeben, die unsere Länder am Rhein zu verlorenen Kunstprovinzen macht, obwohl mit gar nicht vielen Ausnahmen die Künstler, in denen das ausgeprägte Deutschtum eine künstlerische Form von internationaler Geltung gewonnen hat, hier zu Hause oder heimisch sind.

\* \* \*

[...] Die Verbandszeitschrift erscheint in den ersten Tagen jedes Monats. Sie muß also durch die Post bis spätestens zum 15. des Monats in den Händen der Mitglieder sein. Die Bestellung durch den Buchhandel pflegt etwas länger zu dauern.

Der Jahrgang der Zeitschrift lief früher von Oktober zu Oktober, wird aber in diesem Jahr mit 15 Heften bis zum Januar durchgeführt. Den Mitgliedern steht Heft 4 bis 15 zu.

Die Nummern 1 bis 3 können gegen Einsendung von 3 Mark *an den Verlag* nachbezogen werden. [...]

16 *Verbandsnachrichten*

*Die Rheinlande*, Jg. 4, Bd. 8, H. 8, Mai 1904, unpag. Beilage

*In unserer General-Versammlung zu Düsseldorf am 2. Mai durfte durch den Vorsitzenden mitgeteilt werden, daß Seine Königliche Hoheit der Großherzog Ernst Ludwig von Hessen und bei Rhein das Protektorat über unsern Verband übernommen habe. [...]*

Unsere Mitglieder werden empfinden, daß es sich hier um mehr als die beliebte Form des Protektorats handelt. Unser Ziel: starken Talenten gegen den Tagesgeschmack beizustehen, also der guten Kunst, wo sie sich zeigt, durch die Autorität eines Verbandes von anerkannten Künstlern und Kunstfreunden Geltung zu verschaffen – hat in der Tätigkeit dieses Fürsten seit vielen Jahren ein Vorbild. Daß allenthalben in Deutschland die anfangs verspotteten künstlerischen Bestrebungen im Handwerk den Sieg über ein kopierendes Kunstgewerbe errungen haben, daß auf den internationalen Wettbewerben in Turin und, wie es nach den er-

sten Nachrichten scheint, noch mehr in St. Louis, das deutsche Kunstgewerbe sich internationale Anerkennung verschafft: das geht zu einem großen Teil auf die bewunderungswürdige Tätigkeit dieses Fürsten zurück. [...]

Daß wir fortan unter dem Namen dieses Fürsten unser glücklich begonnenes Werk ausbauen dürfen, bedeutet so eine große Verpflichtung und Verantwortlichkeit. Nichts könnte schöner den Dank der Länder am Rhein verkörpern, als wenn in unserm Verband gleichsam aus dem Bürgertum ein Echo seines fürstlichen Wortes lebendig würde. Wir alle wissen, welche Schätze jährlich im Luxus vergeudet werden zur sittlichen Gefährdung unseres Volkes, die durch die Kunst lebendig gemacht werden können zur Entwicklung. [...]

17 *Monatliche Mitteilungen des Verbandes der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein*  
*Die Rheinlande*, Jg. 4, Bd. 8, H. 9, Juni 1904, unpag. Beilage

[...] Zum Schluß wurde das wichtige Verhältnis der Zeitschrift zum Verbands noch einmal durchgesprochen und unter anderm festgestellt, daß als offizielle Äußerungen des Verbandes selbstverständlich nur die den „Rheinlanden“ vorgehefteten Verbandsnachrichten zu betrachten seien. [...]

Ein Antrag, die *Schweiz* in das Verbandsgebiet einzubeziehen, wurde vorläufig zurückgestellt, bis dieser Anschluß aus der Schweiz heraus beantragt würde. Dagegen konnte mitgeteilt werden, daß in Elsaß-Lothringen der Herr Unterstaatssekretär v. Schraut sich des Verbandes besonders angenommen habe [...].

18 *Monatliche Mitteilungen des Verbandes der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein*  
*Die Rheinlande*, Jg. 4, Bd. 8, H. 10, Juli 1904, unpag. Beilage

[...] Nachdem schon seit einiger Zeit viele Klagen einliefen über den schlechten Druck unserer Klischees, während „Die Rhein-

lande“ früher gerade darin einen besonderen Ruf genossen, haben wir Versuche aller Art angestellt und wissen nun, daß der schlechte Druck darauf zurückzuführen ist, daß die letzte große Anfertigung des Papiers der Zeitschrift nicht in gleichem Maße druckfähig ausgefallen ist, wie die früheren. Solche Übelstände können sich ergeben schon bei geringen Abweichungen in der Zusammensetzung der Rohstoffe oder geringen Unterschieden in der Satinierung, weniger zu befürchten sind sie bei Verwendung des sogenannten Kunstdruckpapiers. Aber wir waren bislang mit „Kunst und Künstler“ die einzige Kunstzeitschrift, die nicht auf dieses unangenehme glänzende und kreative Papier druckten. Der Verlag macht nun in diesem Heft den Versuch, die Klischees auf besondere Kunstdruckbogen in Zweifarbindruck zu geben und einzuheften. Auf diese Weise werden etwas weniger Bilder in den „Rheinlanden“ sein, aber dafür bessere.

19 W. [Wilhelm] Schäfer, *Fritz Koegel* †

*Die Rheinlande*, Jg. 4, Bd. 8, H. 14, November 1904, S. 560–562

[...] Am 20. Oktober ist in Jena, erst vierundvierzigjährig, Dr. Fritz Koegel gestorben, der Mitbegründer und Mitherausgeber dieses Blattes. Seitdem unser erstes Heft vor vier Jahren seine vielbemerkten Gespräche mit Conrad Ferdinand Meyer brachte, ist er in Beiträgen mancherlei Art den „Rheinlanden“ treu geblieben, und namentlich die von ihm besorgte und durch feinen Text begleitete Musikbeilage im letzten Jahrgang ist mir oft als der wertvollste Teil unseres Blattes und als ein Vorbild sorgfältiger Redaktion erschienen. Außerdem geschah in der sonstigen Leitung, im Text wie im Bild, nichts Wichtiges ohne seinen Rat. So stünde dieser Nachruf in unserer Zeitschrift über dem Verdacht, ein Freundschaftsdienst gegen einen Toten zu sein, selbst wenn Fritz Koegel nichts anderes als unser Mitarbeiter gewesen wäre. [...]

20 Vorwort des Herausgebers Wilhelm Schäfer

*Die Rheinlande*, Jg. 5, Bd. 9, H. 1, Januar 1905, unpag. Beilage

[...] Von diesem Heft ab treten die „Rheinlande“ in engere Beziehung zum Verband der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein, der in praktischer Arbeit das bewirken will, wofür die „Rheinlande“ seit ihrem Beginn ununterbrochen sprachen: Gemeinsamkeit der rheinischen Kunstinteressen und zwar in der Pflege ihrer eigentümlichen Begabungen. Weil darin nur ein Programm rheinischer Heimatkunst gefunden wurde, soll hier unter Hinweis auf meine Ausführungen über die erste Wanderausstellung des Verbandes in diesem Heft noch einmal dargelegt werden, warum ich einen Zusammenschluß der Künstler und Kunstfreunde in den Ländern am Rhein, wie er im Anschluß an dieses Blatt geschehen ist, für eine deutsche, nicht nur eine rheinische Sache halte.

Der Name Thoma bedeutet ein Programm, das niemand als nur alemannisch bezeichnen wird; ebenso wie etwa der Name Liebermann ein Programm bedeutet. Keiner bezweifelt, daß ein Programm Thoma deutscher ist als ein Programm Liebermann; nicht weil Liebermann in Berlin, und Thoma im Schwarzwald geboren wurde, sondern weil die Wurzeln Thomascher Kunst durchaus in der deutschen Landschaft liegen, was von der Liebermannschen nicht gesagt werden kann. Nicht einmal Berlin ist darin, wie etwa in Balushek, oder die Landschaft um Berlin, wie etwa in Leistikow, sondern vieles, was wir aus Holländern und Franzosen kennen: kein Wohlgefühl in der deutschen Kultur, sondern Respekt vor der europäischen, zu viel internationales Bewußtsein und zu wenig eigene Lebenskraft, gleichsam ein künstlich genährtes Kind, dem die Mutter zu wenig natürliche Nahrung mitgab.

Ich will damit nicht sagen, daß das Programm Liebermann keine glänzenden Maler zeigte, und noch weniger, daß die Franzosen um Manet oder die Holländer um Mauve oder die Engländer

der um Whistler nicht eine hohe malerische Kultur erreicht hätten: aber wenn irgend etwas uns hindern kann, die gleiche Höhe zu gewinnen, so ist es die Nachahmung. Und daß es sich dort um eine Nachahmung handelt, das wird bei dem Namen Thoma nicht so deutlich wie etwa bei den Namen Trübner oder Zügel, die auch reine Maler, aber von deutscher Art sind, wie es Leibl in seinen späten Bildern war. Sie haben, um es derb zu sagen, den rechten Gebrauch vom Ausland gemacht, sie gewannen an fremden Techniken in ihrer eigenen Art, weil ihre Anschauung in der deutschen Landschaft blieb. Wer nicht so stark als Persönlichkeit ist, den wird das beste Talent nur verführen: die Bewunderung fremder Kunst unterdrückt seine eigenen Anschauungen; mehr noch, sie nimmt der eigenen Kunst den Wert, indem sie aus der Sprache eine Technik macht, man lernt die Worte kunstvoll setzen, aber es sind nicht die eigenen, so sprechen sie geschmackvoll von Gefühl, statt Gefühl geschmackvoll zu geben.

Es liegt im Wesen solcher Kunstgefahr, daß sie im künstlerischen Weltverkehr der Großstädte verlockender wirkt. Ihre stärksten Gegner sind die querköpfigen Einsiedler, die nicht aus ihrer Haut heraus können. Daß wir ihrer nun gerade im alten deutschen Kulturgebiet am Rhein uns besonders erfreuen, mag Gründe haben oder nicht, jedenfalls aber hat es die Folge, daß von hier aus am ehesten und erfolgreichsten eine Festigung deutschen Kunstbewußtseins versucht werden kann, aus der allein eine künstlerische Kultur für uns zu erhoffen ist.

Erst wenn wir ein starkes Gefühl deutscher Kunst in Künstlern, Werken und im Volk hätten, könnten auch die internationalen Kunstliebhaber in Deutschland, deren besten Typ etwa der bekannte Graf Keßler in Weimar darstellt, wirklich nützlich werden, indem sie solcher deutschen Kunst draußen Achtung und Verständnis erwürben. Gemeinsam mit ihnen könnte dann auch der Deutsche Künstlerbund seine Aufgabe darin finden, die internationale Geltung der deutschen Kunst durch planmäßige

Ausstellungen im Ausland zu steigern. Vorläufig aber ist unsere internationale Kunstliebhaberei schädlich; besonders heute, wo eine akademische, will sagen das Alte nachahmende Kunst, noch hinderlich genug der persönlichen Entwicklung im Weg steht und in jenem internationalen Akademismus leider einen Bundesgenossen hat – und beide bedrängen uns am stärksten aus Berlin. Es ist oft gesagt worden, daß in der Stadt Nicolais Thoma nur geduldet und selbst Böcklins Wirkung nicht freudigen Herzens genommen wird. So gibt es einen Teil unseres Programms, daß wir in dieser Nummer der Ablehnung des Klingerschen Dramas in Berlin mit einem Protest begegnen.

Das zur Begründung unserer rheinischen Art, und folgendes zur Pflege der eigentümlichen Begabungen: Im Volkstümlichen liegt die Gefahr, daß wir unfähig werden, den großen Offenbarungen germanischen Geistes zu folgen. Soll an die ursprüngliche Ablehnung von Beethoven, Kleist und Böcklin erinnert werden? Wer seinen gutbürgerlichen Weg geht, von dem kann nicht erwartet werden, daß er den Flügen des Genies rascher nachkommt als in einer Generation. Aber wir, die wir wissen, daß es im Leben eines Volkes auf mehr ankommt als auf seine Gemütlichkeit, wir dürfen nicht aufhören, sie zu stören. Nicht Beethovens, Goethes oder Böcklins wegen mußte das deutsche Volk deren Werke aufnehmen, sondern seinetwegen, damit seine Art an diesen Idealen gestärkt und entwickelt würde. Wenn die Kunst nichts wäre als Unterhaltung, wäre der Aufwand um sie zu groß; sie ist, wie es bei dem großen Briten heißt: der Spiegel, nicht daß wir uns darin begaffen, sondern ein Gefühl von dem bekommen, was über unser persönliches Wohlbehagen hinaus hinter den rätselhaften Erdendingen unser Schicksal bewegt, damit wir als Volk wie als Persönlichkeit, um mit einem deutschen Dichter zu reden, „dem Schicksal gewachsen sind“.

An gutem Willen zu ihrem bescheidenen Teil in dieser Aufgabe hat es den „Rheinlanden“ nie gefehlt; nun treten sie aus



der Willkür des persönlichen Herausgebers in den Dienst einer großen Gemeinschaft. In dem Verbandsorgan der Künstler und Kunstfreunde in den Ländern am Rhein werden alle Worte gewichtiger sein, nicht als urteilende Meinung, wie vermöchte da einer anders zu stehen als für sich selbst, sondern als Gesinnung. Dadurch, daß die Kunstkommissionen des Verbandes in der Auswahl der abgebildeten Werke mitwirken, wird aber auch das Urteil über diese Werke einen Rückhalt gewinnen. In allen Gebieten der menschlichen Tätigkeit müssen wir das Urteil des Fachmanns hören, in der Kunst kann es nicht anders sein; und allzuviel Genuß und Freude aus der Kunst wird durch rasches ungeprüftes Urteil vernichtet.

Alles, was wir bringen, und das gilt für die Bilder, wie für die Dichtungen, Erzählung und Abhandlung: geschieht nicht zur Unterhaltung, dafür sorgen Familien- und Tagesblätter. Wir müssen für den großen Ernst aller künstlerischen Arbeit, der oft ein Schicksal ist, wenigstens einen kleinen Ernst der Aufmerksamkeit verlangen. Alle Kunst ist Äußerung einer Persönlichkeit, und wenn wir vorgeben, die Kunst allgemein zu schätzen, müssen wir auch ihre Persönlichkeiten achten und uns an ihre Sonderbarkeiten gewöhnen; wer will es von Anfang an sagen, ob diese nicht – wie es bei Böcklin war – sich nachher als Zeichen eines neuen Wesens offenbaren? Große Kunst kann nur aus großer Selbstzucht geschaffen werden, das gilt auch für den Genuß; was uns nachher am meisten beglückt, hat uns oft im Anfang am meisten widerstrebt.

Und noch ein Wort zur Ausstattung: Die Abneigung gegen glattes Papier ist zu einem guten Teil traditionell. Wir lassen unser Gefühl leiten durch das Ideal des Büttens- oder Japanpapiers. Netzdrucke aber kann man auf solchem Papier nicht herstellen; darum ist es nicht richtig – wenn man einmal gezwungen ist, solche zu bringen, und das sind wir –, auf dem Ideal des rauhen Papiers zu beharren. Vielmehr muß versucht werden, aus der Drei-

heit des glatten Papiers, des Buchdrucks und der Netzätzung eine stilvolle Einheit zu gewinnen. Wer unsere Bemühungen einer guten Ausstattung anders beurteilt, wird uns unrecht tun.

Der Herausgeber.

1906

21 *Monatliche Mitteilungen des Verbandes der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein*

*Die Rheinlande*, Jg. 6, Bd. 11, H. 5, Mai 1906, unpag. Beilage

[...] Der Verband trat in das Geschäftsjahr 1905 ein mit 2557 Mitgliedern, darunter 29 Patronen und 13 Stiftern. Am Schluß des Jahres zählte er 2883 Mitglieder, darunter 46 Patrone und 15 Stifter. So ist das Wachstum des Verbandes trotz verminderter Agitation zufriedenstellend geblieben; [...].

1907

22 [Wilhelm Schäfer], *An unsere Leser!*

*Die Rheinlande*, Jg. 7, Bd. 13, H. 1, Januar 1907, unpag. Beilage

[...] Mit diesem Heft beginnen die „Rheinlande“, die von jetzt ab nur mehr in *einer* Ausgabe erscheinen, ihren siebenten Jahrgang. Sie sind über die Kinderjahre hinaus und bedürfen keiner grundsätzlichen Ankündigung mehr. [...]

Die „Rheinlande“ bringen fortab in jedem Heft eine oder mehrere, meist farbige Kunstbeilagen, darunter Originalblätter (Lithographien, Holzschnitte etc.), Dreifarbendrucke, Federzeichnungen usw., so daß der Jahrgang etwa zwei Dutzend selbständiger Kunstblätter enthält, die allein den Abonnementspreis von 12 M. überreichlich wert sind.

Die „*Rheinlande*“ widmen dem literarischen Teil größeren Raum und Sorgfalt als bisher; nur die beiden ersten Bogen jedes Heftes sind illustriert und der bildenden Kunst gewidmet, die letzten Bogen sollen nach Art des vorliegenden Heftes Abhandlungen, Erzählungen, Gedichte und Besprechungen bedeutsamer Werke und Ereignisse enthalten.

Die „*Rheinlande*“ sind also kein Nachrichtenblatt; sie wollen mehr als bisher eine zwanglose Folge von Publikationen über alte und neue Kunst darstellen von bleibendem Wert. Weniger im historischen Sinn als in der Absicht Anregung zu geben, Vergessenes und wenig Beachtetes hervorzuheben, soweit es unsere Zeit bereichert und belebt. Stets in der Überzeugung, daß nach allzuvielen Jahren gelehrtenhafter Weltbetrachtung nun eine künstlerische Auffassung zu pflegen sei.

Die „*Rheinlande*“ sind auch kein Literaten- oder Ästhetenblatt. Verdrossene Kritik liegt ihnen fern wie unfruchtbare Begriffsklauberei. Um aber die Bucherscheinungen im Einzelnen aufmerkamer zu verfolgen und in der Nennung bedeutender Werke ein zuverlässiger Führer zu sein, hat der Herausgeber von seiner eigenen Tätigkeit die Gebiete abgetrennt, die ihm einer besonderen Vertretung bedürftig erschienen. Die Neuerscheinungen der Kunstwissenschaft wird *Dr. Fritz Wichert*, Assistent am Städelschen Kunstinstitut zu Frankfurt a. M., verfolgen, die Lyrik *Albert Geiger* in Karlsruhe und das Drama *Wilhelm Schmidt-Bonn*, während die Erzählungsbücher auch weiterhin vom Herausgeber betrachtet werden. Nichts weniger als Vollständigkeit wird hierin erstrebt; nur was im guten oder schlechten Sinn besprochen werden muß, soll vor den Leser kommen. Er wird, stets von den selben Männern beraten, bald wissen, wie weit er jedem trauen kann, und mehr Vertrauen und Führung gewinnen, als wenn er sich bei jeder Besprechung einem neuen Standpunkt gegenüber sieht. [...]

[...] 5. Herr Dr. Roediger<sup>154</sup> berichtet als Vorsitzender der Kommission zur Erwerbung des Verlags der Rheinlande durch eine G. m. b. H., an der der Verband der Hauptbeteiligte ist. Der Ankauf ist mit Beginn des Jahrgangs 1907 geschehen und die G. m. b. H. Verlag der Rheinlande beim Handelsregister in Düsseldorf eingetragen. Als Geschäftsführer ist Herr Wilhelm Schäfer bestellt. Als buchhändlerischer Leiter ist Herr Verlagsbuchhändler G. Laemert aus Stuttgart gewonnen worden; ihm wird Prokura erteilt. [...]

*An Stelle eines Jahresberichtes*

[...] darum haben wir hier am Rhein, wo die Türme und Schreine über ein Jahrtausend hin menschliche Kunde bringen, einen Verband gegründet, gerade jenen Einsamen nahezukommen, denen Verbände sonst am feindlichsten sind, den Querläufern und Dickköpfen, den Grüblern und Verlorenen, *denen*, die für sich selbst zu nichts kommen, weil sie uns allen so viel zu bringen glauben: den starken Talenten in den Ländern am Rhein. [...]

153 Vgl. dazu die Ankündigung der *Monatlichen Mitteilungen* in: *Die Rheinlande*, Jg. 6, Bd. 12, H. 12, Dezember 1906: „Der Verlag der ‚Rheinlande‘ soll in eine G. m. b. H. umgewandelt werden.“

154 Im *Lexikon meiner Mitmenschen* (wie Anm. 25) notiert Schäfer zu Paul Roediger: „Direktor der Metallgesellschaft in Frankfurt a. M.; im Vorstand der Kunstfreunde als Schriftführer für die geschäftlichen Dinge mein Arbeitsgenosse. Als Geschäftsmann großen Stils bereiteten ihm unsere gelegentlichen Schwierigkeiten keine Sorgen. Er war stets einsatzbereit und einsatzfähig.“

24 S. [Wilhelm Schäfer], *Fritz Kochers Aufsätze*  
*Die Rheinlande*, Jg. 7, Bd. 13, H. 6, Juni 1907, S. [200] [KWA Suppl. 1, Nr. 34]

25 Reinhold Treu [Wilhelm Schäfer], *Vorzüge und Gefahren des schweizerischen Schrifttums*  
*Die Rheinlande*, Jg. 7, Bd. 14, H. 10, Oktober 1907, S. 124–125  
[KWA Suppl. 1, S. 38]

26 Hermann Hesse an Wilhelm Schäfer, 1.11.1907  
In: „*Aus dem Traurigen etwas Schönes machen*“. *Hermann Hesse – Die Briefe*. Bd. 2: 1905–1915, hrsg. v. Volker Michels, Frankfurt am Main 2013, S. 72f.

[...] Ihr Boden ist Ihre Zeitschrift, machen Sie sie unabhängig und lassen Sie den Reise- und Ausstellungsbetrieb! Wenn das Blatt Ihre ganze Kraft hat, wird es nicht nur Ihnen genug einbringen, daß Sie auf die Verleger pfeifen können, sondern es könnte auch „das deutsche Kulturblatt“ sein. Daran fehlt ihm schon jetzt nur das Geld, auch die Freiheit im Honorarzahlen. Das müsste nicht luxuriös sein, aber doch (mit) den Geldblättern der großen Verleger konkurrieren können. [...]

27 Wilhelm Schäfer an Hermann Hesse, 9.11.1907  
SLA, Sig. Hesse Ms L 83 Schäfer, Wilhelm (2), Brief Nr. 19

[...] Heute nur herzlichen Dank für Ihre Manuskripte. Ja, meine „Rheinlande“ mache ich mit einem Honorarsatz von 300 Mark für das Heft, den ich selten erreiche. Da muß der Herr Redakteur selber ohne Honorar recht fleißig sein und zwar, damits das Publikum nicht so merkt, unter allerlei Namen. Das ist natürlich kein Zustand, der auf die Dauer geht. Ich denke, ihn schon von Januar ab ändern zu können. In diesem Jahr hatten uns Fischer & Franke zu schwer hereingelegt. Ein Drittel der Jahres-Einnahmen fiel als Vorspiegelung in sich selber zusammen; und ein namhafter Betrag mußte kontraktlich F. u. Fr. noch nach Eingang zugeführt werden. So können wir froh sein, wenn wir blauen Auges davon

kommen in diesem Jahr, statt erhofftem Reingewinn. Im nächsten wird das von selber anders. Wenn Sie und ein paar andere Kerle mir hülfen, ließe sich dann schon was Rechtschaffenes machen. Können Sie mir nicht den Schaffner zuführen?

Ich las dieser Tage seinen „Kilometerstein“ und war sprachlos; das ist nämlich alles, um was der liebe Stehr sich seit zehn Jahren abmüht, und noch etwas mehr. Ersten Ranges bis auf ein paar krause Stellen, wo er zuviel in Erinnerungen ergeht. Sie sollten überhaupt einmal grundsätzlich über diesen Kerl etwas sagen; noch vor *Weihnachten*, oder hat ers nicht mehr nötig? Ich meine, pressiert nicht mehr bei ihm?

Freilich sind wir „Rheinländer“ eigentlich garkein Publikum. Gestern schrieb mir der Verleger einen ganz langen melancholischen Brief über meinen Niederrhein. „Es sei nach seiner Meinung durchaus der gelungenste Band der Sammlung, und ginge am schlechtesten. Meinen Landsleuten fehlt jeder Sinn für „höhere Unterhaltung“. Sie sind zuviel in Gesellschaften und sonst unterwegs und haben für Bücher keine Zeit. Insofern bin ich mit den „Rheinlanden“ arg in der Rohdung begriffen und kann auf wenig rechnen; selbst, wenn das Blatt besser wird. [...]

28 Emil Rudolf Weiß an Wilhelm Schäfer, undatiert [vor dem 18.12.1907]  
HHI, NI. Wilhelm Schäfer

[...] Hier die Zeichnung. Sie rascher zu machen war unmöglich, hatte tagsüber keine Zeit. – Zeichnung für Umschlag der Rheinlande mach ich gern – und das Signet. Müsste *genaue* Angabe haben, was an Text darauf stehen *muss* (der sich wiederholt. Inhaltsangabe wird dann immer in einen freien Raum eingedruckt) Honorar wäre 100 Mk. [...] Man müsste auch für einen anständigen einfachen *Einband* der Rheinlande sorgen – etwa in der Art wie die Neue Rundschau – Halbpergament – oder Ganzleinen.

[...] Da ist die Zeichnung für den Umschlag, sammt den künftig nötigen Heftzahlen und Monatsnamen. Sagen Sie eines: *müssen* Sie das greuliche tote Grau Ihres Umschlagpapiers beibehalten? Scheusslich! Nehmen Sie doch so was wie das Papier, auf das ich meine Zeichnung gemacht habe – etwas in der Art wenigstens. Achten Sie mal drauf, was die Fischersche neue Rundschau vom Januar ab für ein wundervolles havannabraunes englisches Papier als Umschlag hat! Lassen Sie mich dann zeitig genug wissen, welcher Text auf den Einband kommen soll, wenn ich ihn zeichnen soll. (Halbpergament oder Ganzleinen.)

In die beiden Bleistiftrechtecke meiner Zeichnung soll also der Text der Inhaltsangabe kommen, *aber ohne Seitenzahlen!* Das bleibt der Inhaltsangabe *im* Heft überlassen. Und zwar in der Behrenstypen, die ganz gut mit meiner zusammengeht. Das Papierformat meiner Zeichnung ist nur notgedrungen links und rechts so schmal, – maassgebend ist der obere Rand auch für links und rechts, unten etwas breiter. [...] Wenn ich die 100 M. noch vor Weihnachten kriegen könnte, so wär mirs sehr recht, wie immer. [...]

1908

30 S. [Wilhelm Schäfer], *Der Gehülfe*

*Die Rheinlande*, Jg. 8, Bd. 16, H. 11, November 1908, S. [168]

[KWA Suppl. 1, Nr. 61]

31 S. [Wilhelm Schäfer], *Können Sie mir ein gutes Buch empfehlen?*

*Die Rheinlande*, Jg. 8, Bd. 16, H. 12, Dezember 1908, S. [206]

[...] Als Erzählungsbücher behagten mir sehr: von *Robert Walser*:

Der Gehülfe, Roman (Verlag von Bruno Cass(i)rer, Berlin. Siehe Novemberheft d. J., S. 168).<sup>155</sup> [...]

1909

32 Robert Walser an *Die Rheinlande*, 8.12.1909

BA Nr. 168

[...] leider geht es nicht. Immerhin danke ich für die freundliche Aufforderung und bitte Herrn Schäfer von mir grüssen zu wollen. Ich hoffe, Ihnen gelegentlich sonst etwas Berlinisches schicken zu können und verbleibe [...]

33 Hermann Hesse, *Gute Erzählungen*

*Die Rheinlande*, Jg. 9, Bd. 18, H. 12, Dezember 1909, S. 421–422

[...] Ähnlich wie in der Malerei, wenn auch nicht so stark, hat sich seit einigen Jahren die junge Schweiz in der Dichtung bemerklich gemacht. Auch Spitteler ist ja Schweizer, und andere wie Ernst Zahn sind längst bekannt, aber diese jüngsten Schweizer haben eine gemeinsame, besondere Art von Modernität, auch in der Sprache, die sie deutlich von der vorigen Generation unterscheidet. Drei von ihnen scheinen mir besonders bemerkenswert: Jakob Schaffner, Robert Walser und Albert Steffen. Von Schaffner möchte ich besonders den Novellenband „Die Laterne“, von Walser den Roman „Der Gehülfe“ und von Steffen den Roman „Ott, Alois und Werelsche“ empfehlen, lauter bemerkenswerte, frische, schöne Bücher. Die von Schaffner und Steffen sind bei S. Fischer in Berlin, die von Walser bei B. Cassirer in Berlin erschienen. [...]



34 Werbeprospekt des *Verbandes der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein*, undatiert [1910]<sup>156</sup>

HHI, NI. Wilhelm Schäfer

[...] *Die Zeitschrift des Verbandes*

muß unter seinen Leistungen besonders aufgeführt werden, weil kein anderer Kunstverein etwas Ähnliches bietet wie die „Rheinlande“, die mit zwölf reich illustrierten Heften den Mitgliedern des Verbandes gratis geliefert werden. Die „Rheinlande“ sind kein Vereinsblatt, sondern eine vornehme Kunstzeitschrift, die nun schon im zehnten Jahre erscheint und sich eine führende Stellung im deutschen Kunstleben errungen hat. Jedes Heft enthält: die knapp gefaßte Darstellung eines Malers, die durch eine farbige Kunstbeilage, vier weitere Kunstblätter und kleinere Abbildungen im Text ergänzt wird; ferner regelmäßige Abhandlungen aus allen Einzelgebieten der Architektur, Plastik und angewandten Kunst, sowie – was die „Rheinlande“ von den andern Kunstzeitschriften unterscheidet – literarische Beiträge hervorragender Schriftsteller und Dichter, wodurch die „Rheinlande“ zugleich eine literarische Zeitschrift<sup>157</sup> von Rang und Einfluß sind.

35 *Bericht über die Sanirung der „Rheinlande G. m. b. H.“ zur Vorbereitung der Sitzung v. 13. 8. 1910, 9. 8. 1910*

HHI, NI. Wilhelm Schäfer

[...] Bei dieser Sachlage drängt sich für den Verband die Frage auf, ob man dem Verlag der Rheinlande G. m. b. H. noch weiter die Herstellung unserer Verbandszeitschrift belassen soll oder nicht. Wollte man von einer Sanirung derzeit absehen, so liefe man Ge-

156 Datierung aufgrund dort S. 7: „die nun im zehnten Jahre erscheint“.

157 In einem anderen Prospekt des Verbandes ist von „Revue“ die Rede, vgl. Brenner, „*Das Rheinland aus dem Dornröschenschlaf wecken!*“ (wie Anm. 16), S. 117.

fahr, dass der Verlag der Rheinlande mangels Mittel seinen Betrieb einstellen müsste und dadurch wäre eine schwere Schädigung des Verbands zu befürchten. M. E. ist es Zeit, eine Sanirung energisch zu betreiben. Durch Herrn Schäfer ist eine solche bereits eingeleitet worden, dadurch, dass er sich mit Herrn A. Bagel<sup>158</sup> in Düsseldorf in Verbindung setzte. [...]

Wir betonten, dass im Falle des Eingehens auf unsere Anregung (Fritz) Bagel nicht nur rein geldliche Gesichtspunkte im Auge haben dürfe, sondern dass es ihm auch Ernst sein müsse, die ideellen Bestrebungen des Verbands mit zu fördern. Jedenfalls müsse er in engere Beziehung zu dem Verband treten und wir regten deshalb an, dass ihm die Stelle eines Beisitzers im Vorstand angeboten werden solle. [...]

Voraussetzung für den ganzen Sanierungsplan wäre, dass die Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Die Rheinlande“ den entsprechenden Liquidationsbeschluss fasste. Die Herren v. Fischer und Franke werden sich zweifellos nicht leicht dazu bereit finden lassen; m. E. wird ihnen aber nach Lage der Verhältnisse schliesslich gar nichts übrig bleiben als ihre Zustimmung zu geben. [...]

36 Verlag A. Bagel (August Bagel) an Wilhelm Schäfer, 26.10.1910  
HHI, NI. Wilhelm Schäfer

[...] Anschliessend an unsere letzte und die gestern mit Herrn Schwerdtfeger geführte Unterredung muss ich Ihnen leider mitteilen, dass die Durchsicht der Bücher bei den Rheinlanden das traurige Ergebnis brachte, dass der Stand des Inserat-Contos heute nur M 11 500.– ca gegen M 23 600 ca am 1. Januar beträgt. Am 1. Januar wurden um der Sache ein besseres Ansehen zu geben sämtliche auch nicht einzubringenden Aussenstände der letzten Jahre mit aufgeführt. [...]

158 Die weiteren Verhandlungen wurden mit Fritz Bagel geführt.

An Hand des vorliegenden Materials komme ich zu nachstehendem rohen Voranschlag, der unbedingt eingehalten werden müsste und für den sich die Sache auch machen lässt. –

An		Per	
Redaktion & Honorare	M 9600.–	Verbandsbeitrag	M 21000.–
Herstellung	M 22000.–	Abonnenten	M 3200.–
Unkosten	<u>M 2600.–</u>	Inserate	<u>M 11000.–</u>
	M 35200.–		M 35200.–

Am Umfang dürfte auf keinen Fall etwas gestrichen werden. Sollte sich der Annoncenteil weiter gut entwickeln, wäre ich der Erste, der eine Erweiterung des Umfanges beantragen würde.

Es wird Sie interessieren zu hören, dass bei Fischer & Franke ein Konkurs mangels Masse abgelehnt wurde. Ein klägliches Ende all der schönen Absichten. [...]

37 Briefabschrift Franke Verlag (W. Franke) an Verlag der „Rheinlande“  
G. m. b. H. (Paul Roedinger), 6. 11. 1910  
HHI, NI. Wilhelm Schäfer

[...] Mit grossem Bedauern ersah ich aus der neuerlichen Mitteilung des Geschäftsführers, dass unsere Zeitschrift ständig weiter heruntergegangen ist. Bei der einseitigen Redaktionsführung, die sich ganz auf das Ultramoderne festlegt, wie sie in den letzten Jahren von Herrn Schäfer beliebt wurde, musste das so kommen, und ich habe entsprechend verschiedentlich gewarnt. Ist mir doch bekannt, dass selbst anerkannt bedeutende Künstler aus Aerger über diese Redaktionsführung aus dem Verbandsverbande ausgetreten sind. [...]

Wenn die Redaktion in andere Hände kommt, so halte ich ein Wiederaufblühen der Zeitschrift nicht für möglich, sondern für sicher, es ist ja immer noch ein Stamm von Abonnenten vorhanden, auf welchen von Neuem aufgebaut werden könnte. In diesem Falle würde ich zur Sanierung wesentlich beitragen können, solange jedoch die Redaktion im gleichen Sinne wie bisher ge-

führt wird, halte ich alle Aufwendungen für vergebens, und halte es für zwecklos, wie bisher weiter zu arbeiten.

Wenn für eine Zeitschrift nicht genügend neue Abonnenten gewonnen werde(n,) so kann darin ein Verschulden des Verlags liegen, wenn dagegen die Abonnenten in Massen abspringen, so liegt darin immer ein Verschulden der Redaktion, denn die Abonnenten sind alsdann mit dem Inhalt der Zeitschrift nicht einverstanden, und für eine, nach falschen Grundsätzen redigierte Zeitschrift wird auch der Verleger vergebens arbeiten. [...]

38 Vertragsentwurf zwischen dem Verlag der „Rheinlande“ G. m. b. H., dem *Verband der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein* und dem August Bagel Verlag, undatiert [vor dem 1.1.1911]  
HHI, NI. Wilhelm Schäfer<sup>159</sup>

#### Zwischen

- 1) dem Verlag der „Rheinlande Gesellschaft mit beschränkter Haftung“ in Liquidation zu Düsseldorf (nachstehend Verlag genannt),
- 2) dem Verband der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein (E. V.) zu Düsseldorf (nachstehend Verband genannt) und
- 3) der Firma August Bagel in Düsseldorf (nachstehend die Firma genannt) ist folgender

#### *Vertrag*

abgeschlossen und beurkundet worden:

#### § 1.

Der Verlag überträgt an die Firma mit Wirkung vom 1. Januar 1911 den Verlag der Kunstzeitschrift „Die Rheinlande“, den Verlag der „Deutschen Monatshefte“ und der Sonderausgabe „Deutsche Maler“ mit allen Rechten und Verbindlichkeiten.

<sup>159</sup> Es handelt sich um ein nicht unterzeichnetes Dokument, das möglicherweise als Beilage der Vorbereitung einer Vorstandssitzung des Verbands diente, vgl. das Protokoll vom 17.9.1911 (HHI, NI. Wilhelm Schäfer).

## § 2.

Es ist vereinbart, dass die „Deutschen Monatshefte“ auch in Zukunft (unter anderem Umschlag) denselben Inhalt haben wie die „Rheinlande“ mit Ausschluss der Verbandsmitteilungen und der Berichte aus dem Verbandsgebiete, und dass die „Deutschen Maler“ Sonderausgaben der in den „Rheinlanden“ erschienenen oder noch erscheinenden deutschen Malerbiographien sind. [...]

## § 4.

Für die Zeit ab 1. Januar 1911 wird zwischen der Firma und dem Verband folgendes Abkommen getroffen:

Der Verband verpflichtet sich die „Rheinlande“ wie bisher als sein Verbandsorgan zu benutzen und allen seinen Mitgliedern zustellen zu lassen. Die Firma verpflichtet sich die Zeitschrift wie bisher in 12 Monatsheften zu liefern und den Mitgliedern des Verbands nach der zu behändigenden und jeweils auf dem Laufenden zu haltenden Mitgliederliste zuzustellen.

Die Kosten für Verpackung und Zustellung hat der Verband der Firma zu vergüten. [...]

## § 5.

Der Verband zahlt der Firma für Lieferung bezw. Zustellung der „Rheinlande“ in einer Auflage von bis zu 2500 Exemplaren jährlich den fixen Betrag von Mk. 21.000, zahlbar in Raten je am 15. Februar, 15. Mai und 15. September eines Jahres. Jedes Exemplar, welches darüber hinaus benötigt werden sollte, bis im ganzen maximal 3000 wird auf die Dauer eines Jahres vom Verband mit Mk. 8.40 bezahlt. [...]

## § 6.

[...] b) Die Firma ist verpflichtet die Zeitschrift auf der Höhe einer vornehmen Kunstzeitschrift zu halten. [...]

39 Mitteilung A. Bagel Verlag (Abt. Rheinlande)  
*Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel*, Jg. 77, Nr. 286, 10.12.1910,  
S. 15369, Rubrik *Geschäftliche Einrichtungen und Veränderungen*<sup>160</sup>

*A. Bagel / Düsseldorf*

Von dem in Liquidation befindlichen *Verlag der Rheinlande, G. m. b. H* in Düsseldorf übernehme ich vom 1. Januar 1911 an *Die Rheinlande / Monatschrift für deutsche Kunst und Dichtung* / Herausgeber: *Wilhelm Schäfer* / (Wird nur an die Mitglieder des Verbandes der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein als Verbandsorgan geliefert.)

Ferner deren Ausgabe für den Buchhandel: *Deutsche Monatshefte (der „Rheinlande“ elfter Jahrgang)* sowie die Künstlermonographien unter dem Titel *Deutsche Maler / Jahrgang 1911*.

Auch für diese neue Abteilung meines Verlages wird Herr *H. Haessel in Leipzig* die Vertretung übernehmen. [...]

40 Anzeige des A. Bagel Verlags  
*Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel*, Jg. 77, Nr. 286, 10.12.1910,  
S. 15402, Rubrik *Künftig erscheinende Bücher*

[...] In den ersten Tagen des neuen Jahres erscheinen in meinem Verlage (s. auch meine Anzeige unter „Geschäftlichen Mitteilungen“<sup>161</sup>)

*Deutsche Monatshefte / (der „Rheinlande“ elfter Jahrgang) / Heft 1*  
Preis des Jahrgangs (12 Hefte) M. 12.– ord., M. 7.20 netto und 11/10

Einzelpreis des Heftes M. 2.– ord., M. 1.20 netto und 11/10

Probehefte zur Gewinnung neuer Abonnenten M. 1.– ord., 50 Pf. netto, werden im Verhältnis zur Höhe der Kontinuation gutgeschrieben *Einbanddecke* für den Jahrgang 1910 M. 3.– ord., M. 2.25 netto, ohne Freixempl. [...]

160 Vgl. Abb. 6.

161 Vgl. Dok 39.

„Deutsche Monatshefte“ werden auch in Zukunft das gesamte Gebiet der zeitgenössischen freien und angewandten Kunst in packender Darstellung behandeln. Sie werden auch künftig der illustrativen Ausstattung ihre besondere Sorgfalt zuwenden, ohne in das Extrem des „Bilderbuches“ und „Klischeekataloges“ zu fallen. Daneben werden sie ihre Aufgabe, der modernen Dichtung eine Heimstätte zu bieten, in liebevoller Weise zu lösen versuchen. Für den neuen Jahrgang ist ein überaus reiches Programm aufgestellt, das erlesene Genüsse verspricht.

Ich bitte um Aufgabe Ihrer Kontinuation und um tatkräftige Verwendung für diese wohlfeilste und bestrabattierte der modernen „führenden“ Kunstzeitschriften. [...]

## 1912

41 Joachim Benn, *Bleibende Bücher*  
*Die Rheinlande*, Jg. 12, Bd. 22, H. 12, Dezember 1912, S. 430–433, hier S. 430–431 [KWA Suppl. 1, Nr. 124]

42 Robert Walser an den Rowohlt Verlag, 22. 12. 1912  
BA Nr. 185

[...] Entschuldigen noch einmal. Hier bekomme ich aus „Rheinlande“-Druckerei noch einen Aufsatz<sup>162</sup>, der mir sehr hübsch zu sein scheint und den ich herbeispringe Ihnen noch für das Aufsatzbuch zu geben. Er soll neben „Der fremde Geselle“ kommen. „Reigen“ als letzter Aufsatz. Geht es noch? [...]

162 Vermutlich handelt es sich um den Korrekturabzug von *Die Einsiedelei*, erschienen (*Rhld*, Januar 1913), vgl. Abschnitt 2.1 *Manuskripte*.

43 Robert Walser an Wilhelm Schäfer, undatiert [nach dem 28.1.1914]  
BA Nr. 203

Verehrter Herr Schäfer.

Ich danke Ihnen für Ihren Brief mit den freundlichen Worten, die bezug haben auf zwei gestorbene Menschen, Fanny's und meinen Vater und Ihrer Frau Freundin Mutter<sup>163</sup>. Ich habe meiner Schwester<sup>164</sup> mitgeteilt, was Sie gesagt haben. Es ist eine Welt voll Freundlichkeit und Bedeutsamkeit mit Vater Walser dahingegangen und mit dem Tod der Dame wird es sicherlich ebenso sein. Darf ich Sie bitten, Ihrer Freundin von mir aus ein kleines Wort des Mitleides auszudrücken. Doch vielleicht sagen Sie lieber nichts, nicht wahr. [...]

44 Wilhelm Schäfer an Blanche von Fabrice, 29.1.1914  
HHI, NI. Wilhelm Schäfer

[...] Während Du am Grab Deiner Mutter stehst, legen sie in Biel den alten Vater Walser ins Grab zur selben Zeit, von dem ich Dir das liebe vorlas. [...]

45 Robert Walser an *Die Rheinlande* (Wilhelm Schäfer), undatiert [vmtl. vor dem 15.3.1914]  
BA Nr. 204

[...] Schon jetzt für Ihr Aprilheft, und bis auf Weiteres einstweilen zum letzten Mal, sende ich Ihnen anbei einige „Kleine Prosa“, Stücke, die ich noch mit in das kommende kleine Dichtungsbuch aufnehme, mit dessen Korrektur-Druck ich bereits begonnen habe. Werden Sie sie noch nehmen? Ich breche damit aus

163 Ilna von Fabrice, die Mutter von Blanche von Fabrice, starb am 26.1.1914, vgl. den Eintrag zu Ilna von Fabrice im *Lexikon meiner Mitmenschen* (wie Anm. 25).

164 Fanny Walser, vgl. zur Beziehung von Schäfer und Fanny Walser oben S. 249 f. mit Anm. 114.



politisch-beruflichen und wirtschaftlich-künstlerischen Gründen den Verkehr überhaupt mit den Zeitschriften für einige Zeit ab und schreibe wieder still, und ich möchte sagen, sittsam für die geheime Schublade. Auch muß es mein Drang sein, wieder zu etwas rundem Großem zu gelangen. Alle diese kleinen Stücke sind mir persönlich gut, wert und lieb; doch es soll nicht zur Maschinerie werden. Indessen möchte ich nicht, daß ich sie nicht geschrieben hätte. Verehrter Herr Schäfer, Ihre Zeitschrift soll die erste sein, zu der ich später bei Gelegenheit, wenn ich etwas Rechtschaffenes habe, wieder komme. Ich meine, der Dichter muß von Zeit zu Zeit seinen Kopf ganz in die Dunkelheit, in das Misteriöse stecken.

Falls Sie diese Sachen hier noch nehmen, so seien Sie doch so freundlich, mir *jetzt gleich* die Korrektur-Abzüge senden lassen zu wollen, damit ich mit dem einen Abzug in die Verlagsdruckerei laufen kann. Wollen Sie so gütig sein?

Herr Benn schrieb mir, daß ein Aufsatz über meine Bücher, den er schreiben will, vielleicht noch in das Aprilheft gehe. Das würde mich lebhaft freuen. [...]

46 Robert Walser an *Die Rheinlande*, 21.3.1914

BA Nr. 205

An den Verlag A. Bagel, Abtlg. „Rheinlande“ [...]

Darf ich Sie höflich um güt. Einsendung von *Heft* und *Honorar* des Laufenden bitten?

Wollen Sie so freundlich sein, diese Karte Herrn Schäfer zu übermitteln? Ich habe Herrn Schäfer nämlich nur mitzuteilen, daß ich das Kleine Dichtungen-Buch, welches er so gütig sein will, dem Frauenbund vorzuschlagen<sup>165</sup>, jetzt doch zuerst in der Verlagsdruckerei drucken lasse, und daß ich ihm im Laufe des nächsten Monates das Ganze, schön leserlich, im Korrekturdruck

165 *Kleine Dichtungen* (1914/1915), vgl. KWA I 7.

einsenden werde. Ich bitte Herrn Schäfer, sich so lange gedulden zu wollen. Der Verlag Wolff wartet dann selbstverständlich bis auf Weiteres mit der Veröffentlichung.

Darf ich bitten, dies Herrn Schäfer zuzusenden? [...]

47 Joachim Benn, *Robert Walser*

*Die Rheinlande*, Jg. 14, Bd. 24, H. 4, April 1914, S. 131–134

[KWA Suppl. 1, Nr. 148]

48 Robert Walser an Wilhelm Schäfer, undatiert [Juli 1914]

BA Nr. 212

Verehrter Herr Schäfer.

Ich erhielt gestern aus Mannheim das Telegramm des Frauenbundes, für den ich mir erlaube Ihnen mein Antwortschreiben zu übersenden mit der ergebenen Bitte, es gütigst an die rechte Adresse zu richten, da ich nicht recht weiß, ob etwa die Damen schon Mannheim verlassen haben oder nicht. Ich hoffe, daß der Brief im Ton und im Stil richtig ist. Offen gesagt, ich glaubte schon an eine vollkommene Schlappe und rechnete mit einer neuen Niederlage und hatte im Stillen die Sache bereits als im negativen Sinn erledigt betrachtet. Um so erfreulicher ist für mich dieser ~~vielleicht~~ Erfolg, der meinen Namen und meine Angelegenheit in Deutschland stützen wird. Im Uebrigen sind das ja Äußerlichkeiten, doch ist es gut, wenn auch nach Außen hin einmal etwas gut abläuft. Haben wir ja in Regierungen nicht nur ein Ministerium des Innern sondern auch äußere Angelegenheiten. Ihnen, Herr Schäfer, habe ich da wohl das Meiste zu danken. Oder etwa nicht? Soll ich wirklich glauben, daß die Damen ganz aus eigenem Antrieb gewählt haben? Sei dem wie es will, so statte ich jedenfalls Ihnen meinen herzlichsten Dank ab für die Mühen, die Sie sich vielfach haben machen müssen, und ich bitte Sie ebenso herzlich um Verzeihung, wenn ich schuld gewesen bin, daß Sie sich bemüht haben. Ich sandte Ihnen vor einiger Zeit

mein Geschichtenbuch und hoffe, daß es Ihnen ein wenig Vergnügen hat bereiten können. Ich bin nun stark hinter mir her, um mich anzutreiben und mir zuzusetzen, an ein größeres Buch zu gehen, doch sind hier die Tage für mich als Leben fast zu hübsch. Man geht baden, man geht zu einem Glas Bier und kommt in die Zerstreuung, doch werde ich den Faden nur immer in der Hand zu behalten suchen. Wie geht es Ihnen persönlich? Ich wünsche alles Beste. Es gäbe für mich noch viel zu tun. Und doch sagt mir eine innere Stimme, daß ich vor allen Dingen die Ruhe bewahren soll. Mit Unruhe kommt nichts wahrhaft Großes und Gutes zu Stande. [...]

1915

49 Robert Walser an *Die Rheinlande* (Wilhelm Schäfer), 20.2.1915  
BA Nr. 228

[...] Indem ich hoffe, daß es Ihnen und Ihren Nahestehenden gut geht und daß die „Rheinlande“ wie gewohnt erscheinen, sende ich Ihnen hier „Rosa“, Eine Novelle, die ich bitte so rasch wie möglich zu setzen und zu bringen, oder, wenn eine rasche Veröffentlichung nicht möglich ist, mir gütigst zurückzuschicken, oder mir wenigstens, damit ich etwas davon in Händen habe, so schnell wie möglich Korrektur-Abzüge zukommen lassen zu wollen. Sie können das Stück, das mit Fleiß und Energie gearbeitet ist, und das Ihnen wahrscheinlich einigermaßen gefallen wird, ganz nach Belieben vorn oder hinten in der Abteilung für Anmerkungen bringen, da mir das gleichgültig ist und es mir nur drauf ankommt, daß es erscheint. Da wir in letzter Zeit in so angenehmer Beziehung gestanden sind, so liegt es mir daran, Ihnen zu zeigen, daß ich mich Ihnen auch fernerhin freundlich verbunden fühle.

Ich sandte an die Druckerei Bagel diese Tage die Korrektur zum „Traktat“. [...]

50 Robert Walser an die Redaktion der *Ähre* (Emil Wiedmer), 8.2.1916  
BA Nr. 245

[...] Damit Sie sehen, daß ich es ernst meine, wenn ich sage, daß ich gern ein junges literarisches Unternehmen, wie die „Ähre“ unterstütze und mich interessiere, und daß ich Vertrauen habe, gebe ich Ihnen heut noch zu den zwei Ihnen anvertrauten Sachen den

„*Martin Weibel*“<sup>166</sup>

eine Studie, die ich, wie Sie sehen werden, mit Aufmerksamkeit und Nachdenken geschrieben habe, und die ich Ihnen anbiete, weil ich sie für ein gesundes Stück halten zu dürfen glaube. [...]

51 Robert Walser an die Redaktion der *Schweiz* (Otto Waser), 28.3.1916  
BA Nr. 252

[...] Das Stück *(Hans)* ist, wie Sie sehen werden, ein heiteres Schweizer- und Sommerstück, und wenn ich die etwas düstere und sentimentale „Frau Scheer“ s. Zt. zurückgenommen habe und Ihnen dafür heute „Hans“ gebe, so bin ich überzeugt, daß ich das Schlechtere genommen habe, um Ihnen Besseres und Gefälligeres darzubieten. „Frau Scheer“ ist inzwischen in den „Rheinlanden“ erschienen.<sup>167</sup> [...]

166 *Martin Weibel* erschien nicht in der *Ähre*, sondern im Januar/Februar 1918 in den *Rheinlanden*, vgl. S. 167–172.

167 *Die Rheinlande*, Jg. 15, Bd. 25, H. 12, Dezember 1915, vgl. S. 134–149.

52 W. [Wilhelm] Schäfer, *Zur Geschichte des Verbandes der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein*<sup>168</sup>

*Die Rheinlande*, Jg. 17, Bd. 27, H. 3, März 1917, S. 58–[72], hier S. 59–66

[...] Die ersten Gedanken unseres Verbandes wurden im Herbst 1903 getragen und auf einer Reise des Schreibers durch die rheinländischen Kunststädte geklärt. Grundlage des Plans war die Erwägung, daß in wenigen Lebensgeschichten bedeutender Künstler die Jahre bitterer Bedrängnis fehlten, denen dann im Alter und oft erst nach dem Tode die allgemeine Anerkennung zu folgen pflege, weil der landläufige Geschmack ihrer Kunst nicht zu folgen vermöge. Es sei daher eine – leider bis dahin von keinem der zahlreichen Kunstvereine klar erkannte – Pflicht wirklicher Kunstpflege, den starken Begabungen neben der Mode eben in den Jahren der Bedrängnis beizustehen, wo sie noch nicht gewürdigt oder gar verlacht wären, wie es Böcklin, Marées und soviel andere einmal waren. Dieser Beistand brauche nicht nur in Aufträgen und Ankäufen zu geschehen, sondern auch schon die Anerkennung durch eine große Vereinigung könne die eigentümlichen Begabungen früher fördern, als es sonst der Lauf der Welt sei. Zu diesem Zweck müsse freilich das Urteil in einer solchen Vereinigung aus den Händen der Laien genommen und in die der wirklichen Fachleute, der Künstler, gelegt werden.

Das sollte die Fahne des Verbandes und sein Zweck sein; als eine Wirkung aber war gedacht, daß er die mehr oder weniger vereinsamte Kunstpflege der einzelnen Städte in den Ländern am Rhein zusammenfassen und in der Vereinigung der gesamten rheinländischen Künstlerschaft dem beherrschenden Einfluß von Berlin und München ein Gegengewicht sein könne. Es war dies

168 Rückblick aus Anlass des 25. Regierungsjahres des Großherzogs Ernst Ludwig von Hessen und bei Rhein, der den Verband als Protektor von Beginn an gefördert hatte.

derselbe Gedanke, aus dem schon vier Jahre früher (1899) das Programm der „Rheinlande“, unserer späteren Vereinszeitschrift, aufgestellt war: die Länder am Rhein, ehemals das reiche Mutterland der deutschen Kultur und seit den Romantikern vielfach im Dornröschenschlaf ihrer großen Vergangenheit, sollten wieder gemeinsam im Sinn der alten Zeiten werden, als von Basel bis Köln ein einziger Lebensstrom ging.

1904.

Am 20. Januar 1904 konnte nach mancherlei Vorbesprechungen im Parkhotel zu Düsseldorf die Gründung des Verbandes beschlossen werden; [...] Gleichzeitig mit der außerordentlichen Versammlung in Düsseldorf (am 2. Mai 1904), die der geschäftlichen Einrichtung des Verbandes galt, war eine Sitzung des Vorstandes und der Kunstausschüsse in Darmstadt geplant worden, um den Zweck und die mögliche Wirkung des Verbandes durch eine Aussprache, namentlich der Künstler, zu klären. Diese Aussprache, in der sich die Gründung des Verbandes erst vollendete, konnte am 30. Mai 1904 im Residenzschloß zu Darmstadt unter persönlicher Anwesenheit des Großherzogs stattfinden.<sup>169</sup> [...]

Der Verband war unterdessen, weil er sich von Anfang an auf den Abonnentenstamm der „Rheinlande“ stützen konnte, schon im dritten Tausend seiner Mitgliederschaft; er konnte, auf die eingehenden Beträge gestützt, schon an die praktische Arbeit gehen. [...]

1907.

[...] Ein folgenschwerer Entschluß dieses Jahres war es, daß der Verband den Verlag der „Rheinlande“ durch eine G. m. b. H. in die eigene Hand nahm;<sup>170</sup> zwar blieben die beiden Geschäftsführungen getrennt, aber der Verband hatte doch eine Verantwortung übernommen, die seine Kräfte um so viel überstieg, als die Er-

169 Vgl. Dok 16.

170 Vgl. Dok 23.

werbssumme der „Rheinlande“ aus dem bisherigen Verlag Fischer & Franke betrug.

Durch den Wegzug von Peter Behrens nach Berlin wie durch den Austritt des Malers August Deußner verlor die Düsseldorfer Kunstkommission zwei tätige Mitglieder, die seit der Gründung zu uns gehört hatten, dafür trat der Maler Heinrich Otto ein. Eine Erweiterung des Vorstandes in jedem Sinn bedeutete der Anschluß der Schweiz; unter dem Vorsitz von Oberst Paul Ulrich in Zürich konnte in der Mannheimer Mitgliederversammlung eine schweizerische Kunstkommission eingesetzt werden, der die Maler Max Buri in Brienz, Ferdinand Hodler in Genf, Rudolf Löw in Basel und Ernst Würtenberger in Zürich angehörten. Damit lebte der Umkreis der alten rheinländischen Kultur im Geist unserer Kunstpflege wieder neu auf, und es war zu erhoffen, daß die neue Verbindung für unsern Verband nicht nur eine geschäftliche bleiben würde. [...]

1910.

[...] Beträchtliche Sorgen waren dem Verband durch den „Verlag der Rheinlande G. m. b. H.“ bereitet worden, der sich als geschäftliche Unternehmung nicht durchhalten konnte. Es wurde eine Lösung gefunden, indem der bisherige Drucker A. Bagel in Düsseldorf den Verlag unter Bedingungen übernahm, die den Garanten nicht unbeträchtliche Opfer auferlegten, aber für die Weiterführung eine gesicherte Grundlage gaben. Diese Vereinbarungen wurden in einer Sitzung des erweiterten Vorstandes getroffen, die am 17. und 18. Dezember im Hotel „Rose“ zu Wiesbaden stattfanden und einen Zustand bedauerlicher Schwankungen beseitigte. [...]

53 Redaktionelle Mitteilung

*Die Rheinlande*, Jg. 17, Bd. 27, H. 12, Dezember 1917, S. [312]

Auf Grund der zwangsweisen Einschränkung im Papierverbrauch kann der 18. Jahrgang unserer Zeitschrift nur in sechs Doppelheften erscheinen, die einander in Abständen von je zwei Monaten folgen sollen.

54 Mitteilung des A. Bagel Verlags

*Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel*, Jg. 84, Nr. 294, 18.12.1917,  
Innenseite des Rückumschlags

[...] Auf Grund der behördlicherseits angeordneten Papierersparnis sehe ich mich veranlaßt, den mit Januar 1918 beginnenden 18. Jahrgang meiner Kunstzeitschriften *Die Rheinlande* / und / *Deutsche Monatshefte* / auf die Ausgabe von 6 Doppelheften zu beschränken. [...]

## 1918

55 Wilhelm Schäfer, *Lebensabriß*, München 1918, S. 30–33

[...] Nachdem ich so lange Wandervogel gewesen war, sah ich meine rheinische Heimat inniger an als früher. Daß sie, die durch ein Jahrtausend die Pulsader deutschen Lebens gewesen war, nun geistig und künstlerisch nicht viel mehr als eine Provinz Berlins bedeuten sollte, der zur Herrschaft gekommenen Kolonie, konnte mich ingrimmig machen: so kam ich auf das Steckenpferd meiner Mannesjahre, die Zusammenfassung der geistigen und künstlerischen Kräfte der Rheinlande im alten Sinn, da von Basel bis zu den Niederlanden keiner der unzähligen politischen Schlagbäume das gemeinsame rheinländische Leben abzugrenzen vermochte. Meine Berufung nach Düsseldorf zur Leitung einer Kunstzeitschrift setzte mich diesem Steckenpferd in den Sattel. Dort wollte man zunächst freilich etwas anderes: der Malkastenstadt ging es



nicht mehr so gut im modernen Kunstleben wie um die Jahrhundertmitte, die großen Ausstellungen in München und Berlin hatten ihr das Wasser abgegraben, das außerdem in sich selber schon ein wenig stickig geworden war; so erhoffte man sich von einer besonderen Kunstzeitschrift Wunderdinge, hatte auch ein beträchtliches Kapital zu ihrer Gründung gesammelt. Doch ging man nicht unwillig auf meinen weiteren Plan ein, und so entstanden „Die Rheinlande“, die ich nun schon im achtzehnten Jahr leite.

Anfangs mußte ich, nicht gerade zu meinem Vergnügen, den Hecht im Karpfenteich spielen; daß ich als solcher beträchtliche Fehler in der Behandlung menschlicher Schwächen machte, kann ich mir selber bescheinigen. [...]

[...] Eine Konsequenz meiner rheinländischen Pläne war es, daß ich nach der Zeitschrift die Gründung des Verbandes der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein betrieb, um tatsächlich die Künst(ler)er und Kunstfreunde in den Ländern am Rhein in eine Gemeinschaft zu bringen. Seit 1904 bin ich der Schriftführer dieses Verbandes und habe an seinen Geschicken den Anteil eines Steuermanns gehabt, dem es Freude macht, am Rad zu stehen. Wenn ich auch darüber in die Jahre gekommen bin und wenn mir der unaufhörliche Betrieb mit Ausstellungen und anderen Dingen der Kunstpflege mehr Zeit weggenommen hat, als heute mein Gewissen gutheißen kann, so denke ich gerade in dieser Kriegszeit nicht ungerne an die anderthalb Jahrzehnte zurück, habe ich doch unter der Parole gestanden, die heute für alle gilt: das Einzelwohl dem Ganzen. Und wenn das rheinische Kunst- und Geistesleben heute anders ist als vor zwei Jahrzehnten, einen bescheidenen Anteil daran darf ich mir zusprechen. Ich habe mich mit vielem kleinlichen Kram geplagt und geschunden, habe Dummheiten gemacht und bin vieler Menschen Feind geworden, weil ihr Selbstbewußtsein mit meiner Einschätzung in Widerspruch geriet, aber daß ich meine Idee durchhielt, dies werden mir, so hoffe ich, meine Landsleute allmählich zugestehen müssen, auch

diejenigen, die mich nach der beliebten Methode als Umstürzler verdächtig machten. [...]

56 Robert Walser an Emil Wiedmer, 22.4.1918  
BA Nr. 383

[...] Die regierende Norddeutsche Allgemeine Ztg. (Flake Otto Korporal) wies ein Stück<sup>171</sup> ab, mit der Bemerkung, daß es zu eng geschrieben sei und man es darum ganz einfach ungelesen lassen wolle. Es handelt sich aber um etwas ganz anderes, nämlich: Der geistige Inhalt hat ihnen nicht wollen in den Rahmen hineinpassen. Ich sandte das betreffende Unpassende den „Rheinlanden“, Wilhelm Schäfer, der ein mutiger, edler Mann ist, dem ich sehr, sehr viel zu verdanken habe, z. B. den Frauenpreis (Kleine Dichtungen Kurt Wolff). Schäfer gehört jedenfalls zu den Menschen, die zu stolz und zu anständig sind, um es fertig zu bringen, ausschließlich dem sichtlichen Erfolg zu huldigen, der an sich ein menschenfressendes Ungeheuer ist. [...]

## 1921

57 Theodor Rocholl, *Ein Malerleben. Erinnerungen*, Berlin 1921,  
S. [143]–145

[...] Wir, d. h. der damalige Vorstand der „Freien Vereinigung Düsseldorfer Künstler“, Gregor von Bochmann, Carl Sohn, Lin(s), ich glaube auch Mühlig u. a. – und ich tagten einmal [...], als ich den Vorschlag machte, wir sollten etwas kräftiger in das Rad der Düsseldorfer Kunstgeschichte eingreifen. Sohn war sehr dafür. Und so gründete ich einen kleinen „Tätigkeitsausschuß“, mit dessen Unterstützung ich zu gleicher Zeit für das Ansehen unserer Kunst recht bedeutungsvolle Dinge anregte. Das erste und mir

171 Um welchen Text es sich handelt, ist nicht überliefert.

schon lange am Herzen Liegende war eine Kunstzeitschrift. Das zweite eine „Kunstaussstellung im großen Stile“.

Für die Kunstzeitschrift hab' ich dann einen Arbeitsausschuß zusammenberufen, der aus Regierungsrat a. D. von Wätgen, Prof. Arthur Kampf, Adolf Lins, Rechtsanwalt Lohe, Vondey und noch einigen anderen bestand.

Um die Ausstellung ins Werk zu setzen, trommelten wir aufs Geratewohl, um die großen Triebwerke der Vorstände zu vermeiden, aus allen Lagern einzelne zusammen. [...] Und lawinenartig wuchsen unter Röbers und Luegs weitschauender Tätigkeit die gewaltigen Umwälzungen und Vorbereitungen für die große Ausstellung 1902. Die Kunstzeitschrift war von Anfang an von uns gedacht als ein wichtiger Hebel für eine Kräftigung des Ansehens unserer Düsseldorfer Kunst nach außen, da uns dies besonders nottat. Aber auch der deutschen Kunst sollte sie dienen, zum Unterschied von den übrigen Kunstzeitschriften, die oft mehr fremde Kunst brachten als eigene.

Ich darf mir wohl zugute rechnen, daß ich mir ganz außerordentlich viel Mühe gegeben habe und auch viel Widerstand zu überwinden hatte. Ich selbst brachte über den fünften Teil der Aktien zusammen. Und als wir 110 000 M. zusammen hatten, begann das Werk: „Die Rheinlande“ waren gegründet. [...]

Vondey, der auch zu dem größeren Ausschuß für die „Rheinlande“ gehörte, war recht tätig. Als der Verwaltungsrat zusammengestellt war, hatten wir in engerem Kreise ein kleines Essen bei Heck. Zugegen waren auch noch Kröner und Geheimrat A. Bagel.

Letzterer hatte den Verlag übernommen. Wohlwollende Taufpaten waren Ed. von Gebhardt und Peter Janssen gewesen. Zugegen war unser neuer Schriftleiter H. Schäfer.

Leider ließ ich mich von der so nahegelegenen Bezeichnung „Düsseldorfer Monatshefte“ abbringen und stimmte an jenem Abend Schäfers Vorschlag, die Zeitschrift „Rheinlande“ zu nen-

nen, zu. Denn dies war entschieden der erste Schritt, mein mir so sehr am Herzen liegendes Streben, das Werk in allererster Reihe unserer Düsseldorfer Kunst dienstbar zu machen, wenn nicht zu durchkreuzen, so doch stark zu hindern.

Es kann nicht scharf genug ins Auge gefaßt werden, wie wichtig es ist, von außen her zugerufene Kräfte (in schriftstellerischer Hinsicht ist Schäfer eine starke Kraft) auf die wichtigsten Ortsanforderungen einzuschwören, ehe sie ihr Amt antreten. Aber schon damals setzten die Bestrebungen ein, in Düsseldorf einen völligen Bruch mit aller bewährten und gediegenen Kunst rücksichtslos anzubahnen.

Diesen Bestrebungen hat sich der neue Schriftleiter nicht so verschlossen, wie wir es von ihm erwarten mußten. Es war von uns durchaus nicht mit irgendeinem einseitigen Gedanken zu Werk gegangen. Es sollte, das kann ich hier mit bestem Gewissen sagen, ein Tummelplatz geschaffen werden für alle wirklichen Begabungen. Nicht aber war ich der Ansicht, der jetzt so viele huldigen, daß Alter unweigerlich Rückständigkeit bedeute und Jugend – Zukunft und Begabung.

Wir lebten damals in den Jahren der „Sezessionen“. Unsere „Freie Vereinigung Düsseldorfer Künstler“, die eigentlich die erste von allen war [...], blühte und gedieh. Aber es gab in ihr eine Anzahl Leute, deren ausgesprochene Absicht war, in Düsseldorf viel weiter zu gehen, und die sorgsame Umschau hielten über die Westgrenze hinüber, um jede neue künstlerische Regung in ihren Segeln aufzufangen und hastig bei uns einzuführen.

Ähnlichen Bestrebungen lieb sehr bald Schäfer sein Ohr. [...]

58 S. [Wilhelm Schäfer], *Rheinländische Bücher*

*Die Rheinlande*, Jg. 21, Bd. 31, H. 4, Oktober–Dezember 1921, S. 190f.

[...] Wieder einmal wie zur Napoleonischen Zeit und sovielmal vorher bekommen wir es heute zu spüren, daß der Rhein die Schicksalsfrage der Deutschen ist. Und nun endlich erwacht auch

in breiteren Kreisen, selbst in Berlin, ein Gefühl für das, was unser Verband der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein vor allem mit seiner Zeitschrift „Die Rheinlande“ erstrebte: Lebendigmachung des alten Geistes, da der Rhein mit seinen Städten und Domen nicht nur die Prunkstraße des Heiligen Römischen Reiches, sondern auch ein Lebensboden deutscher Bildung war, dem keine andere Landschaft gleichkam. [...]

Was auch die Zukunft bringen mag, die Rheinlande müssen wieder werden, was sie waren, anders wird kein Reich sein. So ist jedes auch das geringste zu begrüßen, was der Wiederbelebung der alten rheinländischen Kultur dient. [...]

1922

59 *Mitteilungen des Verbandes der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein*

*Die Rheinlande*, Jg. 22, Bd. 32, H. 1, Januar–März 1922, unpag. Beilage

*Einladung zur ordentlichen Mitgliederversammlung des Verbandes der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein (E. V.) / auf Sonntag, 27. August 1922, vormittags 10 Uhr, im Neuen Museum zu Wiesbaden.*

*Tagesordnung:* [...] 6. Abänderung des § 4 der Satzungen. [...]

*Gutachten:*

Schon im letzten Jahre mußte der Mindestbeitrag für Mitglieder mit Rücksicht auf die Geldentwertung erhöht werden; in diesem Jahre hat sich der erhöhte Beitrag mit Rücksicht auf die weitere Geldentwertung nicht als ausreichend erwiesen. Die Kosten der Verbandszeitschrift allein verschlingen mehr, als die Einnahmen aus Mitgliederbeiträgen betragen. Es ist deshalb eine Erhöhung der Beiträge geboten, es sei denn, daß durch freiwillige Beiträge, die dringend erwünscht sind, das Gleichgewicht wiederhergestellt werden kann. Da es sich noch nicht erlauben läßt, ob und in welcher Höhe dem Verband freiwillige Beiträge zufließen, da

ferner bei jeder Neubemessung der Höhe der Verbandsbeiträge die Gefahr besteht, daß durch eine spätere Wertveränderung der Mark die Beitragshöhe sich als nicht zeitentsprechend erweist, will es zweckmäßig erscheinen, die Höhe der Beiträge veränderlich zu machen und der Mitgliederversammlung die Befugnis zuzumessen, alljährlich die Beiträge neu festzusetzen, ohne daß dadurch eine Satzungsänderung erforderlich wird.

Der Vorstand: *v. Römheld.*

60 Wilhelm Schäfer an Otto Doderer, 27.2.1922

HHI, Teilnachlass Doderer, zit. nach Brenner, „*Das Rheinland aus dem Dornröschenschlaf wecken!*“ (wie Anm. 16), S. 198

[...] Sie wissen, daß ich Sie als meinen Nachfolger denke und Sie auch schon dem Verband als solchen angedeutet habe. Aber die Zeit ist so, daß Sie mich nicht los lassen im Vorstand und in der Redaktion. Es ist also Zukunftsmusik. Immerhin verdichten sich die Verhandlungen mit Müllers Verlag, aus den „Rheinlanden“ eine größere Revue zu machen und daraus ergeben sich Möglichkeiten. [...]

61 Wilhelm Schäfer an Blanche Schäfer, 16.5.1922

HHI, NI. Wilhelm Schäfer

[...] ich wurde plötzlich von Reichsminister Dr. Köster hierher berufen und hatte soeben eine lange Unterredung mit ihm: „Die Rheinlande“ werden sozusagen vom Reich übernommen d.h. subventioniert, die Ausstellung in Wiesbaden gleichfalls; und vielleicht wird das Reich selber eine Volksausgabe der 13 Bücher machen. [...] Wir müssen eilen, damit wir bei einem evtl. Wechsel in der Leitung an der richtigen Stelle sind. Endlich sitzt da mal ein vernünftiger Kerl im Sattel. [...]

62 [Wilhelm Schäfer], *An die Mitglieder!*  
*Die Rheinlande*, Jg. 22, Bd. 32, H. 3/4, [Juli–Dezember] 1922, unpag.  
Beilage

### *An die Mitglieder!*

Das vorliegende schmale Heft gibt dem 22. Jahrgang unserer Zeitschrift einen raschen Abschluß. Wäre es im alten Umfang und in der seitherigen Reichhaltigkeit erschienen, so hätten die Herstellungskosten den Mitgliedsbeitrag um ein Vielfaches überschritten; trotz der jetzigen Einschränkung erreichen die Kosten schon die Höhe einer Beitragszahlung, und die Lieferung war nur möglich durch dankenswerte Zuwendungen von Freunden des Verbandes, nicht aus eigenen Mitteln. Eine Erhöhung des Verbandsbeitrags noch im laufenden Jahr sollte aber vermieden werden.

Auf welchen Grundlagen der Verband im neuen Jahr bestehen wird, ist unterm Rad der deutschen Geldentwertung in diesem Augenblick noch nicht mit Bestimmtheit zu sagen; die Mitglieder werden demnächst benachrichtigt. Die Anforderungen des Verbandes an seine Angehörigen werden größer sein müssen, aber auch die Leistungen des Verbandes selber werden vermehrt werden. Der Verband der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein ist von Anfang an eine Notgemeinschaft gewesen, er ist es heute in einem viel härteren Sinne, und mehr als jemals gilt es, zusammenzuhalten. [...]

1923

63 Wilhelm Schäfer an Otto Doderer, 6.2.1923  
HHI, Teilnachlass Doderer, zit. nach Brenner, „*Das Rheinland aus dem Dornröschenschlaf wecken!*“ (wie Anm. 16), S. 199

[...] Ich schlage vor, daß wir in einem kurzen Zirkular an die Mitglieder eingestehen, unter den obwaltenden Umständen die

„Rheinlande“ für dieses Jahr einstellen zu müssen. Wir würden aber versuchen (vorausgesetzt, daß die politischen Umstände das nicht verhindern) anlässlich unserer Ausstellung der Rhein im Bild ein illustriertes Werk den Mitgliedern zum Herstellungspreis zu liefern. [...] Die letzte Frage lautet also: wollen wir die Fiktion des Verbandes noch für dieses Jahr aufrecht erhalten, um evtl. am Ende des Jahres Ja oder Nein sagen zu können? [...]

1924

64 Otto Doderer an Wilhelm Schäfer, 27.8.1924 (mit beiliegendem Entwurf für ein Rundschreiben an die Verbandsmitglieder)  
HHI, Teilnachlass Doderer, zit. nach Brenner, *„Das Rheinland aus dem Dornröschenschlaf wecken!“* (wie Anm. 16), S. 199 f.

[...] die „Rheinlande“ in der alten Ausstattung von 1500 Exemplaren würde uns pro Nummer etwa 3000 M kosten, einschließlich Honoraren etc. Rechnen wir mit 1000 Mitgliedern vorläufig, so hätten wir bei einem Mitgliedsbeitrag von 15 M jährlich eine Einnahme von 15.000 M. Wir könnten also wieder 4 Hefte im Jahr herausgeben und hätten noch ca. 3.000 M übrig für die Geschäftsführung etc.

Das Programm der „Rheinlande“ als auch des Verbandes bedarf m.E., wenn wir eine grössere Gefolgschaft wünschen, [...] einer Erweiterung und Erneuerung, einmal durch eine weiterreichende Abrundung des Verbandsgebietes (Anschluss Oesterreichs, Hollands und umfassendere Einbeziehung Süd- und Mitteldeutschlands) und dann durch eine stärkere Betonung des Kulturverbandes an Stelle des Kunstverbandes. [...]



65 Wilhelm Schäfer, *Verhehltes Leben*, [Leipzig] 1932, S. 44 f.  
 HHI, Nl. Wilhelm Schäfer<sup>172</sup>

[...] Es war natürlich, daß sich zu dem Fabrikherrn von Dr. Thomp-  
 sons Seifenpulver auch geschäftliche Beziehungen herstellten:  
 wenn ich später in kleinen Zeitungen meine hausbackenen Sprü-  
 che für die Hausfrau las, mußte ich lachen, welcher Scherze sich  
 das Leben bedienen kann. [...] Am schönsten aber war es, mit ihm  
 beim Wein zu sitzen. Soviel ich Berliner trinken sah, war der Wein  
 ein Mittel zur Fröhlichkeit, eben das ist er für den Weintrinker  
 nicht: ihm ist das Weintrinken an sich ein Genuß und eine Feier.  
 Darin brachte mir Koegel die rheinische Heimat mit; und daß er  
 aus Düsseldorf kam, half die Brücke bauen, auf der ich mich zum  
 Rhein zurück fand: zum Rhein und aus dem verhehlten Leben  
 meiner Berliner Zeit in ein Dasein zurück, das meinen Namen  
 trug.

Als wollte der Teufel noch einen letzten Versuch machen, mei-  
 ne Hand zu erhalten, bekam ich zuletzt noch ein Angebot, das die  
 Krönung meines verhehlten Lebens gewesen wäre. [...] Die eng-  
 lische Sunlight-Compagnie sei dabei, in Mannheim eine große  
 Seifenfabrik für den deutschen Absatz zu bauen und suchte einen  
 Reklamechef. [...] Sie konnten nicht wissen, wie persönlich mei-  
 ne Beziehungen zu Dr. Thompsons Seifenpulver bedingt waren,  
 noch weniger, daß ich mich schon auf die Abreise rüstete, Heraus-  
 geber der „Rheinlande“ zu werden: [...].

172 Exemplar HHI mit hs. Widmung an Lisbeth Schäfer („Lisbeth / Weihnachten 1936 Wil-  
 helm Schäfer“).

66 Otto Doderer<sup>173</sup>, „Die Rheinlande“

in: Wilhelm Schäfer, *Das deutsche Gesicht der rheinländischen Kunst. Ausgewählt aus den „Rheinlanden“ und eingeleitet von Otto Doderer*, Ratingen 1942, S. 7–38, hier S. 10–17

[...] Die drucktechnische Gepflegtheit und dekorative Aufmachung der neuen Zeitschrift erinnerte an den „Pan“ und die schon ein Jahr vor den „Rheinlanden“ aus ihm hervorgegangene „Insel“. Mit der nach heutigen Maßstäben überladenen Verwendung von Zierleisten und Vignetten war sie noch dem Zeitgeschmack des Jugendstils verhaftet, dessen Name ja auf die mit dem „Pan“ gleichzeitig geborene „Jugend“ verweist. Wilhelm Schäfer kam aus Berlin und hatte nahe Beziehungen zum „Pan“ gehabt. In dessen erster Nummer (1895) hatte Richard Dehmel Schäfers Erzählungsbändchen „Mannsleut“ angezeigt, 1898 hatte der „Pan“ seine dramatische Dichtung „Lerma“ als Sonderdruck herausgegeben, und während seines Berliner Aufenthaltes war er auch mit den Geldleuten des „Pan“, dem Grafen Keßler und dem Freiherrn von Bodenhausen, bekannt geworden. In Berlin lernte er weiter den Düsseldorfer Industriellen Dr. Fritz Koegel kennen, und er war es, der ihm die Brücke bauen half „aus dem verhehlten Leben“ seiner Berliner Zeit, wie er sagt, in ein Dasein zurück, das seinen Namen trug. [...] Dr. Koegel also brachte Schä-

173 Zu Schäfers Plan, Otto Doderer als seinen Nachfolger als Herausgeber aufzubauen vgl. Schäfers Eintrag im *Lexikon meiner Mitmenschen* (wie Anm. 25): „Doderer, Otto: Schriftsteller mit dichterischen Anläufen. Er besuchte mich eines Tages in Hofheim, sprach wenig und lachte viel; aber sein tüchtiges Wesen kam dennoch zu Tage. Ich hatte ihn mir als meinen Nachfolger in den „Rheinlanden“ gedacht, und er schien sich auch zu bewähren; aber dann ging meine Zeitschrift in der Inflation ein. Als ich ihn nun vor einigen Jahren in Biebrich besuchte, saß er in einem freundlichen Landhaus mit seiner Frau und zwei Söhnen, die fast schon Jünglinge darstellten. Er hatte das Leben gemeistert und war rundlich geworden; aber er lachte noch immer so fröhlich, als ob das eine Eigenschaft, kein Zustand wäre. Und ich sah ein, dass es wirklich eine Eigenschaft war, die ich nicht besitze.“

fer mit einem Konsortium Düsseldorfer Maler und Kunstfreunde in Verbindung, das über eine von dem Maler Theodor Rocholl zusammengebrachte Summe von 100 000 Mark verfügte, um ein Organ zu schaffen, das die Düsseldorfer Kunst wieder in eine stärkere Beachtung bringen sollte. Schäfer trug in Düsseldorf seinen Plan der „Rheinlande“ vor, über den er vorher schon vergeblich mit einem bekannten rheinischen Zeitungsverleger verhandelt hatte, und wurde beauftragt. [...]

Immerhin hatte der junge Dichter (Schäfer) jetzt in Düsseldorf Boden unter den Füßen, wenn auch nur den seiner Zeitschrift, nicht den seiner Heimatstadt. Er konnte wirken, aufwiegeln, fördern, erziehen, und in den zweiundzwanzig Jahren, in denen er die Zeitschrift leitete (er hat sie in seinem „Lebensabriß“ das „Steckenpferd meiner Mannesjahre“ genannt), hat er einen gewaltigen Berg von Willensleistung in sie hineingeschafft mit einer ungeheuren, niemals erlahmenden Arbeitskraft. Kein Heft, besonders seit 1905, ist erschienen ohne einen Beitrag von ihm, die meisten brachten mindestens einen ausführlichen Aufsatz von ihm, dazu noch kurze Artikel, immer ins Grundsätzliche gehend, Glossen und Hinweise. Er schrieb nicht nur unter seinem vollen Namen oder unterzeichnet mit dem Anfangsbuchstaben „S“, sondern bediente sich auch der Pseudonyme Reinhold Treu, Karl Ebinghaus, W. Gischler (des Mädchennamens seiner Mutter), Karl Pfälzer, Einzell u. a. Zu der sichtbaren Arbeit kam die unsichtbare des Schriftleiters im Verkehr mit den Mitarbeitern, dem Aufspüren des Stoffes, mit vielen notwendigen Reisen zu Ausstellungen, Künstlern usw. Er konnte diese Leistung nur bewältigen kraft seiner ungewöhnlichen organisatorischen Begabung und dessen, was er „die Handgreiflichkeit“ nennt, die er von seinem Vater „an seiner Geschicklichkeit, jedes Handwerk zu üben“, gelernt hatte. In den meisten Jahren war er auf sich allein angewiesen. Nur im Jahre 1902 hat(t)e er den damals jungen und unbekanntenen Alfons Paquet nach Düsseldorf gerufen, der dann ein halbes Jahr sein Re-

daktionsgehilfe blieb. Während der Vorbereitungen zu der großen Kölner Ausstellung des Verbandes der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein im Jahre 1906 half ihm Heinrich Ernst Kromer, der schon vom ersten Heft an unter seinen Mitarbeitern gewesen war. Am 1. Januar 1909 trat Robert Schwerdtfeger in die Schriftleitung ein, von dem später ein Bändchen Novellen durch Joachim Benn besprochen wird, der seit 1911 als Mitarbeiter erscheint und ebenfalls in die Schriftleitung eintrat. Schwerdtfeger und Benn fielen im Krieg. Im Jahre 1919 leitete vorübergehend Dr. Walter Cohen, Kustos am Museum in Düsseldorf, den bildkünstlerischen Teil, und 1922 übernahm er noch einmal den Teil für ältere Kunst. Von Ende 1920 an bis zum letzten Heft der „Rheinlande“ hatte dann Schäfer den literarischen Teil mehr und mehr dem Verfasser dieses Aufsatzes überlassen. [...]

Was die Auftraggeber Schäfers von den „Rheinlanden“ erwartet hatten, ein bedingungsloses Werbemittel für die Düsseldorfer Kunst, sind sie nicht geworden. Schäfer hatte nun zwar eine Zeitschrift in der Hand, aber das Geld dahinter hatte nicht ihn in der Hand. Er blieb der unabhängige Charakter, der recht tat und niemand scheute, ein von seiner Aufgabe Besessener, der nimmer mit der Wahrheit hehlte, die Leid, nicht aber Reue bringen konnte. [...] Er machte sich zum Winkelried der „jungen kräftigen Leute“ – wie er sich damals gern ausdrückte –, denen in Düsseldorf „die Luft zu lau und der Raum zu eng“ waren (unter dem Pseudonym E. P. Keith, Düsseldorf, in einem Aufsatz des ersten Heftes, der zu Bildern Otto Heicherts geschrieben war und programmatisch auf die Frage der „volkstümlichen Malerei“ einging). Er überließ das fünfte Heft der St. Lukas-Gilde in Düsseldorf, das zehnte Heft der Künstler-Vereinigung 1899 Düsseldorf und das erste Heft des zweiten Jahrgangs der Freien Vereinigung Düsseldorfer Künstler. Es waren die drei Sezessionsbewegungen, die im Kampf gegen die Akademie während der neunziger Jahre in Düsseldorf entstanden waren. Von den fünf Malern unter den elf Herren des künstlerischen

schen Beirats, die in der Vorbemerkung des Inhaltsverzeichnisses zum 1. Band genannt sind, gehörten drei der Lukas-Gilde an, darunter auch Rocholl, dem das zweite Heft des zweiten Jahrgangs noch einmal allein eingeräumt wird. Der vierte Maler des Beirats wird im sechsten Heft des ersten Jahrgangs gewürdigt, der fünfte im neunten Heft. [...]

## Abbildungen

- 1 *Die Rheinlande. Monatsschrift für deutsche Kunst*, Jg. 1, H. 1, Oktober 1900: Heftdeckel vorne, Gestaltung Hermann Emil Pohle
- 2 a+b *Die Rheinlande. Monatsschrift für deutsche Kunst und Dichtung*, Jg. 14, H. 6, Juni 1914: Heftdeckel vorne, Gestaltung Emil Rudolf Weiß, und Inhaltsverzeichnis
- 3 *Deutsche Monatshefte. 14. Jahrgang der Rheinlande*, Jg. 14, H. 1, Januar 1914: Heftdeckel vorne, Gestaltung Fritz Helmuth Ehmcke
- 4 *Die Rheinlande. Vierteljahrsschrift des Verbandes der Kunstfreunde in den Ländern a. Rhein*, Jg. 20, H. 1, Januar 1920
- 5 *Die Rheinlande. Monatsschrift für deutsche Art und Kunst*, Jg. 14, Bd. 24, Januar–Dezember 1914: Buchdeckel, Gestaltung Emil Rudolf Weiß
- 6 *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel*, Jg. 77, Nr. 286, 10. 12. 1910, S. 15 369, *Anzeigebblatt*: Ankündigung Verlagswechsel
- 7 *Die Rheinlande*, Jg. 16, Bd. 26, H. 1, Januar 1916, S. 27: Robert Walser, *Naturschilderung* (Typographie des Hauptteils)
- 8 *Die Rheinlande*, Jg. 13, Bd. 23, H. 1, Januar 1913, S. 38: Robert Walser, *Die Einsiedelei* (Typographie der Rubrik *Notizen*)
- 9 Manuskript *Die Einsiedelei*, HHI, NI. Wilhelm Schäfer (verkleinert)
- 10 Wilhelm Schäfer an Blanche von Bodman („bei Fräulein Fanny Walser“), 24. 3. 1909: Briefumschlag, HHI, NI. Wilhelm Schäfer
- 11 Photographie Teilnehmergruppe *Verband der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein* nach der Gründungsversammlung am 30. 5. 1904 im Residenzschloss zu Darmstadt, HHI, NI. Wilhelm Schäfer
- 12 a+b *Verband der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein*, Mitglieds-karte von Wilhelm Schäfer 1917 (Nr. 1198), Gestaltung Wilhelm Schreuer (1904), HHI, NI. Wilhelm Schäfer (recto und verso)

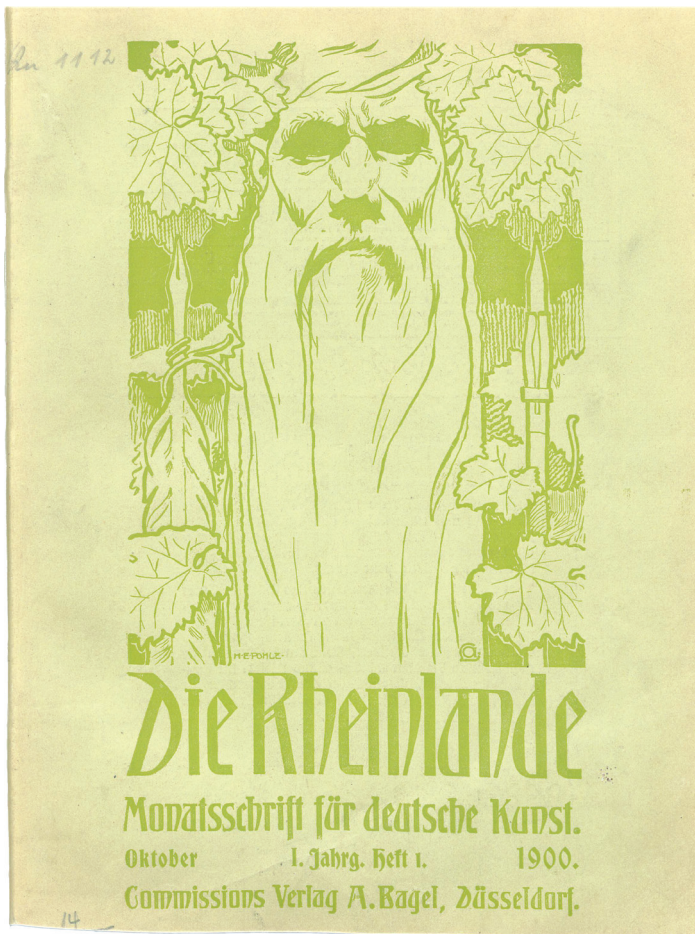


Abb. 1 *Die Rheinlande*. Monatsschrift für deutsche Kunst, Jg. 1, H. 1, Oktober 1900: Hefdeckel vorne, Gestaltung Hermann Emil Pohle



Abb. 2a+b Die Rheinlande. Monatsschrift für deutsche Kunst und Dichtung, Jg. 14, H. 6, Juni 1914: Heftdeckel vorne, Gestaltung Emil Rudolph Weiß (vgl. Dok 28, 29), und Inhaltsverzeichnis





### Inhalt:

<b>Kunstdrucken und Dollbilder:</b>	Seite
Unbekannter Meister.	
Kurfürst Maximilian v. Bayern . . . . .	183
Rich. Berth. Willmann.	
Raub der Europa . . . . .	185
Ferdinand Kobell.	
Große Landtschaft . . . . .	187
Januarius Sick.	
Christus am Ölberg . . . . .	189
Anton Graff.	
Prinzessin Maria Kunigunde v. Sachsen . . . . .	191
Joh. Georg Stiejenis.	
Gräfin Maria v. Schaumburg-Elpfe . . . . .	193
Herbert Grumb.	
Die Schaukel . . . . .	195
D. Chobonleck.	
Morgengesellschaft . . . . .	197
<b>Dichtungen:</b>	
Kaffirer Eidschmid.	
Der Soldat (Novelle) . . . . .	215
Hans Steiger.	
Jungfräulichkeit (Gebicht) . . . . .	223

### Abhandlungen:

Paul F. Schmitz.	
Die Darmstädter Jahrhundert-Ausstellung Deutscher Kunst 1650—1800 (mit 5 Abbildungen) . . . . .	199
Bernhard Hojersgers Monumentalplastik im Darmstädter Platanenhain (mit 8 Abbildungen) . . . . .	205
Die britische Ausstellung der Künstlerkolonie in Darmstadt 1914 (mit 6 Abbildungen) . . . . .	211
Julius Bab.	
Dramaturgisches Jahr . . . . .	219
Reitzen.	
Kleine Prosa von Robert Walser (Der Bildk., — Der Heidenstein, — Der Waldberg), — Neue Lyrik (Ernst Ciffauer), — Aufruf . . . . .	224—226



Die besten, vollkommenen, in Argon und Sauerstoff  
**Heizung für das Einfamilienhaus**  
 mit allen für den Komfort notwendigen  
 und auch alle Hausarbeit einbaue. — Man erlange Preisgeld C  
 Schweizerbank, Schweizer G.G., Basel, G. m. u. H., Frankfurt a. M.

# Ferien-Reisen

zur See  
zu mäßigen Preisen

nach Holland, Belgien, England, Zentralf., Mittelmeers  
 Ostasien, Ostindien und den Küsten des  
 mit Reisegepäck und Reisekosten  
 höhere Passagen, Besichtigungen und Zielorten durch  
**Norddeutscher Lloyd Bremen**  
 und ihre Vertreterinnen

KUNSTJAHR  
DARMSTADT 1914



KÜNSTLER KOLONIE  
AUSSTELLUNG  
16. MAI — 14. OKTOBER

JAHRHUNDERT AUSSTELLUNG  
DEUTSCHER KUNST  
19. MAI — 4. OKTOBER

**ERSTE DARMSTÄDTER WERKSTÄTTE**  
**FÜR GRABMALKUNST UND KUNSTGEWERBE**  
**WILHELM GOTZE, AK. BILDHAUER**  
 DARMSTADT . . . KARLSSTRASSE 94



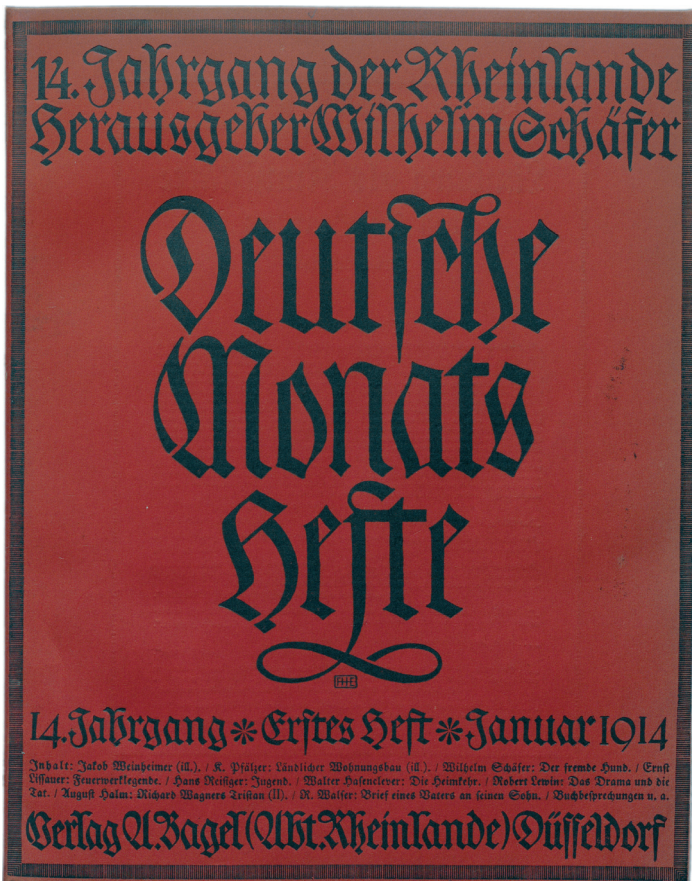


Abb. 3 Deutsche Monatshefte. 14. Jahrgang der Rheinlande, Jg. 14, H. 1, Januar 1914: Heftdeckel vorne, Gestaltung Fritz Helmuth Ehmcke



Abb. 4 Die Rheinlande. Vierteljahrsschrift des Verbandes der Kunstfreunde in den Ländern a. Rhein, Jg. 20, H. 1, Januar 1920



Abb. 5 *Die Rheinlande. Monatschrift für deutsche Art und Kunst*, Jg. 14, Bd. 24, Januar–Dezember 1914: Buchdeckel, Gestaltung Emil Rudolf Weiß (vgl. Dok 28, 29)



# Naturschilderung.

Von Robert Walser.

Ich war dabei innig ergriffen und so festsam bewegt, wie ich es mir heute kaum noch zu erklären vermag. Ich erinnere mich, eines Abends ein entzückendes Abendrot über hohen grünen Sommerbäumen gesehen zu haben. Alles war still, groß, fein und kühl, das war übrigens schon später, und hier möchte ich eigentlich von früherem leben. Frühes und Spätes, längstvergangenes und Zeitiges, halbsehensvergeffenes und Deutlich-Gegenwärtiges schwimmen und schimmern mir ineinander über, wogen wie blühende Lichter durcheinander, fallen wie schöne schwere Wellen zusammen. Doch ich liebe dieses eigentümliche Zittern, dieses Blendens. Ich bin ein erklärter Freund des Ungewissen, des Unbeurteilten, des Nebelhaften, wo alles Gegenständliche vergehlich, verwehrt aus allem Sonstigen, aus allem andern hervortritt. Ich liebe es, wenn es um den Geist und ums Herz dunkel ist, daß man sich recht im Geist, in der Phantasie und im Herzen anstrengen muß, um halb verloren angangene liebe Dinge, Schönheiten, Kostbarkeiten wiederzufinden. Suchen, hören, spüren, horchen und lauschen ist so schön. Also das schöne Abendrot! Einmal sah ich auch eine blühend rote Abendwolke über einem Garten voll blühender Rosen und Lilien. Wie sind die bäuerlichen Gärten schon im Sommer, so üppig voll von krautvoller, mitunter gar wilder und phantastischer Schönheit, daß sich die Seele nach einem Indien oder nach einer Südseeinsel versetzt fühlt. Eine prächtig geblühete, gesunde, reiche Bauersfrau in ihren üppigen Gewändern hat mit einem ländlichen Garten Ähnlichkeit. Wie verläßt, verschwindet da alles Städtische oder gar Großstädtische. Auf dem Land ist alles weich, reich und voll, in der Stadt ist alles mager, hart und arm. Was sind Blumen in der Stadt? Blumen müssen gesehen sein, wie sie im ländlichen Garten mitten in all der sonstigen Pflanzenpracht, mitten im Grün, in frischer gesunder Luft stehen, bestrahlt von der Sonne, umschmeichelt von wohlvollenden jarten Winden, in der Freiheit! Wie ich sehe, bin ich im besten Zug, mich zu verirren, vom wahren Gegenstand abzuweichen. Ich will daher dorthin zurückkehren, wo ich abgelenkt bin, damit ich auf dem rechten Weg weitergehen kann.

Bei allem dem war ich, wie ich glaube, vielleicht weniger in irgendeiner schwärmerischen Begeisterung, als weit mehr nur in einer starken Aufmerksamkeit, welche ein Zustand ist, den ich höher schätze als den der Besonnenheit, wo das Gefühl alles exakte, bestimmte Beobachten, alles Einprägen, alles Denken mit seinem Überfließen leicht hinwegschwemmt. Wie ich noch sehr genau weiß, war ich den Dingen gegenüber mehr kühl als warm, mehr misstrauisch als forgenlos. — Indessen zog mich doch die Wärme bald mit, und eine große, tiefe Freude vermochte mich da und dort hinzureißen und sich aller meiner Überlegungen zu bemächtigen. Ich habe bereits von einer Zärtlichkeit gesprochen, mit welcher ich rings um mich her in die dunklen und hellen Gegenden bläute. Ein Empfinden des Dankes rührte mich. Sonderbares,

Wunderbares tastete mich an. Ich stand plötzlich wie angewurzelt vor einer Erstaunlichkeit da, die sich hoch vor mir aufbaumte. Ich hatte mit allerlei Einbildungen, konfusem Gedanken, kleinen wilden Einfallen zu kämpfen. Ich ging und stand still, ging wieder und blieb dann wieder auf dem Fleck stillstehen, indem ich mich nach allen Seiten sorgsam umschaute, als sei ich ein Soldat auf der Wache. Ein Strom des Aufmerksamkeits floß auf meine Augen zu. Es war, wie gesagt, früh im Jahr. Ich sah in den Gärten und auf den festigen Abhängen Feuer lobern, und es ist mir unergötzlich geblieben, wie die Flammen in die feuchte und dunkle Frühjahrsluft hineinjüngelten. Die Farben machten auf mein schauendes und denkendes Gemüt einen tiefen Eindruck. Allerlei sonderbare und merkwürdige Farben vermischten sich mit eben solchen Lebenserinnerungen. Ich trat wie gebannt umher, war wie verzaubert, gleich dem Prinzen im Märchen, wiewohl ich sonst mit irgendeinem Prinzen natürlicherweise nicht das geringste zu tun habe. Aber die Märchenprinzen haben so ihrerseits mit irdischen Prinzen auch nichts zu tun. Der Prinz im Märchen ist Mensch, ist der Mensch, der sucht und sucht. — So suchte auch ich, so ging auch ich suchend nach Erdeneigentümlichkeiten umher, und das Suchen bereitete mir das größere Vergnügen als das Finden. Der Suchende freut sich im voraus aufs Finden; der aber, der etwas gefunden hat, muß sich nun auf neuerliches Suchen vorbereiten.

Indem ich da und dort, an dieser und an jener Stelle, wie unter einem Zauberkant flüßland und das schöne Land mit großen und erstaunten Augen still und lang und sorgfältig anschaute, geschah das Sonderbare, daß es nun auch mich mit allen seinen Eigentümlichkeiten groß und still und lang und erstaunt anschaute. Das Betrachteten und sorgfältige Prüfen und die damit verbundene stille Aufmerksamkeit, das andauerliche eingehende Hörschen und die damit verknüpfte Staunenswürdigkeit, mit einem Wort, das Staunen, das Große, das Stille, das Fragliche und Bedenkliehe löhnten gegenseitig geworden. Das Land und all sein Schönes besam Augen, mit denen es mich höchst nachdenklich und höchst beharrlich zu betrachten schien, womit ich durchaus zufrieden war. Der Wald schien mir voll von wunderbaren Phantasiegestalten. Es buffete und tänte so eigentümlich. Länen und Duffen gingen in entzückender Harmonie leise durcheinander, derart, daß der Abendglanz zu singen und daß der Ton seine eigene Farbe bekommen zu haben schien. Ein alles Landhaus stand still und geheimnisvoll in sich selbst versteckt am dunklen Waldrand da. Die Waldvögel sangen mit bezauberndem, unweilhaftem Schmelz, mit so süßem Weh und mit so liebevoller, voller und üppiger Klage. Freude und Weh gingen als Gestalten freudlich durch den stillen, grünen, weichen Wald. Es tönte hier nach einem Vergnügen und dort nach einem unendlichen Verzagen, und das Schönste war noch, wie alles Länen aus dem Munde der Dunkelheit selbst herauszubringen schien, wie wenn die kleinen lieben Waldvögel den ungeheuren Schmerz der Welt, alles von jeder dagewesene, unbegriffliche und unfaßbare Längebeure dieses sonder-

Abb. 7 Die Rheinlande, Jg. 16, Bd. 26, H. 1, Januar 1916, S. 27: Robert Walser, Naturschilderung (Typographie des Hauptteils)

## Die Einsiedelei.

Ingenwende in der Schweiz, in bergiger Gegend, findet sich, zwischen Felsen eingeklemmt und von Tannenwald umgeben, eine Einsiedelei, die so schön ist, daß man, wenn man sie erblickt, nicht an Einsiedelei glauben könnte, sondern daß man sie für die ganz und gar naturerfüllte Phantasie eines Dichters hält. Wie aus einem anmutigen Gebirgsgeirume, sitzt und liegt das kleine, gartenumsäumte, friedliche Häuschen da, mit dem Kreuz Christi davor, und mit all dem heiligen Lichte der Freimaurerei umgeben, aber der nicht auszusprechen ist in Worten, den man nur empfinden, fühlen und singen kann. Hoffentlich heißt das liebeleiche Häuslein noch heute. Ich sah es vor ein paar Jahren, und ich möchte meinen bei dem Gedanken, daß es verschunden sei, was ich nicht für möglich halten mag. Es mocht ein Einsiedler dort. Schöner, feiner und besser kann man nicht wohnen. Gleich das Haus, das er bewohnt, einem Bild, so ist auch das Leben, das er lebt, einem Bilde ähnlich. Wertlos und einflusslos lebt er seinem Tag dahin. Tag und Nacht ist in der stillen Einsiedelei wie Stauder und Schweller. Die Woche fließt dahin wie ein stiller kleiner tiefer Bach, die Monate kommen und gehen und lieben einander wie alte gute Freunde, und das Jahr ist ein langer und ein kurzer Traum. Er wie benedictinert, wie schön, wie reich ist dieses einsamen Mannes Leben, bei sein Gebet und seine tägliche gesunde Arbeit gleich schön und ruhig verrichtet. Wenn er am frühen Morgen erwacht, so schmettert das heilige und fröhliche Konzert, das die Waldvögel unaufgefordert anstimmen, in sein Ohr, und die ersten süßen Sonnenstrahlen häuten in sein Zimmer. Beglückter Mann. Sein bedächtiger Schritt ist sein gutes Recht, und Natur umgibt ihn, wohnen er mit den Augen schauen mag. Ein Millionär mit all dem Aufwand, den er treibt, ergeht wie ein Bettler, verglichen mit dem Bewußtsein seiner Nützlichkeit und Heimsüchlichkeit. Jede Bewegung ist hier ein Gebanke, und jede Verächtung umfließt die Hohen; doch der Einsiedler braucht an nichts zu denken, denn der, zu dem er betet, drückt für ihn. Wie aus weiser ferne Königslehre gesammelt und genau beherzogen, so kommen, um dem lieben Tag einen Kuß zu geben und ihn einzusüßeln, die Abende heran, und ihnen nach folgen, mit Schreier und Sternen und wunderbarer Dunkelheit, die Nächte. Wie gerne möchte ich der Einsiedler sein und in der Einsiedelei leben. H. W a l s e r.

## Deutsche Kriegs- und Soldatenlieder.

Friedrich von Dappels-Brontkowski hat, bei Martin Währle in München, eine Anthologie deutscher Kriegs- und Soldatenlieder erscheinen lassen, eine in vieler Hinsicht verbesserte Ausgabe, immerhin aber verdienstliche Arbeit. Entbehrlich sind viele, weber anschaulich noch rühmlich bemerkenswerte, Stücke. Volks- wie Kunstlieder (etwa von Börner, Hauff, Hoff, Jahn) sind, wie die meisten, ihr durchaus kein hohes, weniger wäre entschieden mehr gewesen. Andererseits werden manche Stücke, Volkslieder, (wie zum Beispiel Webers Walladenlammlung „Aus tausend Jahren“ enthält und andere, wie das „Lambarmutli“ von 1813) vermehrt, auch Stücke von Kappis und Christian Friedrich Schrenberg. Ferner hätte der Herausgeber auf seinen Aufsatz über „Krieg und Kriegspoetik“ nicht nur hinweisen, sondern ihn abdrucken sollen; bei Sammlungen, die zugleich geschichtlich orientieren und künstlerisch stiften wollen, ist eine Einleitung unerlässlich; sie muß deutlich das geschichtliche und das dichterische Material sondern.

Die Sammlung reißt von der Reformation bis zur Gründung des Reiches; die Zeitalter der Reformation, der Religionskriege, der Dreißigjährige Kriege, immer natürlich in der aufsteigenden Reihenfolge sind färbung des Soldatenlandes. Das wird anders erst mit dem Jahre 13, seitdem, viel mehr als früher, Wolf und Heer eines sind. 1813, 1804, 70: immer wird gesprochen von König, Volk, Vaterland, müde und noch „Führer des Heer“ nicht so sehr als Landesherr, wie als Feldherr verachtet wird, prinzipiell kaum anders als Georg von Frunberg, wie ja auch das Werbesystem der Landesherrn und der Friederichianischen Verein prinzipiell nicht verschieden war. Die älteren Lieder sind dichterisch am wertvollsten. Auch wer es nicht weiß, wird erfahren, daß hier der Untergang der Poetik reicher ergibt ist: fällt der anschauenden Kraft ist noch im Worte weitem ausgesprochen, und aus ihr wird nun die Kraft der einzelnen Soldatenlieder gepöbel. Da findet sich etwa die Anekdote an den heiligen Georg: „Sant' Georg, du ehre Ritter, Netzmeyer sollt du sein“. Der Ritter wird gezeihen; der Wogel, „der in der Ringmauer singt“; Wunden:

Wer hat denn die Rosen all abgeplückt,  
und der Narren Kapfen damit geknickt?

Eine ähnliche Bildlichkeit ist in späterer Zeit nur in einem „fliegenden Blatt“ von 1870, auf die Schlacht bei Mars-la-Tour, zu finden, das die weißen Linien der in düsterer Masse hingeschredten halberbürtigen Kavallerie markiert.

„Doch was ist das? In Frankreich hat es im August gefehlet,  
da liegt das halbe Palserbath  
im weissen Wasserbath“.

Frachttroll ist auch die schauerliche Hölle. Sie überträgt den drohenden, furchtbar auffallenden Wirbel der Trommelschlägel in den Warnruf „Süß dich, Bau, ich komm“: der dumpf hallt der fern amarrschierenden Landbesetzter ist darin und weit aufgetan ein ebener Land, voll Angst in Straßen und Stuben. Das eben ist der grundtägliche Unterchied zwischen vernünftigen Sätzen und den sich unvernünftigen Rhythmen und Tönen der Dichtung, daß jene nichts darbietet als sich selber, ihren fangen „Sinn“, in dessen tiefer Tiefe assoziativ auftritt: ein unendliches übervernünftiges Mehr ist ihnen zugefelt, und können muß, wie in dieser Seele, ein Land und eine Zeit visionär eingeschlossen in fünf sinnerschalligen Silben. Ähnlich ist der Name der Trummel aus ihrem Ton erwachsen: das Nummerentium; man hört, wie Liebe zur Trummel diesen dumpfsinnigen Kosmosen geblüht hat. Im Gesang auf den Sieg bei Pavia und aberwärts rufen die Trummeln:

Lärmen, lärnen, lärnen,  
lärnen, lärnen, lärnen!

Dies ist der Laut vieler zugleich erschallender Trummeln; das ganze Gedicht ist so erfüllt von dem furchigen Getöse des festschlacht-schlagenden Heerbaus. Es ist eines der wenigen Stücke, in denen die lyrische Majestät verströmt ist. Ein vorübergehender, unregelmäßiger Rhythmus ist in ihm: wie ein Schladtschrei werden die ersten und die dritten Zeilen immer wiederholt:

„Im Blut mußten wir gar,  
im Blut mußten wir gar,  
bis über, bis über die Gedu:  
Warmerziger Gott, erenne die Not!  
Warmerziger Gott, erenne die Not!

Wir müssen sonst verderben also!“

(Ein Nachhall dieser tosenden Kampftöne ertönt in einem der stärksten Villenentzungen Gedichte, dem Siegeslied, aus seinem letzten Stanze.) Wefen und Begierde aller Werbesoldaten, bis hinein noch in Napoleons ausgehorenen Armen, ist ebenfalls nirgend freuder und drücklicher, also nirgend edler, aber auch nirgend höherer ausgesprochen worden als in diesem „Landsknechtstümml“:

„O Gott duh deine Güte,  
hehre und Ägeln und Hüte,  
Manteln und Hade,  
Geiße und Hade,  
Schafe und Rinder,  
viel Frauen und wenig Kinder!“

Im 1630 findet sich noch manche harte Anschauung:

„Deutschland, du hast gefessen nur  
im Rosengarten lang mit Ruh“;

aber die spezifische dichterische Kraft läßt doch recht nach, und während des ganzen Heber- und absteigenden Jahrhunderts ist die Höhe des Soldatenlieds nicht mehr erreicht. Es fallen meist gute Rhythmen auf als Anschauungen; im Lied „Felszug gegen den Türken“, um 1680, im Maritradied (in dessen Refrain „Wirong sen ton ton mitong tain“) aus der großen Landknechtstümml eine spezifische Trummel geworden ist), auch im berühmten „Brig Eugens“ (Lied von 1717, im Lied von der „Trager Schlacht“ (von 1757), das unter den Liedern des Siebenjährigen Krieges durch Schmitt und Werber hervorragt, reißt der Rhythmus mit, aber die Diction ist nicht profisch niedriger, es fehlt jeder aus-schauende Glanz. Charakteristisch für das achtzehnte Jahrhundert sind besonders dann die gefelhten Duden Klopffods, Oswald von Kleffs und vor allem Gleim's an Friedrich und sein Heer. Sie haben heut Eisenbänke angenommen und verweisen für unser Gefühl Wächterzeit mit Schmitt, während die Wächterzeit ihrer Epoche bei aller Wächterzeit kontrast, höchst, voll frischer Luft sind.

Eine neue Höhe wird dann erreicht mit den Befreiungskriegen. Hier ist vor allem das große „Stückchen“ zu nennen, das vor hundert Jahren im Anblick der mit Schießselen und Frauentorden beladeten, verunglückten und vertieren Marce-deute entstand, die aus tausendmal Feuer und Eis über den Himmel







Abb. 10 Wilhelm Schäfer an Blanche von Bodman („bei Fräulein Fanny Walser“), 24.3.1909: Briefumschlag, HHI, NI. Wilhelm Schäfer



Abb. 11 Photographie Teilnehmergruppe *Verband der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein* nach der Gründungsversammlung am 30.5.1904 im Residenzschloss zu Darmstadt, HHI, NI. Wilhelm Schäfer



**Aus den Statuten: „Mitgliedschaft“.**

§ 4. Die Mitglieder des Verbandes bestehen aus:

- a) Stiftern, die einen einmaligen Betrag von mindestens 1000 Mk. zahlen.
- b) Patronen, die einen jährlichen Betrag von mindestens 100 Mk. zahlen, und
- c) Mitgliedern (Schlichtlin), die einen Jahresbetrag von mindestens 15 Mk. zahlen.

§ 5. Annahmungen zum Verband sind schriftlich an dessen Geschäftsstelle zu richten. Die Mitgliedschaft, bezüglich deren zwischen den drei Arten von Mitgliedern kein Unterschied besteht, sind erworben, sobald der Betrag des Angemeldeten bei der zuständigen Stelle eingegangen ist. Die Geschäftsstelle stellt den Neuzugegangenen baldigt die Mitgliedskarte zu.

Eintretende Mitglieder mit Ausnahme der Stifter haben den Betrag für das ganze Geschäftsjahr ihres Eintritts zu entrichten. Sie erwerben damit den Anspruch auf alle Verbandsleistungen dieses Jahres. Das Geschäftsjahr des Verbandes entspricht dem Kalenderjahr. Die Mitgliedschaft erlischt auf Kündigung nur am Ende des Geschäftsjahres. Die Kündigung muß mindestens einen Monat zuvor schriftlich an die Geschäftsstelle gelangt sein.

§ 6. Die Mitgliederbeiträge sind alljährlich bis zum 31. März an den Schatzmeister oder an die statt dessen vom Vorstand in den Verbandsnachrichten bezeichnete Stelle zu entrichten. Rückständige Beträge werden nach Ablauf dieser Frist durch Postauftrag eingezogen. Mitglieder, die mit der Beitragszahlung im Rückstand sind, haben keinen Anspruch auf die Leistungen des Verbandes.

Der Vorstand ist berechtigt, Mitglieder, die mit ihren Beiträgen im Rückstand bleiben, aus der Verbandsliste zu streichen.

§ 7. Die Mitgliedskarte, welche alljährlich als Quittung über den Vereinsbeitrag ausgegeben wird, dient als Ausweis für die Beteiligung an den Veranstaltungen des Verbandes, insbesondere an der Verlosung.

12a+b Verband der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein, Mitgliedskarte von Wilhelm Schäfer 1917 (Nr. 1198), Gestaltung Wilhelm Schreuer (1904), HHI, NI. Wilhelm Schäfer (recto und verso); der dunkelbärtige Mann stellt Wilhelm Schäfer dar (vgl. Großkinsky, *Der Verband der Kunstfreunde*, wie Anm. 41, S. 30)

## Alphabetisches Verzeichnis der Texte mit ihren Textzeugen

Dieses Verzeichnis ist ein Auszug aus dem der Elektronischen Edition beigegebenen *Findbuch* der KWA. Es verzeichnet alle Drucke in *Die Rheinlande* mit ihren zugehörigen Manuskripten sowie die Nachweise früherer und späterer Drucke zu Lebzeiten. Drucke, die mutmaßlich einer bestimmten Vorlage folgen, werden dieser eingerückt zugeordnet.

„Apollo und Diana“	68
Die Rheinlande, Dezember 1913	
Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 56–58	
Die seltsamen Bücher, Bd. 3, o. J. [1923], S. 99–100,	
Obertitel „Geschichten“	
Aus Stendhal	25
Die Rheinlande, Oktober 1912	
Aufsätze, 1913, S. 165–167	
Bedenkliches	11
Die Rheinlande, Januar 1910	
Brief eines Vaters an seinen Sohn	71
Die Rheinlande, Januar 1914	
General-Anzeiger für Hamburg-Altona, 4.2.1914 (unter dem	
Titel „Vernachlässigte Erziehung“) [= Auszug]	
Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 111–115	
Die Ähre, 1.8.1915, Obertitel „Proben aus Robert Walsers	
Dichtungen“	
Das Dokument	127
Die Rheinlande, Oktober 1915	
Das Ehepaar	106
Die Rheinlande, März 1915	
Neue Zürcher Zeitung, 21.3.1915	

Das erste Gedicht s. Zwei Prosastücke	
Das Götzenbild	65
Die Rheinlande, November 1913	
Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 54–55	
Das letzte Prosastück	204
Die Rheinlande, September/Okttober 1919	
Das Traumgesicht	50
Die Rheinlande, Juni 1913	
Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 40–42	
Der Blick s. Kleine Prosa	
Der Bursche	59
Die Rheinlande, September 1913	
Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 49–50	
Die Ähre, 1.8.1915, Obertitel „Proben aus Robert Walsers Dichtungen“	
Sterne, o. J. [um 1945], S. 199–200	
Der Doktor s. Vier Sachen	
Der fremde Geselle	31
Die Rheinlande, Dezember 1912	
Aufsätze, 1913, S. 230–232	
Der Heidenstein s. Kleine Prosa	
Der Jagdhund s. „Drei Sachen“	
Der Jesuit	124
Die Rheinlande, September 1915	
Der Knabe	62
Die Rheinlande, Oktober 1913	
Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 51–53	
Das Neue Geschichtenbuch, 1918, S. 64–66	
Der Champagne-Kamerad, 11.8.1918	
Neuer Bernischer Lesezirkel, September 1926	
Schweizer Dichter, o. J. [1940], S. 27–29	

Der Kuß	44
Die Rheinlande, April 1913	
Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 37–39	
Der Liebesbrief s. Vier Sachen	
Der Maler	6
Sonntagsblatt des „Bund“, 3.8.1902 (unter dem Titel „Ein Maler“)	
Fritz Kocher’s Aufsätze, 1904, S. 84–88 (unter dem Titel „Ein Maler“)	
Die Rheinlande, Juni 1907 [= Auszug]	
Der Pole s. Vier Sachen	
Der Traum s. „Drei Sachen“	
Der Träumer s. Vier Sachen	
Der Vater s. „Drei Sachen“	
Der Waldberg s. Kleine Prosa	
Die Einsiedelei	34
Ms. Düsseldorf HHI, Nl. Wilhelm Schäfer	
Die Rheinlande, Januar 1913	
Aufsätze, 1913, S. 233–235	
Die Großstadtstraße	16
Die Rheinlande, September 1910	
Die Knaben	183
Die Insel, Juni 1902	
Die Rheinlande, September/Okttober 1918	
Komödie, 1919, S. 7–22	
Die Straße s. Zwei Prosastücke	
„Drei Sachen“	75
Die Rheinlande, Februar 1914	
– Der Traum	76
Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 165–167	
– Der Jagdhund	77
Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 168–170	
– Der Vater	79
Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 171–173	

Frau Scheer	134
Die Rheinlande, Dezember 1915	
Friseur Jünemann	130
Die Rheinlande, November 1915	
Fußwanderung	41
Gedichte, 1909, S. 34 (Mottoverse aus „Und ging“)	
Die Rheinlande, März 1913	
Zeichnen und Handarbeit, Juni 1914	
Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 34–36	
Im Wald	28
Die Rheinlande, November 1912	
Aufsätze, 1913, S. 224–226 (unter dem Titel „Der Wald“)	
Johanna	56
Die Rheinlande, August 1913	
Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 46–48	
Kleine Prosa (I., II.)	89
Die Rheinlande, Mai 1914	
Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 246–247, Obertitel „Zwei kleine Sachen“	
Kleine Prosa	91
Die Rheinlande, Juni 1914	
– Der Blick	92
Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 238–239	
– Der Heidenstein	93
Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 240–241	
– Der Waldberg	94
Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 242–245	
Kleine Prosa	100
– Schnee	101
Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 236–237	
Die Rheinlande, Februar 1915	
Martin Weibel	167
Die Rheinlande, Januar/Februar 1918	

Meta	37
Die Rheinlande, Februar 1913	
Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 29–33	
Die Schaubühne, 6.1.1916	
Nächtliche Wanderung	53
Die Rheinlande, Juli 1913	
Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 43–45	
Naturschilderung	150
Die Rheinlande, Januar 1916	
Ms. RWZ, Slg. Robert Walser, Sig. MS SL, fol. 24–33 (unter dem Titel „Naturstudie“)	
Seeland, 1919, S. 71–98 (unter dem Titel „Naturstudie“)	
Paganini	21
Die Rheinlande, Juli 1912	
Aufsätze, 1913, S. 202–206	
Die Schaubühne, 24.4.1913	
Pauli und Fluri	119
Die Rheinlande, Juli 1915	
Puppe	204/211
Die Rheinlande, September/Okttober 1919	
Rosa	111
Die Rheinlande, Mai 1915	
Druckbeleg RW	
Schnee s. Kleine Prosa	
Traktat	100/103
Die Rheinlande, Februar 1915	
Vier Sachen	81
Die Rheinlande, März 1914	
– Der Träumer	82
Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 174–176	
– Der Pole	83
Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 177–180	



– Der Doktor	85
Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 181–183	
– Der Liebesbrief	87
Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 184–186	
Die Ähre, 1.8.1915, Obertitel „Proben aus Robert Walsers Dichtungen.“	
Zu dem Bild „Die Frau am Fenster“ von Karl Walser	47
Die Rheinlande, Mai 1913	
Kleine Dichtungen, 1914/1915, S. 59–61 (unter dem Titel „Die Frau am Fenster“), Obertitel „Zwei Bilder meines Bruders“	
Zwei Frauen	96
Ms. ZB Zürich, Sig. Ms Z VI 315.11, fol. 6 v	
Die Rheinlande, Oktober 1914	
Zwei Männer	173
Die Rheinlande, Juli/August 1918	
Druckbeleg RW	
Zwei Prosastücke	198
Die Rheinlande, März/April 1919	
– 1. Das erste Gedicht	199
Der Einzelne, 15.4.1919	
– 2. Die Straße	201
Der Neue Merkur, Mai 1919, Obertitel „Zwei Prosastücke“	
Prager Tagblatt, 25.12.1919	

## Chronologisches Verzeichnis der Texte

Der Maler (Juni 1907)	6
Bedenkliches (Januar 1910)	11
Die Großstadtstraße (September 1910)	16
Paganini (Juli 1912)	21
Aus Stendhal (Oktober 1912)	25
Im Wald (November 1912)	28
Der fremde Geselle (Dezember 1912)	31
Die Einsiedelei (Januar 1913)	34
Meta (Februar 1913)	37
Fußwanderung (März 1913)	41
Der Kuß (April 1913)	44
Zu dem Bild „Die Frau am Fenster“ von Karl Walser (Mai 1913)	47
Das Traumgesicht (Juni 1913)	50
Nächtliche Wanderung (Juli 1913)	53
Johanna (August 1913)	56
Der Bursche (September 1913)	59
Der Knabe (Oktober 1913)	62
Das Götzenbild (November 1913)	65
„Apollo und Diana“ (Dezember 1913)	68
Brief eines Vaters an seinen Sohn (Januar 1914)	71
„Drei Sachen“ (Februar 1914)	75
– Der Traum	76
– Der Jagdhund	77
– Der Vater	79
Vier Sachen (März 1914)	81
– Der Träumer	82
– Der Pole	83
– Der Doktor	85
– Der Liebesbrief	87

Kleine Prosa (Mai 1914)	89
– I.	90
– II.	90
Kleine Prosa (Juni 1914)	91
– Der Blick	92
– Der Heidenstein	93
– Der Waldberg	94
Zwei Frauen (Oktober 1914)	96
Kleine Prosa (Februar 1915)	100
– Schnee	101
Traktat (Februar 1915)	103
Das Ehepaar (März 1915)	106
Rosa (Mai 1915)	111
Pauli und Fluri (Juli 1915)	119
Der Jesuit (September 1915)	124
Das Dokument (Oktober 1915)	127
Friseur Jünemann (November 1915)	130
Frau Scheer (Dezember 1915)	134
Naturschilderung (Januar 1916)	150
Martin Weibel (Januar/Februar 1918)	167
Zwei Männer (Juli/August 1918)	173
Die Knaben (September/Oktober 1918)	183
Zwei Prosastücke (März/April 1919)	198
– 1. Das erste Gedicht	199
– 2. Die Straße	201
Das letzte Prosastück (September/Oktober 1919)	204
Puppe (September/Oktober 1919)	211

## Dank

Für entgegenkommende Unterstützung danken wir dem Robert Walser-Archiv des Robert Walser-Zentrums in Bern und der Robert Walser-Stiftung Bern, der Robert Walser-Gesellschaft und dem Suhrkamp Verlag.

Bei der Recherche im Nachlass Wilhelm Schäfer in Düsseldorf hat uns Martin Willems (Heinrich-Heine-Institut, Rheinisches Literaturarchiv) mit außerordentlicher Hilfsbereitschaft unterstützt und uns jederzeit großzügig den Zugang zu Materialien und Informationen eröffnet. Dafür schulden wir ihm großen Dank.

Lukas Gloor (Robert Walser-Archiv), Benedikt Tresp (Schweizerisches Literaturarchiv), Mark Emanuel Amtstätter (Dehmel-Archiv der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg) und den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Handschriftenabteilung der Zentralbibliothek Zürich, der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart und der Bibliothek des Kunstmuseums Basel danken wir für guten Rat und Hilfe bei der Recherche.

Für Anregungen, Korrektur und nützliche Hinweise sei Sabine Brenner (Heinrich-Heine-Institut, Rheinisches Literaturarchiv), Inga Pohlmann (Rielasingen-Worblingen) und Christoph Knüppel (Herford) gedankt. Ein besonderer Dank gilt Susanne Restle (Wald/Hohenzollern) für die Möglichkeit des Abdrucks von Materialien aus dem Nachlass von Klaus Schäfer.

Bei der Herstellung und Korrektur der Texte und der Kontextseiten haben uns Frank Bestebreurtje, Emanuel Eichberg, Rebecca Lötscher, Monika Philippi und Thomas Studer unterstützt. Ihnen allen danken wir für ihre sorgfältige Arbeit.

Doris Kern danken wir für Layout und Satz, Harald S. Liehr (Schwabe Verlag) für die umsichtige Begleitung der Drucklegung.

Die Erarbeitung des Bandes wurde durch finanzielle Beiträge der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW) sowie der Universitäten Basel und Zürich gefördert.

Außerdem danken wir den Swisslos-Fonds Basel-Landschaft, Basel-Stadt, Bern und Zürich, der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft Basel, der Friedrich und Anita Frey-Bücheler Stiftung, der Max Geldner Stiftung, der Metrohm Stiftung, der Ars Rhenia Stiftung, der Steinegg Stiftung, der Dr. Adolf Streuli Stiftung, der Dr. Fred Styger Stiftung, der Bertold-Suhner Stiftung, der Claire Sturzenegger-Jeanfavre Stiftung, der Johannes Waldburger Stiftung und der Georg und Bertha Schwyzer-Winiker Stiftung für ihre Unterstützung.

Gedruckt wurde dieser Band mit großzügiger Förderung der Ulrico Hoepli-Stiftung. Ihr gilt ganz besonderer Dank.

## Editorische Zeichen und Kürzel

normale Type	Text des Referenzdrucks, Grundschrift
!Neue Seite	Markierung des Seitenwechsels im Referenzdruck

### Siglen der Textzeugen

RhIde Die Rheinlande

Die Siglen der übrigen Textzeugen werden bei den einzelnen Texten aufgelöst

### Dokumentarischer Anhang

< > Markierung von Herausgebereingriffen

### Sonstige Siglen und Abkürzungen

Aufl.	Auflage
BA	Robert Walser, <i>Werke. Berner Ausgabe</i> , Bd. 1–3: Briefe, hrsg. v. Peter Stocker u. Bernhard Echte, Berlin 2018
DLA	Deutsches Literaturarchiv, Marbach
GSA	Goethe- und Schiller-Archiv, Weimar
HHI	Heinrich-Heine-Institut, Rheinisches Literaturarchiv, Düsseldorf
hs.	handschriftlich
KWA	Kritische Robert Walser-Ausgabe
Mkg.	Mikrogramm
M	Mark
Ms.	Manuskript
Nl.	Nachlass
pag.	paginiert
RWZ	Robert Walser-Zentrum, Bern
Sig.	Signatur

SLA	Schweizerisches Literaturarchiv, Schweizerische Nationalbibliothek, Bern
Slg.	Sammlung
SUB Hamburg	Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg
ZB Zürich	Zentralbibliothek Zürich

Mit Kurztiteln erwähnte Buchpublikationen von Robert Walser

<i>Fritz Kocher's Aufsätze</i>	Leipzig, Insel Verlag, 1904
<i>Geschwister Tanner</i>	Berlin, Bruno Cassirer, 1907
<i>Der Gehülfe</i>	Berlin, Bruno Cassirer, 1908
<i>Gedichte</i>	Berlin Bruno Cassirer, 1909/1919
<i>Jakob von Gunten</i>	Berlin, Bruno Cassirer, 1909
<i>Aufsätze</i>	Leipzig, Kurt Wolff, 1913
<i>Geschichten</i>	Leipzig, Kurt Wolff, 1914
<i>Kleine Dichtungen</i>	Leipzig, Kurt Wolff, 1914/1915
<i>Prosastücke</i>	Zürich, Rascher & Cie., 1917
<i>Kleine Prosa</i>	Bern, A. Francke & Co., 1917
<i>Der Spaziergang</i>	Frauenfeld und Leipzig, Huber & Co., 1917
<i>Poetenleben</i>	Frauenfeld und Leipzig, Huber & Co., 1918
<i>Seeland</i>	Zürich, Rascher & Cie., 1919
<i>Komödie</i>	Berlin, Bruno Cassirer, 1919

Sonstige mit Kurztitel oder Sigle erwähnte Ausgaben

<i>Alemannenbuch</i>	<i>Alemannenbuch</i> , hrsg. v. Hermann Hesse, Bern 1919
<i>Das Neue</i>	<i>Das Neue Geschichtenbuch. Ein Almanach</i> ,
<i>Geschichtenbuch</i>	Leipzig, Kurt Wolff Verlag 1918
<i>Schweizer Dichter</i>	<i>Schweizer Dichter. Eine Sammlung für die schweizerischen Mittelschulen</i> , hrsg. v. J. M. Bachtold, H. 1: Robert Walser, o. J. [1940]
<i>Lexikon meiner Mitmenschen</i>	<i>Lexikon meiner Mitmenschen</i> , zweite endgültige Niederschrift 6.9.1940, Manuskript, HHI, NI. Wilhelm Schäfer

## Kritische Robert Walser-Ausgabe · Editionsplan

### Buchpublikationen (12 Bde.)

- I 1 Fritz Kocher's Aufsätze (1904)
- I 2 Geschwister Tanner (1907)
- I 3 Der Gehülfe (1908)
- I 4 Jakob von Gunten (1909)
- I 5 Aufsätze (1913)
- I 6 Geschichten (1914)
- I 7 Kleine Dichtungen (1914/1915)
- I 8 Prosastücke (1917), Kleine Prosa (1917), Der Spaziergang (1917)
- I 9 Poetenleben (1918)
- I 10 Gedichte (1909/1919), Komödie (1919)
- I 11 Seeland (1919)
- I 12 Die Rose (1925)

### Drucke in Zeitschriften (6 Bde.)

- II 1 Drucke in der Neuen Rundschau
- II 2 Drucke in Die Rheinlande
- II 3 Drucke in der Schaubühne/Weltbühne
- II 4 Drucke in verschiedenen Zeitschriften 1  
(Die Ähre – Der Morgen)
- II 5 Drucke in verschiedenen Zeitschriften 2  
(Nebelspalter – Schweizerland)
- II 6 Drucke in verschiedenen Zeitschriften 3  
(Simplicissimus – Die Zukunft)

### Drucke in Zeitungen (7 Bde.)

- III 1 Drucke im Berliner Tageblatt
- III 2 Drucke in Der Bund
- III 3 Drucke in der Neuen Zürcher Zeitung
- III 4 Drucke in der Prager Presse (2 Bde.)
- III 5 Drucke im Prager Tagblatt
- III 6 Drucke in verschiedenen Zeitungen  
(Basler Nachrichten – Wiener Tag)



**Werkmanuskripte (3 Bde.)**

- IV 1 Geschwister Tanner
- IV 2 Der Gehülfe
- IV 3 Seeland

**Manuskripte zu kleineren Formen (6 Bde.)**

- V 1 Berner Manuskripte (4 Bde.)
- V 2 Prager Manuskripte
- V 3 Verstreute Bestände

**Mikrogramme (ca. 10 Bde.)**

- VI 1 Mikrogramme 1924/25
- VI 2 Mikrogramme 1925 (I)
- VI 3 Mikrogramme 1925 (II)
- VI 4 Mikrogramme 1925/26
- VI 5–10 Mikrogramme 1926–33

**Supplement 1**

Rezeptionsdokumente zum literarischen Schaffen  
Robert Walsers 1898–1933

**Supplement 2**

Rezeptionsdokumente zum literarischen Schaffen  
Robert Walsers 1934–1956

**Supplement 3**

Findbuch (Werk- und Abdruckregister)  
(online laufend aktualisiert; Print und E-Book zum Abschluss  
der Ausgabe)

**Schwabe** ISBN 978-3-7965-4827-7